CLARA VIEBIG

Elisabeth Reinharz' Ehe

WHINK E-BOOKS

Elisabeth Reinharz' Ehe

Es lebe die Kunst!

Roman

Clara Viebig

Berlin:
Neufeld & Henius [o. J; ca. 1929]
20. Auflage.
Zuerst erschienen unter dem Titel
›Es lebe die Kunst!‹ (1899).

IMPRESSUM | COPYRIGHT

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.
whink e-Books werden ohne jegliche Gewährleistung kostenfrei angeboten.

© 2025 whink e-Books | wolfganghink
whink44@posteo.de

Inhalt

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Zu diesem E-Book

Erstes Buch.

1.

In der Alsenstraße hielt eine Reihe von Droschken unter den braunen, knospenden Bäumen.

Vom Tiergarten herüber wehte eine angenehme laue Luft mit leisem Frühlingsmahnen.

Oben in der ersten Etage des eleganten Eckhauses waren die Fenster erleuchtet; dreizehn in der Front. In Pausen von halben Stunden reckte sich einer der verschlafenen Kutscher auf seinem Bock, dehnte die steifen Glieder, gähnte und deutete hinauf nach den hellen Fenstern — das konnte noch lange dauern, erst zwölf, die amüsierten sich noch.

In der großen, komfortablen Wohnung des Bankiers Mannhardt wogte die Gesellschaft; fast hundert Personen, Elite des Geistes.

Das Souper war ausgezeichnet gewesen und soeben beendet.

Man wandelte durch die Räume. Wie die Wohnung eingerichtet war, herrlich! Das heißt kein übertriebener Luxus, nirgendwo ein Hauch von Protzentum. Alles fein, diskret, sanfte Farben in harmonischer Abtönung; ein gediegener, vornehmer Geschmack. Möbel aus allen Zeiten, Bouleschränkchen, Rokokosofas, Renaissancestühle; aber jedes am richtigen Platz, von einer graziösen Laune zusammengestellt.

Da war ein lauschiges Eckchen hinter der mit künstlich verschossenem Damast bekleideten spanischen Wand; Blumen dufteten in der venezianischen Schale, und eine geschickte Kopie nach irgendeinem alten Meister schaute darauf nieder — der Lieblingsplatz der Hausfrau. Da saß sie gern, stützte das

dunkel[6]lockige Köpfchen mit den klugen Augen in die kleine Hand und spann feine Fäden.

Überall Büsten und Statuetten. Verschiedene moderne Meister, die Hausfreunde waren, hatten den Hausherrn verewigt. Hier auf einem Gemälde: am Klavier, die Augen, weit aufgeschlagen, mit einem geistvollen Ausdruck in die Fern gerichtet. Dort in Gips: ein Buch in der ausdrucksvoll modellierten Hand; diese Büste sollte in Marmor ausgeführt werden. Geschmackvoll reihten sich so moderne Werke denen früherer Jahrhunderte an.

Bankier Mannhardt war in allen Künsten zu Hause und ein Protektor aller Künstler. Seine Bibliothek enthielt sowohl gelehrte Folianten als jede Neuerscheinung auf dem Gebiet der schönen Literatur, Biographien, Memoiren, Notenstöße, Prachtwerke, Autogramme von Musikern, Denkern und Dichtern; die wertvollsten Stücke davon unter Glas in geschmackvollen Rahmen. Er selbst leistete Bedeutendes im Klavierspiel, aber er verschmähte es nicht, bei einer pianistischen Größe der Residenz noch weiter zu studieren. Die Börse betrieb er nur so nebenbei; in offenherzigen Stunden gestand er es, er hätte eigentlich seinen Beruf verfehlt — Künstler, Künstler, das war's! Er war sich nur noch nicht klar geworden, zu welcher Kunst ihn seine Begabung am gebieterischsten drängte.

Frau Leonore Mannhardt war die einzige Tochter eines reichen Handelshauses; sie hatte ihren Mann aus Liebe geheiratet. Als kleiner Kommis, aus irgendeinem Winkel Posens gebürtig, war er nach Berlin gekommen; sie hatte ihm die Stellung gemacht. Galante Zungen nannten sie eine zweite Rahel, eine Henriette Herz.

Heute exzellierte Frau Leonore am Klavier; ihr Mann hielt in Gesellschaft stets mit seinen persönlichen Leistungen zurück. Sie sang ein kleines Liedchen, das ihr Gatte, Gott weiß wo, ausgegraben hatte; sie sang es mit angenehmem Stimmchen [7] und feiner Pointierung, begleitete sich selbst, und zwar stehend, die wenigen Akkorde lässig auf dem Klavier anschlagend, das Gesicht mit liebenswürdigem Ausdruck ihren Gästen zugekehrt.

Der Beifall war groß. Sie lächelte und deutete auf ihren Gatten, der mit gekreuzten Armen am anderen Ende des Flügels lehnte.

»O bitte, nicht ich — dort! O nein, meinem Mann gebührt das Verdienst!«

»Nein, nein, Lorle!« lehnte er lebhaft ab. »Ich bitte dich, ich habe durchaus kein Verdienst hierbei!« Er warf ihr eine Kußhand zu. »Dir allein gebührt es!«

»Ihnen beiden! Allen beiden!« Man überschüttete das Ehepaar mit Komplimenten: einzig in seiner Art, dies geniale Zusammenwirken von Mann und Frau. »Mehr, bitte mehr!«

Man umringte den Flügel. Diener mit Kaffee, Bier und Likören konnten sich kaum durchdrängen.

»Bitte, bitte!«

»Es sind ja so viele bedeutende Künstler hier!« Die Augen der Hausfrau streiften durchs Zimmer, sie neigte sich verbindlich. »So viele Größen … ich muß mich verstecken!«

»Laß dich erweichen, Lorle!« rief Mannhardt. »Bitte, einen Augenblick!« Er stürzte ins Nebenzimmer. Eine Mandoline am himmelblauen Bande schwingend, kehrte er zurück. »Hier, mein Kind, nun tu's mir zuliebe!« Er führte zärtlich ihre Hand an die Lippen: »Singe!«

Man war ganz Ohr.

Und nun klimprige Mandolinenklänge. Mit einer gewandten Bewegung hatte Frau Leonore das himmelblaue Band um den Nacken geworfen; den dunkellockigen Kopf nach links geneigt, den Oberkörper leicht zurückgebogen, lehnte sie in ihrem schlichten weißen Kleide auf einem Taburett.

»Mignon!« sagte jemand.

Sie klimperte und sprach halb, sang halb dazu; getreu nach [8] berühmtem Muster. Es war die betrübende Geschichte vom Mutterherzen, das der entmenschte Sohn herausreißt und der entmenschten Geliebten bringt. Im raschen Lauf kommt er zu Fall.

»T'es-tu fait mal, mon enfant?« stöhnt noch das zuckende Mutterherz. Klänge von unbeschreiblicher, rührender Besorgnis,

letztes, halb geächztes Stammeln einer übermenschlichen Liebe.

Frau Leonore trug geschmackvoll vor; es ging einem ans Herz. Die Damen wischten sich Tränen ab, die Männer schauten gedankenvoll vor sich nieder. Mannhardt geleitete die Gattin zärtlich besorgt zum Diwan, sie war selbst sehr ergriffen.

Die Diener präsentierten neu besetzte Tabletts. Man trank Champagner, man stieß an:

»Es lebe die Kunst! Hoch! Hoch unsere Wirte!«

Ruhig blickte überm Flügel Meister Sebastian Bach unter einer Allongeperücke, ihn ging das nicht an. Seine Büste stand der neuesten des Hausherrn gegenüber. Frau Leonore hatte darauf bestanden, diese müßte ins Musikzimmer; trotzdem der Hausherr lebhaft protestierte, war sie mit Hilfe einiger Freunde dort aufgestellt worden. Die weißen Gipsgesichter sahen sich voll an.

Es war ein animierter Abend; das Programm wechselte. Eine große Sängerin, der Stern des Opernhauses, sang; man öffnete die Fenster, der Musiksaal war zu eng für dieses mächtige Organ.

Unten wachten die Kutscher auf: »Alle Achtung, zetert die!« Sie lauschten.

Dann deklamierte zur Abwechslung eine junge, talentvolle Schauspielerin. Fräulein Silvia Maschka gehörte der neuen Schule an; von Pathos keine Spur, sie war ganz Natur. Sie hatte Gedichte eines jungen Lyrikers zum Vortrag gewählt. Er war unbekannt, sie protegierte ihn; sie sprach rasch, sehr rasch, [9] kein Mensch verstand ein Wort. Aber man applaudierte ihr, man sagte: »Bravo!«, sie sah so allerliebst aus mit ihrem lebhaften Mienenspiel und den erhöhten Farben.

Auf dem Lieblingsplatz der Hausfrau, hinter der spanischen Wand, hatten sich die Schriftsteller zusammengefunden; sie kamen heute nicht genügend zur Geltung.

Auf dem kleinen Eckdiwan hatten drei Damen Platz genommen. Ein Herr mit Nußknackerzähnen und Ansatz von Embonpoint machte ihnen mit seltener Unparteilichkeit den Hof. Es war Bolten, der Chefredakteur eines sehr beliebten Unterhaltungsblattes; und

diese drei waren die Sterne seines Journals. Drei große Talente auf *einem* Sofa!

Links, Alinde Rosen, beherrschte den Salon; entzückende graziöse Plaudereien entstammten ihrer Feder, sie traf den Ton der guten Gesellschaft wie kein anderer Autor; ihre Helden waren unglaublich männlich, ihre Heldinnen unheimlich schön, Verlobung und Hochzeit die Hauptthemata. Jedes Werk ihrer Feder setzte die liebenswürdigen Leserinnen in Brand.

Alinde Rosen war befreundet mit Frau Mia Widmann, der reizenden Blondine in der Mitte, deren Füßchen kaum den Boden erreichten. Diese kleine Frau war eine energische Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Mit männlicher Kraft zog sie ins Feld. »Ich schreibe unter M. Widmann. Man hält mich für einen Mann«, sagte sie stolz. Ihr Madonnenköpfchen schwärmte für »freie Liebe«, trotzdem sie selbst Mann und drei Kinder hatte. Mädchen, die arbeiten mußten, nannte Widmann »Märtyrerinnen« und Mädchen, die nichts taten, »Opfer ihrer Familie«.

Heute war sie sehr erregt. Sie sprach mit ihrer Nachbarin in der rechten Sofaecke, der schönen Frau von Lindenhayn.

»Ist es nicht unerhört? Da verurteilen sie das arme Weib, weil es den Mann, der es verraten hat, niederschießt. Solche Ungerechtigkeit! Wir dürfen sie uns nicht gefallen lassen!« [10] Sie warf das Köpfchen hintenüber, daß die kunstvoll gedrehten Löckchen auf der faltenlosen Stirn wippten. »Wir Schriftstellerinnen sind zu Führerinnen, zu Verteidigerinnen der unterdrückten Frauenwelt bestimmt. Wollen wir nicht einen Verein gründen zur ›Wahrung der geistigen und körperlichen Interessen der Frau‹? Wir könnten doch vorderhand schon immer die Woche einmal zusammenkommen und beraten. Und denken Sie, welch interessante Stoffe lassen sich finden, wenn man hinabsteigt ins intime Leben der Frau! Doktorchen,« sie streckte die Hand nach Bolten aus, »Sie werden Schriftführer. Einen Mann müssen wir haben!«

»Natürlich!« Der Redakteur küßte die ausgestreckte Hand; er

hatte keine Ahnung, von was die Rede war. »Ich bin dabei! Alle drei Damen mit von der Partie?« Er sah sie schmunzelnd der Reihe nach an: alle drei nicht zu verachten. Frau von Lindenhayn war eine bewunderungswürdige Schönheit, die kleine Widmann pikant, Alinde Rosen hatte noch schöne Reste.

»Von was ist denn die Rede?« fragte Alinde. Sie hatte bis dahin mit einem blutjungen Bürschchen in Einjährigenuniform kokettiert; sie studierte das Militär. »Von was wird denn gesprochen?«

»Wir wollen uns der leidenden Frauenwelt erbarmen«, antwortete ernst die Widmann. »Wir müssen helfen!«

»Pst!«

In der Tür des Musikzimmers stand die Hausfrau. Fräulein Maschka hatte eben das »Hexenlied« von Wildenbruch, eine Meisterleistung sinnverwirrender Schnelligkeit, beendet. Ein Beifallssturm brauste, ein Orkan der Begeisterung für Dichter und Interpretin.

Frau Leonore bat um Gehör.

»Himmel, schon wieder eine Rede? Sie hat ja bei Tisch erst geredet«, flüsterte die Widmann.

Bolten nickte geheimnisvoll. »Sie schreibt auch.«

[11] »Verzeihen Sie, wenn ich noch um eine halbe Stunde Gehör bitte«, sprach die Dame des Hauses.

Halbe Stunde —? Eine merkliche Unruhe flog durch die Festräume.

»Hier,« die Gastgeberin zog mit liebenswürdigem Lächeln ein junges Mädchen vor, das bescheiden hinter ihr gestanden hatte, »hier, Fräulein Elisabeth Reinharz soll uns eine ihrer kleinen Novellen vorlesen. Urteilen Sie dann selbst!«

Was — wer? Vorlesen? Man wurde aufmerksam.

»Wieder eine Dilettantin mehr!« seufzte Frau Widmann.

»Ein ganz angenehmes, aber unbedeutendes Gesicht!« Die schöne Lindenhayn hielt sich die langgestielte Lorgnette vor die Augen.

Alinde Rosen war gutmütig. »Sie ängstigt sich!«

»Passen Sie auf, Doktor,« neckten die drei, »nun bekommen Sie was zu drucken; Frau Mannhardt protegiert wieder!«

»Ich lasse mich nicht bestimmen«, sagte Bolten. »Ich bin auch gar nicht neugierig.«

Sie standen aber doch alle auf und näherten sich der Tür des Musiksaales.

Drinnen, gerade unter dem Kronleuchter, saß das junge Mädchen.

»Wie heißt sie?« fragte man leise.

»Reinhard oder Reinharz,« flüsterte es Antwort, »aus Posen, Hinterpommern oder sonstwo her.«

Das Mädchen begann; erst schüchtern, mit belegter Stimme, dann wurde ihr Organ kräftig, sie las ruhig und sicher.

Merkwürdig genug nahm sich die einfache Geschichte in diesem Salon aus; nichts war darin von Geist, keine einzige, auch nur annähernd geistreiche Wendung, nur eine starke ehrliche Empfindung. Wie Duft von erdiger Scholle stieg's auf; ein Geruch nach Land, nach Stall, nach Bauernstuben, nach nahrhaftem Korn, nach Wiesenheu und harzigen Wäldern zog [12] über die parfümierten Möbel. Grüne Raine, buntblumig und taubesprengt, blaue Kiefernwälder in der Ferne, Heide, raubvögeldurchkrächzt und sturmzerzaust; kräftige Menschen mit starken, unverkümmerten Gefühlen wanderten barfuß über rauhe Ackerschollen. Der Horizont war frei, die Luft ging scharf.

Die Zuhörer sahen sich an.

»Starker Erdgeruch!« murmelte der kleine blonde Mann in der Ecke, der bekannte Verlagsbuchhändler Maier. Er drängte sich etwas vor und spitzte die Ohren.

»Wie finden Sie's denn, Maier?« fragte der vor ihm stehende Herr und drehte sich nach ihm um. »Janz nett, was? Wie, jut sagen Sie? Natürlich; habe ich jleich jesagt!« Er spielte mit seiner schwer goldenen Uhrkette und lächelte wie ein stets von der eigenen Meinung Überzeugter. »Passen Sie mal auf, ich sage Ihnen, die wird was! Denken Sie dran, Maier, ich hab's Ihnen jesagt.«

Während Elisabeth Reinharz las, wurden ihre frischen Wangen blasser, ihre hellen Augen schimmerten dunkler, sie schauten ernst. Ihre Brust breitete sich in tiefen Atemzügen, ihre Nasenflügel zitterten wie die eines edlen Renners, der die Freiheit wittert. Ihr Organ tönte voll, jede Empfindung zog über ihr offenes Gesicht; sie hatte die Zuhörer vergessen.

»Hübsches Mädchen!« Die Herren zeigten viel Wohlgefallen.

Leonore strahlte. Sie fühlte den belebenden Hauch der frischen Mädchenlippen sich ihrem Salon mitteilen. Ihr Schützling gefiel.

»Liebchen, reizend!« rief sie, als Elisabeth geendet hatte. Sie gab damit das Signal zum Beifall. Sie reckte sich auf die Zehen, um das große Mädchen auf die Wange zu küssen.

Auch Mannhardt machte seine Komplimente. »Wie recht meine Frau gehabt hat! Sie haben viel Talent. Meine Frau [13] irrt sich nie in so etwas, nicht wahr, Lorle?« Er küßte dem Mädchen die Hand und hielt dabei ihre Finger mit besonderem Druck; sie entzog sie ihm rasch mit tiefem Erröten. Wie war das alles so ungewohnt, so komisch! Sie lachte fröhlich auf.

Man beachtete sie jetzt allgemein und redete sie an; vorher war ihr keine Unterhaltung geglückt, denn sie verstand nicht diese prickelnde, alle Gebiete streifende Art. Selbst die drei dort in der Tür, die gefeierten Schriftstellerinnen, nahmen Notiz von ihr.

Frau von Lindenhayn schob ihr mit einem forschenden Blick der schönen, melancholischen Augen den Zeigefinger unter das Kinn: »Nun, Kleine?«

Die Widmann sagte rasch: »Besuchen Sie mich!«

Und Alinde Rosen nahm freundschaftlich ihren Arm: »Kommen Sie, setzen Sie sich mit in unser Schmollwinkelchen! Man kann da so intim unter sich plaudern.« Ihr Blick suchte unruhig.

»Alles andere«, sie unterbrach sich und lächelte liebenswürdig dem Einjährigen zu, »ist so ermüdend!« —

Währenddessen strich Leonore von Gruppe zu Gruppe; sie erzählte die Geschichte ihres Schützlings. »Sie müssen sich wirklich ein bißchen für die Reinharz interessieren, lieber Goedecke!« bat sie

den Mann mit der schwer goldenen Uhrkette. »Die Kleine kommt fremd aus der Provinz, da hat sie bis zum Tode ihres Onkels, eines alten, schrulligen Junggesellen, auf dem Lande gelebt — denken Sie an, und das Talent! Es wäre ein Jammer, wenn es in falsche Hände geriete. Ein harmloses Geschöpfchen, und dazu noch eine Waise!«

»M. w., ist janz mein Fall, Talente poussieren. Lassen Sie man jut sein, verehrte Jnädige, arrangieren wir, arrangieren wir! Ein Wort von mir an Bolten, und er akzeptiert jleich was von ihr. Ich werde auch mal mit dem Vorstand des literarischen Klubs über das Fräulein reden. Sie kann ja da mal was von [14] ihren Sächelchen lesen am nächsten Vortragsabend. Ist dein Publikum neu, sieht scharmant aus.«

»Ach ja, lieber Goedecke,« Frau Leonore lächelte erfreut und zugleich ein wenig maliziös, »arrangieren Sie die Sache, Sie haben ja alle in der Tasche. Und Sie,« sie wandte sich mit verbindlicher Kopfneigung nach der anderen Seite, »was halten Sie von meinem Schützling, Herr Maier?«

Der Verleger lächelte fein, sein blasses, blondes Gesicht mit den etwas plattgedrückten Zügen sah klug drein. »Erdgeruch!« sagte er wieder. »Hm — nicht unliterarisch!«

Mehr war nicht aus ihm herauszulocken; Frau Leonore mußte sich entschließen, weiterzuziehen.

Nach einiger Zeit jedoch sah man Maier suchend umherblicken und dann im Nebenzimmer verschwinden.

Er fand Fräulein Reinharz hinter der spanischen Wand. Sie saß auf dem Ecksofa, eingeschlossen zwischen Alinde Rosen und Frau von Lindenhayn; die kleine Widmann hatte sich auf die Seitenlehne gehockt. Der getreue Bolten stand bei seinen Damen wie der Hahn auf dem Hühnerhof.

Die Begrüßung fiel ziemlich kühl aus. Maier war reserviert, nur der schönen Lindenhayn schüttelte er die Hand. Dann bat er, mit einem Blick auf das junge Mädchen: »Haben Sie die Güte, mich vorzustellen, gnädige Frau!«

»Herr Verlagsbuchhändler Maier!« Die Lindenhayn lächelte, ihre

dunklen Augen sahen den kleinen blonden Mann ordentlich zärtlich an. »Fräulein Reinharz!«

Maier machte eine knappe Verbeugung. »Schreiben Sie schon lange, gnädiges Fräulein?«

»Nein.« Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen. Welches Glück, der Verlagsbuchhändler Maier ließ sich ihr vorstellen! Man hatte ihn ihr bei Tisch gezeigt: Großer Verleger, ganz moderner Verlag, findet alle Talente. Maier — Maier — unter den vielen sie umschwirrenden Namen hatte sie diesen nicht vergessen.

[15] »Also noch nicht lange. Ist schon viel gedruckt?« forschte er.

»Ach nein!« Sie sah ihn ehrlich mit den dunkelbewimperten rauen Augen an. Ein Seufzer folgte: »Leider nicht!«

Es zuckte wie Lächeln um seinen Mund. »Wird schon kommen.«

»Meinen Sie?!« War das ein Aufleuchten in den grauen Augen, das ganze Gesicht strahlte. Sie faßte, von plötzlichem Impuls getrieben, nach seiner Hand: »Ach, wenn Sie mir helfen würden! Ich möchte so gern vorankommen. Ich muß voran!« Das letzte stieß sie zwischen den Zähnen hervor, dann preßten sich ihre Lippen aufeinander, ihr Gesicht veränderte sich, ihre weichen Züge wurden straff.

Maier lächelte nicht mehr; jetzt sah er, das rosige Kinn war energisch, und die dunklen Brauen in dem Mädchengesicht waren sicher gezogen. »Geben Sie mir Ihre Adresse, gnädiges Fräulein. — Lützowstraße?« Er zog sein Notizbuch heraus. »So. Lützowstraße acht, drei Treppen.«

»Vier«, verbesserte sie.

»Also vier, schön.« Er reichte ihr die Hand. »Auf Wiedersehen!« Er ging nach flüchtigem Gruß gegen die übrigen.

»O diese Verleger!« Mia Widmann rutschte von ihrer Lehne herunter. »Wo sie etwas Neues wittern, sind sie dahinter her wie der Teufel hinter der armen Seele. Wie hat er es mit der Starzynska gemacht! Solange sie billig zu haben war: enfant gâté; jetzt, wo sie Ansprüche macht, machen kann, läßt er sie links liegen. Denken Sie,« sie wandte sich an die Lindenhayn, »er hat ihr das Trauerspiel

zurückgegeben! Das Packendste, was je geschrieben wurde!«

»Finden Sie?« sagte kühl die schöne Frau.

Die Widmann fuhr auf: »Töne findet sie darin, Töne! Die ganze unterdrückte Frauenseele macht sich Luft. Es ist unerhört von Maier! Er taugt nichts, wie alle Verleger!«

»Ich finde Maier sehr gut.«

[16] »Sie verlegen doch aber nicht bei ihm?«

Frau von Lindenhayn zuckte die Achseln, es konnte ebensogut »nein« wie »ja« bedeuten. Sie verriet nicht, daß sie ihm ihr neuestes Buch angeboten hatte.

»Natürlich ›nein‹,« sagte Bolten, »sonst hätte ihn unsere Freundin doch nicht gelobt. Ich möchte den Autor sehen, der mit seinem Verleger zufrieden ist. Mit dem Redakteur geht's ebenso. Ich allein mache eine rühmliche Ausnahme, nicht wahr, meine Damen?«

»Ja, Sie, Doktorchen, Sie!« Die drei überschütteten ihn mit Komplimenten.

Elisabeth wunderte sich, sie hatte bis jetzt noch nicht gewußt, daß Damen einem Herrn die Cour machen. Sie mußte dem Doktor eigentlich auch etwas Angenehmes sagen, Frau Mannhardt hatte ihr eingeschärft, besonders liebenswürdig gegen ihn zu sein. Es fiel ihr gar nichts ein. Eine unsichtbare Hand legte sich auf ihren Mund, eine Stimme tief innen sprach: »Du wirst doch nicht? Einschmeicheln — pfui!« Sie saß wie ein Stock.

Nun nahte die Dame des Hauses und brachte Goedecke mit.

»Hier, Liebchen!« Sie winkte Elisabeth zu sich, und diese sprang froh auf; ihr war so beklommen gewesen auf dem kleinen Sofa hinter der spanischen Wand. »Hier, ich möchte Sie mit Herrn Eugen Goedecke bekannt machen, er ist sehr entzückt von Ihrer Novelle.« Sie huschte fort.

»Ich werde Sie im literarischen Klub vorlesen lassen, Fräulein«, sagte Goedecke. »Sie lesen janz nett. Morjen über vierzehn Tage. Ich schreibe Ihnen noch darüber.«

»Wirklich?!« Wieder dieses Aufleuchten des Mädchengesichtes. »Was, wo soll ich lesen?« Sie atmete hastig, wie bei schnellem Lauf.

»Wie gütig von Ihnen!«

»Jeben Sie mir Ihre Adresse.«

»Lützowstraße acht, vier Treppen.« Sie lachte glückselig. »Ich habe sie auch schon dem Herrn Maier gegeben. Dem [17] großen Verlagsbuchhändler, wissen Sie!« Sie biß sich auf die Unterlippe und preßte die Hände ineinander, als müsse sie so einen lauten Freudenschrei unterdrücken. »Habe ich ein Glück!«

»Na,« er sah sie von unten bis oben an, machte ein bedenkliches Gesicht und schüttelte dann gravitätisch den Kopf, »ich möchte Ihnen doch raten, sich da quasi nicht zu illusionieren. Ich kenne Maier. Übrigens, was hat er denn zu bedeuten?« Er zuckte die Achseln. »Das bißchen Moderne!«

Sie sah ihn ganz enttäuscht an. »Ich dachte doch …«

»Ja, liebes Fräulein!« Er lächelte überlegen. »Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht. Lauter Komplikationen, sage ich, Sie können sich schon auf meinen Scharfblick verlassen. Diese Leute, pah!« Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Aber wieso denn?« Das Mädchen wurde ganz blaß. »Eben sagte noch die Dame, die schöne Frau von Linden… Linden… ach, Sie wissen schon, die dort in dem ausgeschnittenen Samtkleid mit dem Brillantstern, die schien viel Wert auf Herrn Maier zu legen!«

»Kunststück! Er wird ihr neuestes Buch verlegen sollen, nimmt ja kein anständiger Verlag. Lauter Nuditäten. Wissen Sie, Fräulein,« Goedecke beugte sich näher und flüsterte geheimnisvoll, »Intrigen, Komplikationen, nichts weiter. Trauen Sie keinem. Mit dem«, er blinzelte mit einem Auge nach Bolten, »lassen Sie sich man schon gar nicht ein!«

»Aber die Damen, mein Gott, die berühmten Schriftstellerinnen, alle drei sind doch mit ihm …«

Er ließ sie gar nicht ausreden. »Lauter Komplikationen!« Er klopfte ihr auf die Hand. »Aber seien Sie nur ganz außer Sorge, ich bin auch noch da, und was ich anfange,« er rieb sich die Hände und blies die Backen auf, »hat immer Schick. Da habe ich neulich … Er brach ab und fuhr hastig herum: »Rief da nicht jemand meinen

Namen? Ach so, Direktor Schwertfeger!« Er hielt die Hand vor den Mund: »Janz jenialer [18] Direktor. Sucht den dritten Mann zum Skat. Ja, ja, ich komme schon! Verzeihen Sie, Fräulein, ich bin unabkömmlich!« Er machte eine hastige Verbeugung. »Sie hören noch von mir!« Fort war er.

Elisabeth sah noch, wie sein schwarzer Frack zwischen Türen und Menschen durchschwänzelte; sie wußte nicht recht, warum, aber sie hatte große Lust zu lachen. Der Kopf wirbelte ihr; langsam ging sie zum Sofa zurück.

»Der gute Goedecke hat sich ja ordentlich ins Zeug gelegt«, sagte Bolten.

»Was ist der Herr?« fragte Elisabeth schüchtern.

Ein heimliches Lächeln glitt über die Gesichter. Keine Antwort.

»Wer ist er eigentlich?« fragte sie noch einmal.

»Das ›eigentlich‹ ist köstlich! Haha, hahaha!« platzte der Doktor heraus, er schien sich zu amüsieren. »Ja, mein Fräulein, da fragen Sie etwas viel. Sagen wir«, er dämpfte seine Stimme, »Hans in allen Ecken. Ein reicher Mann mit literarischen Ambitionen. ›Ich ambitioniere‹, würde er sagen. Er sitzt im Vorstand aller möglichen und unmöglichen Vereine, hat Geld bei x Zeitungen, Journalen und Theatern, darf deshalb mehr oder weniger ein Wort mit dreinreden. Im übrigen versteht er von der Literatur soviel wie der Ochs vom Lautenschlagen.«

»Ach!« Mehr brachte Elisabeth nicht heraus. Sie saß ganz stumm und steif. Es war gut, daß es hier bald zu Ende ging; einzelne empfahlen sich schon. Sie unterdrückte ein Gähnen, eine große Müdigkeit kam über sie und eine leis sich regende Enttäuschung. Diese wich erst, als Frau Leonore sie beim Abschied in die Arme schloß.

»Liebes Kind, reizend! Man hat mir unausgesetzt Komplimente gemacht. Ich habe Sie Doktor Bolten warm empfohlen. Verlagsbuchhändler Maier hat auch mindestens eine [19] halbe Stunde mit mir über Sie gesprochen. Zu schade, dass unser Eisenlohr heute nicht hier sein konnte, aber ich hoffe, ein andermal!

Ich muß Sie doch mit unserem größten Dichter bekannt machen.«

»Sie sind so gut!« Elisabeth beugte sich über Frau Leonores kleine Hand und drückte ihre warmen Lippen darauf.

»Herzchen!« Leonore wurde ganz enthusiastisch. »Wir müssen uns du nennen! Wenn man so gleich denkt und gleich empfindet wie wir. Also ›du‹ — — hörst du? Und wann kommst du wieder zu mir? Morgen, übermorgen? Komm morgen! Wir haben so viel zu plaudern. Und sei fleißig, hörst du, sei fleißig, kleines Genie!«

Das war das letzte Wort. Elisabeth stand unten auf der Straße und sah die Dunkelheit nicht; es war hell um sie, ganz hell, ihre Augen leuchteten, als spiegelte sich Sonne darin wider.

Sie hatte sich Fräulein Rosen angeschlossen. Elisabeth hätte sich nichts daraus gemacht, zu Fuß zu gehen, aber schon bei dem Gedanken war Alinde ganz entsetzt. »Wo denken Sie hin, zwei junge Mädchen so spät in der Nacht allein! Noch dazu in der Nähe des Tiergartens und in meiner Toilette!« So nahmen sie eine Droschke.

Elisabeth war sehr gesprächig, das Glücksempfinden, das sie durchströmte, hatte ihr die Zunge gelöst. Die Droschkenfenster ratterten, der Hufschlag des müden Gauls klapperte auf dem Asphalt, die Räder polterten über Straßenbahngeleise, ihre helle Stimme übertönte alles. »Und glauben Sie wirklich, daß ich vorlesen darf? Ach, und wenn der Doktor was von mir druckte! Wie gut die Menschen sind! Was Frau Mannhardt — Leonore«, verbesserte sie sich, »doch alles für mich tut!«

»Sie sind wohl sehr befreundet?« fragte die Rosen.

»Nein, eigentlich gar nicht; bis jetzt wenigstens nicht. Aber nun. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Herrn Mannhardt, unser Arzt in Meseritz ist ein Verwandter von ihm. Der inter[20]essiert sich für mich — ach, mein guter Doktor! Er schrieb Herrn Mannhardt einen langen Brief, und ich ging dann gleich den ersten Sonntag Punkt zwölf hin.«

»Dieser Arzt in Meseritz ist wohl noch ein junger Mann?« Na, na!« Alinde witterte gleich einen Roman; sie droht schelmisch mit dem Finger.

Elisabeth sah sie groß an. »Er war ein Freund meines Großonkels«, sagte sie ernst. »Er hat ihm auch die Augen zugedrückt. Er war sehr gut zu mir, es wurde mir schwer, mich von ihm zu trennen. Aber ich *wollte* nach Berlin, ich *mußte* nach Berlin, ich muß etwas erreichen!« Die Droschke schien zu eng für den vollen, freudigen Klang dieser Stimme: »Ich *muß*!«

»Ach ja,« seufzte die Rosen, »diese Illusionen haben wir alle gehabt!«

»Sie seufzen?« Elisabeth wurde ganz eifrig. »*Sie* können sich doch gewiß nicht beklagen. Wer so viel erreicht hat!«

Alinde sprach nachlässig: »So meine ich das ja gar nicht. Man stumpft eben so ab. Im Anfang, wenn einem alles neu ist, ist man schon glücklich, nur seinen Namen gedruckt zu sehen. Jetzt — du lieber Gott! Es berührt mich nicht einmal mehr, wenn ich die glänzendsten Rezensionen oder irgendeinen Essay über mich lese.« Sie lehnte sich zurück und zog den eleganten Pelzmantel fester um die entblößten Schultern.

Elisabeth sah sie bewundernd an.

»Es erscheint jetzt wieder ein Roman von mir in Boltens Blatt, einer bei Bornemann und einer im Feuilleton der ›Süddeutschen Zeitung‹. Ich schreibe doch so das Jahr meine zwei bis drei Romane, abgerechnet die kleineren Sachen.«

»Um Gottes willen!« sagte Elisabeth.

»Jeden Tag Briefe und Briefe, Anfragen von Redaktionen. Ja, es wird auch zu viel! Mein Arzt sagt: ›Sie überreizen Ihren Geist.‹ Aber was soll ich machen? Sie sollen mal [21] meinen Schreibtisch sehen: Haufen unbeantworteter Anfragen. Meine Schreibmaschine klappert den ganzen Tag, aber ich kann doch nicht alle Versprechen einlösen.«

Elisabeth sagte nichts mehr, sie sah nur immer groß drein.

Alinde wurde zutraulich: »Und sowie etwas Neues von mir erscheint, regnet’s Blumen in meine Studierstube. Und reizende kleine Aufmerksamkeiten. Besuchen Sie mich doch, ich zeige Ihnen alles, ja?«

»Das möchte ich wohl.« Elisabeth reichte ihr die Hand. »Ich danke Ihnen, ich komme sehr gern.« Und dann mit einem Seufzer: »Ach, wenn ich's nur jemals halb so weit brächte!«

»Anerkennung tut freilich wohl,« Alinde lehnte sich noch bequemer hintenüber, »aber das Höchste ist doch die eigene Befriedigung des schaffenden Künstlers. Ich mache ziemlich viel mit, aber selbstverständlich nur zu Studienzwecken. Die feinsten Motive finden sich allein im Salon. Herrliche Stoffe, großartige Stoffe! Diese wunderbaren Fäden von Mensch zu Mensch, von Mann zu Weib belausche ich. Ach, wenn ich alles erzählen wollte!«

»Entschuldigen Sie!« Das Mädchen legte die Hand auf den Griff der Wagentür. »Ich steige jetzt aus, hier ist mein Haus. Halt, Kutscher!«

»Adieu, liebes Fräulein!« Alinde war sehr freundlich. »Sie besuchen mich also?«

Elisabeth stand schon draußen, ihr Gesicht nickte noch einmal in den Wagen zurück. »Sehr gern!« — — —

Hastig stieg Elisabeth die vier Treppen hinauf zu ihrer Gartenwohnung. Gartenwohnung? Nichts als Dächer, lauter Dächer. Tief unten ein enger Hof mit einem kleinen Rasenfleck in der Mitte. Wie im Traum war sich das Mädchen hier anfangs vorgekommen; sie, die immer gewohnt gewesen war, gleich aus der Stube im Garten zu sein, sie mußte nun viele, viele Stufen hinauf- und hinabsteigen. Merkwürdig, wie das [22] ganze Berliner Leben, war auch das: immer in Hut und Handschuhen gehen, nie einen Satz über Gräben machen und im Schlendergang den Wald durchstreifen. Rasch genug hatte sie sich eingewöhnt, drei Monate war sie erst hier. Sie nahm die Treppen wie selbstverständlich.

Sie leuchtete sich jetzt mit dem Wachszündhölzchen und schloß geräuschlos die Tür ihrer Wohnung auf. Da war die Küche — und da die zwei Stuben. Auf den Zehen ging Elisabeth, um die alte Mile nicht zu stören, die hinter einem Vorhang in der kleinen Küche schnarchte.

Langsam, wie träumend, legte sie ihre Kleider ab. So spät war

sie in ihrem Leben noch nicht zu Bett gegangen, nur vor dreiviertel Jahren im Mai, als der Großonkel die Augen geschlossen hatte. Sie mußte jetzt so sehr daran denken, damals war sie unglücklich gewesen, und heute? So glücklich!

Damals sangen die Nachtigallen draußen im dunklen Landgarten, durch die geöffneten Fenster des Sterbezimmers brachte der Nachtwind einen Duftstrom von den ersten Blüten des Jahres. Im Stall brüllten dumpf die Kühe, die Pferd schnauften, Nero winselte im Hausflur, und die Katze schlich miauend um die Tür — vertraute Stimmen, die ihren Herrn riefen.

Heute alles still. Das Geräusch der großen Stadt verstummt an der Grenze von Nacht und Morgen. Es war drei Uhr. Ganz allein …!

Elisabeth sah sich um. Da lag das schwarzseidene Kleid überm Stuhl, die weißen Spitzenrüschen um Hals und Arme waren zerdrückt, die weißen Rosen, die Frau Leonore ihr an die Brust geheftet, abgeknickt. Die kleine Küchenlampe, die Mile auf den Tisch gestellt hatte, brannte trüb und gab dem einsamen Zimmer eine traurige, verlassene Stimmung.

Und doch nicht allein! Eine Flut von Gestalten drängte sich mit mächtigem Schwall herein, belebte den Raum, glitt hin und [23] her und schaffte Wechsel und Bewegung. Wie Wellen auf hoher See, brausend, Schaumkämme hebend, sich teilend, sinkend, sich wieder hebend, höher, höher wogten Gedanken in ihrem Mädchenkopf. Stimmen flüsterten, Namen schwirrten. Hoch oben, weit draußen am graunächtlichen Himmel, glänzte ein Stern wie das Licht im Leuchtturm. Die Gestalten wiesen hin, die Stimmen flüsterten: »Dein Stern!«

Schaudernd, fröstelnd streckte Elisabeth die nackten Arme aus: »*Mein* Stern. Laß mich ihn erreichen, Gott! Ich *muß* ihn erreichen, ich *werde* ihn erreichen!«

2.

Lützowstraße acht in der zweiten Etage des Vorderhauses

wohnte die Familie Kistemacher; Mann, Frau und vier Kinder. Er war Zahnarzt.

Elisabeth war mit ihnen bekannt; die hübschen, lustigen Kinder waren ihr auf der Treppe, im Flur, auf dem Hof begegnet und hatten die Bekanntschaft mit den Eltern vermittelt.

Frau Kistemacher fühlte eine gewissermaßen mütterliche Verpflichtung gegen das einsame Mädchen. »Sind Sie denn so ganz allein?« hatte sie beim ersten Besuch gefragt.

»Ganz allein«, antwortete Elisabeth mit einem Lächeln, das alles Mitleid weit von sich wies. »Ich bin daran gewöhnt. Ich bin nach dem Tode meines Vaters geboren; meine Mutter starb, als ich noch sehr jung war, ich kam dann aufs Land zum Onkel. Er hat mich so erzogen, daß ich allein sein kann. Er war sehr gut; er hätte natürlich lieber einen Jungen gehabt.«

Sie hatte das ganz ohne Bitterkeit gesagt, es war so selbstverständlich; ein Junge hätte wohl das Gut geerbt, sie mußte sich mit dem kleinen Kapital begnügen, von dessen Zinsen sie bescheiden genug lebte.

[24] »Haben Sie denn kein Heimweh nach dem Lande?« inquirierte Frau Kistemacher weiter.

»Nein.«

Heute hatte Elisabeth Heimweh. Sie saß in ihrer Stube am geöffneten Fenster und starrte mit müden Augen über die Dächer.

Weiße Tauben hockten auf einem First und putzten sich; der matte Glanz der Nachmittagbeleuchtung ließ die blauen Schieferplättchen weniger düster erscheinen, aber noch immer waren sie dunkel. Des Mädchens Blick suchte sehnsüchtig den Himmel — mußten nicht die ersten Schwalben schwirren? Drehte sich nicht der goldene Hahn des Dorfkirchturms? Ach, nur Telephondrähte spannten lange, blitzende Fäden; die Dächer waren berußt, die weißen Tauben angegraut vom Rauch der Schlote, die Luft schlaff, dick vom emporwirbelnden Staub der Großstadt. Sie schloß die Augen, sie hatte den ganzen Tag gearbeitet. Nun war das Manuskript fertig, dort auf dem kleinen Tisch lag es. Leonore hatte

ihr eingeschärft, es ja selbst zu Doktor Bolten zu tragen; doch der Mut fehlte ihr plötzlich. Ob's auch gut war? Was würde er sagen?

Sie hatte mit Enthusiasmus gearbeitet, wochenlang. Mit einem Glücksgefühl sondergleichen hatte sie begonnen, gleich nach jenem Gesellschaftsabend bei Mannhardts. Die Feder hastete übers Papier, die Hoffnung trug ihre Gedanken auf mächtigen Flügeln. Es war etwas in ihr, das sie trieb, spornte, hetzte; sie galoppierte voran wie ein mutiges Roß ohne Zaum und Zügel. Es war ihre erste größere Arbeit.

»Es hängt ungemein viel vom ersten Auftreten ab,« hatte Frau Leonore gesagt, »nimm dich zusammen, Herzchen!«

Einem Nachtwandler, der ruhig im Vollmondschein über Dächer und Firste wandelt, war Elisabeth in diesen Wochen ähnlich gewesen. Nun war sie angerufen — sie erschrak, [25] taumelte, ihr schwindelte. »Nimm dich zusammen« Wie macht man das, wenn da etwas herausdrängt, herausstürzt aus tiefster Seele, uneinschränkbar wie schäumendes Wildwasser aus der Felsenkluft?

Sie hob die Hände an die Schläfen, die glühten und schmerzten in der quälenden Gedankenflucht. Würde es ihm gefallen? Jetzt wußte sie's, es würde ihm nicht gefallen. Was war sie denn, wer? Nichts.

Elisabeth senkte die Stirn tiefer und tiefer, bis sie auf dem Fensterbrett lag und ihre fiebernden Pulse an das kalte, fühllose Holz klopften. Ach, nur *eine* Seele haben, der sie ganz vertraute, die ihr ganz vertraute, die da sprach: Ich glaube an dich!

Die Tür ging auf, Mile steckte den Kopf herein: »Fräuleinchen, 's is Zeit, wenn Sie zu dem Herrn gehn wollen; halb fünfe.« Ihr dürrer Arm reckte sich wie eine Fahnenstange, Hut und Jäckchen baumelten daran.

»Ich gehe nicht.«

»I du meine Zeit, warum denn nich?«

»Es gefällt ihm doch nicht.«

»Gefällt ihm nich? Na so was! Allens, was Sie schreiben, is wunderschön; wenn ich nur eine Zeile lese, muß ich weinen. Wenn

ich man bloß die Überschrift sehe. Das sollte ihm nicht gefallen?« Sie rümpfte geringschätzig die Nase. »Dann versteht er nichts!«

»Ach, Mile,« Elisabeth hob den Kopf und starrte geradeaus, »*du* verstehst es nicht!«

Wenn sie nur jemand ein paar Stellen vorlesen könnte! Da lag das Manuskript, es lockte und winkte. Elisabeth überlegte — Leonore? Nein. Eine unbewußte Scheu hielt sie zurück. Die wollte immer so viel Eigenes dazutun, hier einen geistreichen Gedanken einflicken und dort. Man wurde zum Schluß irre an dem eigenen Werk, man kannte es nicht mehr.

[26] Nein, das war nun einmal fertig. Elisabeth faßte das Manuskript mit fester Hand. Aber wohin in der Unruhe des Herzens?

Kistemachers fielen ihr ein, das waren so verständige, nette Leute, die hatten gewiß ein Urteil.

Sie sprang eilig die Treppe hinunter.

Kistemachers Kinder waren im Tiergarten, das Ehepaar saß allein. Die Sprechstunde war beendet, Herr Kistemacher hatte gut gegessen und rauchte nun behaglich seine Zigarre. Frau Julie stopfte Strümpfe. Elisabeth wurde freundlich begrüßt.

Frau Kistemacher streckte ihr die rechte Hand hin, die linke ließ den Kinderstrumpf, in dem das Stopfei steckte, nicht fahren. »Trinken Sie ein Täßchen Kaffee?« Schon zog sie den schwarzen Wollfaden wieder aus und ein, sie sah nicht mehr auf.

»Nein, ich danke sehr, ich …« Elisabeth zögerte. Sie hielt das Manuskript hinter dem Rücken versteckt.

»Was haben Sie denn da, Fräulein Reinharz?« Kistemacher beugte sich ein wenig aus seinem Schaukelstuhl vor.

»Ich? Ach!« Das Sprechen wurde ihr sauer, die Luft war hier so — so — sie wußte nicht, woran es lag, sie kam sich plötzlich ganz überspannt vor.

»Setzen Sie sich doch, Fräulein Elisabeth!« Das Stopfei wurde aus dem Strumpf gezogen. »Fertig!« Aber da war schon wieder ein anderer mit einem großen Loch. »Was die Kinder reißen!«

»Ich …«, Elisabeth raffte sich auf, »ich wollte Sie sehr bitten ich möchte Ihnen gern …, sie zog plötzlich das Manuskript hervor, »Ihnen etwas von mir Geschriebenes vorlesen. Ich schreibe.« Sie senkte tief errötend den Kopf.

»Was, Sie schreiben? Sie, Sie?« Frau Kistemacher sah nun doch für einen Augenblick auf; da sie die Hände zum Zusammenschlagen nicht frei hatte, drückte sich das ganze Erstaunen [27] in ihren weitgeöffneten Augen aus. »So was! Sie schreiben? Wie interessant! So was!«

»Bitte, Fräulein Reinharz!« Herr Kistemacher war aufgestanden und ging mit knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und nieder. »Das wird uns sehr interessieren. Mich ganz besonders.« Er lächelte, halb eitel, halb verschämt. »Sie müssen wissen, in meinen Mußestunden verbreche ich zuweilen auch etwas. Es ist mir der genußreichste Zeitvertreib!«

Wer hätte bei Herrn Kistemacher das vermutet! Elisabeth fühlte sich angeheimelt, sie taute auf und erzählte lebhaft; dann las sie einige Stellen aus ihrer Novelle vor. Sie las mit glühenden Wangen, sie fühlte noch einmal alles mit.

»Und meinen Sie, daß es so geht? Daß ich's so einreichen kann? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir offen Ihr Urteil sagten.« Erwartungsvoll sah sie Herrn Kistemacher an.

Er hielt ihr lächelnd die Hand hin. »Also Kollegin! Das darf ich schon sagen, ohne mich zu überheben. Ich finde die Novelle sehr gut. Ich würde ja einiges noch anders gemacht haben, aber ich will Ihnen jetzt nicht mehr den Kopf warm machen. Kommen Sie ein andermal lieber vorher zu mir, wir besprechen dann das Ganze miteinander. Warum haben Sie eigentlich nicht daran gedacht, den Helden lieber …«

»Laß mich doch auch mal was sagen, Hans«, rief Frau Julie dazwischen. »Ich finde die Geschichte entzückend, ganz entzückend! Schade, daß ich nicht mit ganz ungeteilter Aufmerksamkeit zuhören konnte! — Scheußlich, nicht mehr zu brauchen!« Der Strumpf flog in den Korb. Dann streichelte sie

Elisabeth. »Wie nett, daß Sie's uns zuerst gezeigt haben! Kommen Sie nur zu jeder Zeit und holen Sie sich unseren Rat. Sie schreiben reizend. Die Muttergefühle der Anna sind großartig geschildert. Wo Sie das nur her haben? Als ob Sie viere gehabt hätten wie ich. Die Szene mit dem kranken Kind ist ganz graulich, ein Glück, daß es am Schluß gesund wird, sonst wäre die ganze [28] Geschichte verfehlt gewesen. Nein,« sie sprang auf, »nun hole ich aber ein Schlückchen Wein, darauf müssen wir anstoßen!«

»Also Sie meinen, es ist gut?« sagte Elisabeth, froh wie ein Kind.

»Vortrefflich!« Kistemacher drückte ihr warm die Hand. »Sie sind ein großes Talent. Dacht' ich's doch gleich, als ich Sie das erstemal sah, daß in Ihnen was steckt. Es wird mir eine Freude sein, Ihnen zur Seite zu stehen. Durch meinen Beruf komme ich mit vielen Menschen in Berührung. Ich kenne ein paar Redakteure — sehr genau, wir stehen sehr freundschaftlich —, denen werde ich von Ihnen erzählen!«

»Weißt du was, Hans?« Frau Kistemacher war Feuer und Flamme. »Du bist immer so anständig und behandelst sie zu Künstlerpreisen, nun können sie auch was nehmen!«

»Werden sie auch, beruhige dich.« Kistemacher rieb sich die Hände. »Das nächste Manuskript bringe ich Ihnen mit Leichtigkeit unter, mein liebes Fräulein!«

Frau Julie lachte, faßte Elisabeth um die Taille und drehte sich wirbelnd mit ihr herum. »Ich freue mich, ich freue mich riesig! Eine berühmte Schriftstellerin! Und wir haben auch was dazu getan, Sie berühmt zu machen.«

»Ja, es war gut, daß Sie zu uns gekommen sind«, sagte Kistemacher. »Soll ich Sie jetzt auf die Redaktion begleiten? Es ist Ihnen gewiß angenehmer.«

»Nein, das kannst du nicht, Hans. Du weißt, die Kinder kommen gleich nach Hause, und ich muß in die Markthalle, ich kann sie nicht erwarten. Nehmen Sie's nicht übel, Fräulein Elisabeth, ein andermal recht herzlich gern. Ich begleite Sie auch gern mal!«

So ging Elisabeth allein.

Sie war hastig gelaufen, nun zögerte sie auf der Treppe. Sie nahm Stufe um Stufe, vorsichtig wie ein Lahmer.

[29] Da war ein langer Gang; am Ende eine Tür mit einem Schild:

Redaktionsbureau.
Bitte eintreten ohne Anklopfen.

Sollte sie, sollte sie nicht? Ihr Herz pochte.

Unten im Kellerraum sausten die Maschinen. Ein dumpfes, unheimliches Surren; eine beklommene, von Druckerschwärze durchschwängerte Luft. Arbeiter mit berußten Gesichtern eilten über die Treppe, bleiche Mädchen in großen Schürzen, Setzer mit wichtiger Miene und abgespannten Zügen.

Es war höchste Zeit, sonst ging der Doktor fort. Ihr Finger krümmte sich, näherte sich der Tür und schnellte wieder zurück.

Eintreten ohne Anklopfen.

Ein tiefer, zitternder Atemzug — endlich drückte sie die Klinke nieder. Nun war sie drinnen. Kein Mensch drehte sich nach ihr um, sie saßen alle mit dem Rücken gegen die Tür. Die Federn kritzelten.

Sie räusperte sich. »Ist Herr Doktor Bolten zu sprechen?« fragte sie schüchtern.

»Nein, der Doktor ist jetzt nicht zu sprechen«, sagte eine Stimme aus irgendeiner Ecke.

»Bitte, wann kann ich ihn denn sprechen?« Sie sagte es sehr enttäuscht; nun hatte sie den Gang gewagt, und nun war er umsonst. Das Manuskript in der Hand brannte sie. Wieder ein Tag verloren auf dem Weg zum Stern! »Ich *muß* ihn sprechen!«

Einer der Herren wandte sich jetzt nach ihr um und musterte sie von Kopf bis zu Füßen. »Sie bringen wohl ein Manuskript? Wir bitten, die Manuskripte per Post einzusenden und Marken zur eventuellen Rücksendung gleich beizufügen. Doktor Bolten läßt sich nicht sprechen.«

Sie drehte verlegen und unschlüssig die Papierrolle in ihren heißen Händen. Staub lag auf ihren Schuhen, auf ihrem [30] Kleid. Staub, Staub fiel nieder von der Decke dieses Raumes und sank schwer auf ihre Seele.

Der Herr lächelte flüchtig, diese grauen Mädchenaugen blickten so betrübt. »Haben Sie irgendeine Empfehlung? fragte er freundlicher.

»Die habe ich!« Sie atmete auf. »Ich kenne den Herr Doktor. Frau Leonore Mannhardt schickt mich.«

»Darf ich um Ihre Karte bitten?« Der Herr machte eine Verbeugung.

Sie zog, ungeschickt vor Hast, ihr Visitkartentäschchen heraus.

Der Herr ging ins Nebenzimmer. Die Federn kritzelten. Sonst kein Laut.

Elisabeth wartete. Ihr Herz schlug hart — Hammerschläge —, sie glaubte, man müsse sie hören. Sie preßte das Manuskript, daß es knitterte. Fünf Minuten vergingen; zehn Minuten.

Jetzt knarrte die Tür. »Herr Doktor läßt bitten.« Eine einladende Handbewegung, und sie stand drinnen im Allerheiligsten.

Bolten saß an dem großen, grünen Diplomatenschreibtisch, das Gesicht der Eintretenden zugekehrt. Stöße von Manuskripten türmten sich rechts und links von ihm auf, auf dem Schreibtisch, auf dem Boden; hinter ihm noch ein Regal voll. Es roch nach vergilbtem Papier und nach Tinte.

Der Doktor schwitzte, sein Gesicht war gerötet, die Haar standen ihm zu Berge.

»Verzeihen Sie, ich bin sehr beschäftigt, ich habe noch Dringendes zu erledigen.« Er zog seine Uhr heraus und legte sie vor sich auf den Tisch. »Womit kann ich Ihnen dienen? Ich lese die letzte Korrektur zu dem großen Roman unserer Rosen, die Fahnen müssen heute noch in die Druckerei. Donnerwetter, schon so spät?« Er nahm die Feder zur Hand und verfolgte die einzelnen Zeilen auf dem langen Papierstreifen. »Bitte, sprechen Sie nur!«

[31] »Frau Mannhardt sagte mir … sie wollte … sie hat mit Ihnen

gesprochen.«

»Ja, richtig!« Er entsann sich. »Habe schon das Vergnügen gehabt.« Er warf die Feder hin. »Ä, sind die Kerle unaufmerksam, wieder dieselbe Geschichte gemacht! Zum Verrücktwerden!« Er drückte anhaltend auf den Knopf der elektrischen Leitung. »Verzeihen Sie!« Noch ein Druck auf den Knopf. »Hört denn keiner?«

Der junge Herr von nebenan stürzte herein.

»Warum hören Sie denn nicht? Schicken Sie mal den Faktor herauf; er darf nicht weggehen, ehe ich ihn gesprochen habe. Der Esel! — So,« er nahm wieder die Feder, »hier Absatz. »Wie oft soll ich das bemerken! Stehe ganz zu Diensten, Fräulein — Fräulein Reinhof, nicht wahr?«

»Reinharz.«

»Reinhart, richtig!« Er faßte sich an die Stirn. »Es geht einem so viel durch den Kopf. Ja, ja, entsinne mich, weiß alles: Novelle vorgelesen, mir empfohlen, geben Sie her!« Er nahm ihr ohne weiteres das Manuskript aus der Hand.

Ihre Finger gaben es ungern frei, ihr war auf einmal, als möchte sie es lieber behalten, als sei es ein Tropfen eigenen Blutes.

Er wog es in der Hand, dann blätterte er darin. »Ziemlich lang! Über dreitausend Druckzeilen.« Sich halb umdrehend, warf er es auf das Regal hinter sich. »Werde Ihnen schreiben.«

»Wann — wann darf ich auf Bescheid hoffen?« Sie fragte das so leise, daß man es kaum hörte.

»Bin ungeheuer überhäuft, wie Sie sehen!« Er machte eine umfassende Handbewegung. »Alle diese Manuskripte harren auf Erledigung. Hier dieser Roman«, er legte die Hand auf ein Manuskript von ungeheurer Dicke, »wartet schon seit Monaten auf mich. Ich komme beim besten Willen nicht dazu.«

[32] »Meines ist ja nicht so korpulent«, sagte sie mit einem Anflug von Lächeln.

Ganz erstaunt sah er sie an: »Sie lachen? Wissen Sie was? Schreiben Sie 'ne Humoreske, das wird Ihnen liegen!«

»Wollen Sie dies nicht erst lesen?« Sie sah hinüber zu ihrem Manuskript.

»Was ist es denn? Heiter?«

»Nein.«

»Ernst, tragisch wohl gar? Ach, um Gottes willen!« Er fuhr sich in die Haare.

»Es ist nicht tragisch, nur ernst. Sehr ernst.«

»So — hm. Und wo spielt es? Sie sehen, wieviel ich zu tun habe. Geben Sie mir mal lieber gleich in kurzen Umrissen den Gang der Handlung.«

»Im Dorf!‹, sagte sie knapp. »Die Magd Anna wird vom Sohn des Bauern, bei dem sie dient, verführt und verlassen. Sie verbirgt sich mit ihrem Kinde im Walde, sie friert, sie hungert …«

»Hören Sie auf, hören Sie auf!« Bolten trommelte ungeduldig auf den Tisch. »Ne! Ne-ne-ne-ne, das ist nichts für uns! Gott bewahre! Ein uneheliches Kind! Wie kann ich das meinen Leserinnen zumuten. Bauerngeschichten sind ohnehin schon abgedroschen, gar nicht mehr Mode. Und dann so romantisch, im Walde versteckt! Heutzutage versteckt sich keine mehr im Walde. Hahaha!« Er lachte, daß man alle seine Nußknackerzähne sah. »Liebes Fräulein, wissen Sie was?« Er langte hinter sich. »Da, nehmen Sie gleich Ihr Manuskript wieder mit, was soll ich mir erst die Mühe machen.«

Er hielt inne, ihr zitternder Atem streifte ihn, ihre großen, sprechenden Augen sahen ihn tränenverschleiert an.

»Mag ja ganz literarisch sein«, meinte er gutmütig. »Sie haben Talent, hat man mir gesagt. Aber schreiben Sie mal was aus dem wirklichen Leben, was allgemein interessiert. Am [33] liebsten was Nettes, Fesches, ’ne Humoreske zum Beispiel; Tragisches will kein Mensch lesen. Und dann nicht diese Bauernatmosphäre. Verrohen Sie Ihr Talent nicht, mein Fräulein, die Kunst muß vornehm sein. Wenn ich Ihnen raten soll, lesen Sie viel von der Rosen und von der Widmann — großartig, einfach großartig! Bei der Lindenhayn tritt das Erotische in letzter Zeit etwas zu unverhüllt zutage. Wissen Sie, Fräulein, der Schriftsteller kann alles sagen, alles geschehen

lassen …«, Bolten redete sich ordentlich in Eifer, »muß er sogar, der Leser will sich doch nicht langweilen. Aber verblümt. Nicht gleich mit unehelichen Kindern um sich schmeißen. Solche Geschichten — ah, bah!«

»Aber sie sind wahr.« Des Mädchens Augen schwammen nicht mehr in Tränen, groß und ernst sahen sie den Redakteur an.

»Wahr, wahr! Was heißt wahr?!« Er zuckte die Achseln. »Die Kunst soll in erster Linie schön sein. Hier, er hielt die Korrekturfahne des Rosenschen Romans in die Höhe, »hier können Sie was draus lernen. Und lesen Sie die Widmann, die faßt auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen an. Aber der Zweck heiligt die Mittel; sie beschäftigt sich eben mit der brennendsten Frage der Gegenwart: der Frauenfrage. Lernen, liebes Fräulein, lernen.« Er reichte ihr die Hand, sie tat ihm leid, sie stand wie niedergeschmettert. »Bringen Sie mir die Humoreske. Bedenken Sie,« er streckte pathetisch den Arm in die Höhe, »ernst ist das Leben, heiter die Kunst!« Und dann in geschäftlichem Ton: »Nicht zu lang, ungefähr dreihundert bis dreihundertfünfzig Druckzeilen, anmutig, im Salon spielend, verstanden?«

»Ich kann das nicht«, sagte sie. Sie hob stolz den Kopf. »Ich werde das *nie* können!«

Sie ging. Wie sie die Treppe hinuntergekommen, wußte sie selbst nicht; es faßte sie wie ein Schwindel. *Das* war die [34] Kunst? *Das* war der Weg? Sie preßte ihr Manuskript an sich wie ein geliebtes Kind.

Langsam ging sie durch die Straßen, die Menschen hasteten, sie wurde gestoßen, sie merkte es nicht. Straßenbahnen klingelten, Droschken rollten; Getrappel, Peitschenknallen, Zurufe, bunte Läden, Menschen, Frauen, Kinder. Eine Fülle von Dingen, eine ununterbrochene Reihe von Gestalten, von Existenzen aller Art.

Der Strom des Lebens flutete mächtig in der großen Stadt, und sie mitten darin. Einsam. Sie fühlte sich einsam; zum erstenmal.

Da floß der Kanal; Bäumen standen am Ufer, Bäume, die emporstrebten, die Äste sehnsüchtig nach Licht und Luft reckten.

Elisabeth blieb stehen. Langsam sank die Dämmerung nieder. Das Wasser floß schwarz, von keinem Wellchen bewegt. Kein Windhauch. Abend.

Ihr Blick suchte den Himmel, der spannte sich hoch droben überm Kanal mit bleichgrauen Wolken — da, mitten dazwischen ein Stern, unbeweglich, klar und golden.

Des Mädchens Lippen schlossen sich fest aufeinander, sie ließen den Seufzer nicht durch. Wie hatte der alte Prediger in der Dorfkirche gesagt? »Die Pforte ist eng, der Weg ist schmal, wenige sind ihrer, die ihn finden.«

»Ich werde ihn finden!«

Finden …? Eine Frage, ein Echo verschwebten.

Elisabeth schrak zusammen; hatte sie laut gesprochen? Mit ernstem Blick kam sie nach Hause.

»Nu, Fräuleinchen, was hat er gesagt?« Mile starb fast vor Neugier. »Der hat sich wohl nich schlecht gefreut?« Mile durfte sich schon die Frage erlauben, sie war ein altes Faktotum, das jahrelang in des Onkels Haushalt gewirtschaftet und Elisabeth die ersten Stricknadeln zwischen die Kinderfinger geklemmt hatte.

[35] »Es hat ihm nicht gefallen.« Elisabeth setzte sich in die Sofaecke und lehnte den Kopf ans Polster.

»Wieso nicht gefallen?« Mile sah aus wie eine Gluckhenne, die das Gefieder sträubt, weil unbefugte Hände ihrem Küchlein zu nahe kommen. »Nich gefallen? Ich habe Blätter von der Geschichte aus dem Papierkorb ’rausgesucht, ich habe sie gelesen.« Sie zeigte mit dem knochigen Finger: »Da wohnt der im Dorf — da der! Und die Anna, die! Ich kenne sie *alle*. Die haben’s mal tüchtig gekriegt, die liederliche Pakkasche. Und der will sagen, das wäre nicht schön? Der?«

»Ruhig, Mile!« Sagte Elisabeth mit einem wehmütigen Lächeln. »Ich bitte dich, sei jetzt ruhig.«

Mile ging kopfschüttelnd hinaus.

Elisabeth saß regungslos. Weltenweit, weltenfern — wo hatte sie denn gelebt, dass sie nicht wußte, wie die Menschen denken, was

ihnen gefällt und was ihnen nicht gefällt?

Sie rüttelte sich und sah um sich wie jemand, der aus dem Traum erwacht und sich nicht in der Wirklichkeit zurechtfinden kann.

3.

Wolfgang Eisenlohr, der berühmte Dichter, saß in seiner Studierstube. Sie lag nach dem Garten hinaus, durch den langen Korridor von der übrigen Wohnung getrennt. Eine breite Glastür mit grünseidenen Gardinchen führte auf den Altan; Blumen und Palmen blühten und grünten dort in verschwenderischer Fülle.

Drinnen alles verschleiert, kein Strahl hellen Lichtes. Ganz Stimmung. Der recht lauschige Winkel für einen Poeten. Von der Decke schwebte ein ausgestopfter Adler mit gespreizten Riesenfängen, um den Schreibtisch standen abgehauene Tannen in geschickt verborgenen Wasserkübeln. Der Dichter liebte es, im Grünen zu arbeiten; seine Phantasie versetzte ihn dann in [36] den Gebirgswald, wo der Adler horstet und der kühne Wanderer aus einsamer Höhe stolz auf die Menschheit hinunterblickt.

Eisenlohr schrieb eine großartige Naturschilderung, das erste Kapitel seines neuen Romans. Die sterbenden Tannen dufteten stärker in der Treibhauswärme des Gemachs, Harztränen tropften an ihren Stämmen nieder, ihre Nadeln fielen leis knisternd.

In den Dichterohren rauschten Föhrenwälder, kreischte der Adler hoch über der Klippe, die noch kein Menschenfuß betrat. Eisenlohr war ganz in Stimmung.

Da — draußen wehklagendes Kindergeheul. Noch einmal angstvoll, schrill, im höchsten Diskant.

Er riß die Tür auf. »Ruhe!«

»O Monsieur!« Die französische Bonne stürzte atemlos herein. »Excusez, mille fois pardon! Elsa hat sich gefallen ein Loch, mon Dieu!«

»Ungezogene Jöhre.« Eisenlohr warf krachend die Tür ins Schloß. »Ruhe!«

Das Geheul verstummte sofort, die Bonne hatte nur geflüstert: »St—st! Monsieur dichtet!«

Der Papa dichtet. Die vierjährige Elsa wußte sehr wohl, was das bedeutet. Sie preßte ihre Lippen aufeinander und verbiß den Schmerz. Sie war eine Dichterstochter und wußte, was sie ihrem Vater schuldig war; er hatte nicht um sonst den wunderbaren Liederzylus »Mein Sonnenkind« an sie gerichtet.

Die Föhren rauschten wieder, Moos und Gerank krochen die Felsen hinan, liebevoll blickte das Dichterauge auf das geringste Pflänzchen. Da, schon wieder eine Störung! Es klopfte.

Er schrieb weiter. Er hörte nicht, wollte nicht hören.

Noch einmal ein schüchternes Pochen.

»Zum Donnerwetter, herein!«

[37] Der Diener brachte eine Karte. »Herr Maier.«

»Wer?«

»Herr Verlagsbuchhändler Maier. Den sollte ich ja nicht abweisen.«

»Ach so!« Der Dichter warf die Feder hin. »Führen Sie ihn herein!«

Maier trat ein. Er hatte dieselbe zugeknöpfte Haltung wie damals bei Mannhardts; nur sein Organ klang geschmeidiger, seine Verbeugung war verbindlicher. Er hatte vorgestern in der Zeitung unter »Kunst und Literatur« von der neuesten Schöpfung des berühmten Autors gelesen; dort war der Roman in höchst schmeichelhaften Zeilen als vollendet angekündigt worden. Als rühriger Geschäftsmann hatte Maier gestern bereits geschrieben, heute machte er dem Dichter seine persönliche Aufwartung.

Man war sehr artig miteinander, man erkundigte sich nach dem gegenseitigen Befinden. Man haspelte die gewohnten Einleitungsphrasen der Unterhaltung ab; in fünf Minuten war man bei dem Hauptthema: dem Roman.

Maier rieb sich die Hände; vor jeder größeren Unternehmung

pflegte er das zu tun, eine gewisse nervöse Unruhe lag in diesem Händereiben. Anscheinend beiläufig erkundigte er sich nach dem neuesten Roman. »Fertig, wie ich in der Zeitung las?«

»Das gerade nicht.« Der Dichter lachte. »Aber selbstverständlich bin ich im vollen Zuge. Ich arbeite mit einer Schaffensfreudigkeit sondergleichen. Ich glaube, es wird mein bestes Werk.«

»Ich gratuliere!« Der Verleger neigte sich verbindlich. »Darf ich fragen, ob Sie schon über die Buchausgabe disponiert haben? Oder erscheint der Roman zuerst in einem Journal?«

Der Dichter lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück. »In einem Journal erscheinen lassen? Es widerstrebt meinen Ansichten von künstlerischer Vornehmheit.«

[38] »Und die Buchausgabe?« fragte der Verleger weiter.

»Ich habe an Sprottau Söhne gedacht. Sie wissen, ich pflege mein jeweiliges Werk dem Verlag zu geben, in dessen Rahmen es am besten paßt.«

»So?« In Maiers Gesicht veränderte sich kein Zug, nur in die Stimme legte er eine kleine, kaum angedeutete Verwunderung. »Dürfte Ihr Roman denn in den Rahmen des Sprottauschen Verlags passen? Nach den Andeutungen, welche die Zeitung brachte, glaube ich dies wohl kaum annehmen zu können.«

»Es war auch nur ein flüchtiger Gedanke von mir.« Eisenlohr sann einen Augenblick nach. »Er wird gerade dort besonderes Aufsehen erregen.«

Maier antwortete nicht.

Eine Pause entstand.

»Hm,« sagte der Verleger plötzlich, würde Ihr Werk nicht bei mir mindestens ebensogut aufgehoben sein?«

»Bei Ihnen?« Der andere strich sich das Kinn. »Mein Werk schon. Aber ob ich …? Lieber Freund, mit den Honoraren, die Sie zu zahlen gewohnt sind, kann ich mich nicht begnügen. Junge Autoren, die sogenannten aufstrebenden Talente vielleicht. Wenn Sie denen nur einen kleinen Vorschuß geben, schreiben sie Ihnen drei Bücher dafür.«

Maier lächelte fein. »Ganz so verhält sich die Sache doch nicht. Übrigens,« seine Miene wurde ernst, »Sie wissen recht wohl, daß wir unseren gutgehenden Autoren anständige Honorare zahlen.«

»Was Sie gutgehende Autoren nennen! Das paßt auf die, die mal in die zweite und dritte Auflage kommen.« Eisenlohrs geringschätziger Ton wurde hochachtungsvoll. »Das mindest wertvolle meiner Bücher ist bereits in vierundzwanzig Auflagen verbreitet. Sie wissen, daß ich mit einigen bereits beim vierzigsten Tausend angelangt bin. Was zahlen Sie mir pro Auflage?

[39] Natürlich in der bekannten Ausstattung und dem bekannten Format.«

»Ich zahle Ihnen fünfundzwanzig Prozent vom Ladenpreis. Fünf Auflagen sofort. Jede folgende wird bei Ausgabe honoriert.«

»Nein,« Eisenlohr machte eine entschieden ablehnende Handbewegung, »dazu können Sie mich nicht haben. Ich verlange siebenundzwanzigeinhalb per Cent vom Ladenpreis«, er betonte jede Silbe, »und zehn Auflagen sofort honoriert.«

»Donnerwetter!« Das entfuhr Maier unwillkürlich.

Der Dichter lächelte. »Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja gleich. Für mich sind Sie noch zu klein.«

»Wann könnten Sie das Manuskript liefern?«

»Bis zum August denke ich bestimmt fertig zu sein; bin ich weiter so gut disponiert, auch früher. Jedenfalls kommt das Buch rechtzeitig auf den Weihnachtstisch. Einen Titel habe ich — einen Titel! — der zieht!«

Maier saß wie versunken; jetzt richtete er seine kleine Gestalt mit einem energischen Ruck auf. »Ich gehe auf Ihre Bedingungen ein.«

»Na, das ist mal gescheit von Ihnen!« Der Dichter schüttelte ihm kordial die Hand. »Es ist mein bedeutendstes Werk, Sie werden sehen, Maier, Sie machen ein großartiges Geschäft!«

»Bei siebenundzwanzigeinhalb Prozent für den Autor?« Maier lächelte sarkastisch. »Und die Sortimenter wollen doch auch leben. Es bleibt für unsereinen wenig übrig.«

»Sie können ja gleich zwanzig Auflagen zusammen drucken; da bleibt genug übrig.«

»In der Tat,« der Verleger nickte, »es kann sein, daß noch etwas übrigbleibt.«

Sie waren also einig. Der Autor wurde sehr gesprächig, sehr liebenswürdig und entwickelte seinem neuesten Verleger einen ganzen Rattenkönig von Paragraphen. Maier wider[40]sprach nicht, er machte sich Notizen. Als er sich nach einer weiteren halben Stunde verabschiedete, begleitete ihn Eisenlohr bis zur Zimmertür.

Ehe diese sich schloß, ließ Maier einen raschen Blick über die kostbare Einrichtung des Gemachs gleiten. Der echte Perserteppich dämpfte jeden Schritt. Die gemalten Fensterscheiben warfen bunte Schimmer, der mächtige Kopf des Löwenfells vorm Schreibtisch fletschte die Zähne, reizende Frauenköpfe in breiten Rahmen lächelten nieder, und draußen, vom Altan herein, glänzte die Blumenfülle. — —

Unten am Haus stieß Maier auf eine Dame; diese warf ihm einen bitterbösen Blick zu, rauschte ohne Gruß an ihm vorbei und verschwand in der Tür des Dichterheims, eine Wolke von Parfüm hinter sich lassend.

War das nicht die Starzynska? Der Verleger blieb stehen. So elegant, in Seide? Zu ihm war sie immer sehr einfach gekommen, hatte viel über ihre beschränkten Verhältnisse geklagt, auch um Vorschuß gebeten. Und jetzt …? Der würde sie freuen! Maier war ein wenig schadenfroh. Die wurde man unter einer Stunde nicht los. —

Wolfgang Eisenlohr saß eben wieder am Schreibtisch, als Wlodzimira Starzynska gemeldet wurde.

»Ich bin nicht zu sprechen. Wie oft soll ich’s Ihnen denn sagen?« fuhr er den Diener an. »Wenn Sie’s nicht begreifen, muß ich Sie eben entlassen. Ich bin nicht zu sprechen!«

»Aber für mich doch, teurer Meister!« tönte die Stimme der Starzynska vom Flur; sie war dem Diener auf den Fersen gefolgt. »Ich mache doch eine Ausnahme!« Sie stieß die angelehnte Tür

vollends auf, mit ausgebreiteten Armen stürzte sie herein. »Ich habe Sie ewig nicht gesehen. Oh, wie schön ist es hier!«

Fräulein Starzynska sprach immer ein langschnarrendes, rollendes R. Man wußte nicht, rührte es von ihrem Aus[41]ländertum oder von ihrer dramatischen Studienzeit her; sie hatte sich zur Schauspielerin ausgebildet, war sogar in Warschau, Riga und Petersburg, wie sie sagte, mit großem Erfolg aufgetreten.

»Wie schön ist es hier!« Die Arme ausgestreckt, stand sie vor dem Schreibtisch. »Hier schafft er nun! Lauter Poesie.« Sie kam auf Eisenlohr zu. »Sie herrlicher Mensch!«

Die Starzynska war immer etwas stürmisch, er wich ein paar Schritte zurück, und doch zeigte sein Gesicht ein geschmeicheltes Lächeln.

»Teurer Meister!« Sie ließ sich nicht mehr zurückhalten, sondern faßte seine Hand. »Ich komme ganz atemlos, ich bin gerührt, erschüttert — dies wunderschöne Gedicht! Ich habe Ihr Gedicht gelesen, heut in der Zeitung. Ich habe geweint. Sie müssen mir auch ein Gedicht machen, nächsten Monat werde ich zweiundzwanzig. Meister, mir auch ein Gedicht!« Sie fiel ihm um den Hals.

Er stand etwas verlegen. »Ich hätte nicht gedacht, daß Ihnen ein Gedicht …«

»Oh, herrlich! Mir ein Gedicht! Ich lasse es in die Zeitung setzen!« Sie ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sie überschüttete ihn mit Schmeicheleien.

Er konnte nicht umhin, liebenswürdig gegen sie zu sein. Sie hatte eine schöne Figur, üppige Büste, schlanke Hüften, zierliche Hände und Füße. Als Dichter war er für Schönheit empfänglich. Nebenbei war sie voller Temperament und voll von einer rührenden, schwärmerischen Bewunderung für ihn; und sie hatte Geist.

Immer öfter strich sich Eisenlohr das Kinn. Es war eine ihm eigentümliche, ganz charakteristische Gebärde; die schöne, weiße Hand wischte von dem bartlosen Mund abwärts, als wolle sie so das halb überlegene, halb zynische Lächeln verstecken, das da zuweilen

aufdämmerte, besonders in Frauengesellschaft.

[42] Nach einer Stunde wurde Wlodzimira sehr mitteilsam, sehr weich. Sie lehnte ihren dunklen Strubbelkopf an des Dichters Schulter und klagte über ihre Verlassenheit, über die hilflose Stellung der Frau. Sich allein durchzuringen, o wie schwer! Dem weiblichen Autor werden tausend Hindernisse in den Weg gelegt.

»Sie müssen mir helfen, Meister!« sagte sie in rührender Naivität. »Kennen Sie Maier?«

»Er war vorhin erst hier. Er will durchaus mein neuestes Werk verlegen.«

»Und Sie haben es ihm zugesagt, Meister?« Sie belauerte ihn.

»So halb und halb.«

»Oh, Meister!« Nun fing sie an zu weinen. »Er ist ein Scheusal! Trauen Sie ihm nicht! Er hat mich mit Anträgen verfolgt, er war mir zuwider — nun will er mein Trauerspiel nicht verlegen. Alle Leute sagen, es ist ausgezeichnet. Was soll ich machen?« Sie rang die Hände und schluchzte fassungslos.

Der Dichter hatte viel zu trösten; er tat es mit sanften Worten und strich sich dabei besonders häufig um Mund und Kinn.

Sie kniete vor ihm und legte das wirre Haupt auf seine Hände. »Meister, helfen Sie mir! Sie allein können es! Maier muß mein Trauerspiel verlegen. Sagen Sie es ihm. Sagen Sie ihm, Sie gäben ihm sonst nicht …«, sie hob den Kopf und blinzelte ihn an mit schwimmenden Augen, »Sie gäben ihm sonst nicht Ihr neues Buch!«

Er versprach es ihr. —

Der berühmte Dichter brachte die Kollegin bis an die Treppe, und sie verabschiedete sich mit überströmender Dankbarkeit.

Kaum war sie gegangen, fuhr eine Equipage vor; ein kleines, anspruchsloses Gefährt, der Kutscher in dunkler Livree, ein ein[43]faches M auf dem Wagenschlag — Frau Eleonore Mannhardt.

Eisenlohr floh ins Schlafzimmer. »Führen Sie die Dame in den Salon!« rief er dem Diener zu. »Rasch! Öffnen Sie in meinem Zimmer die Fenster!« Die Starzynska hatte einen verräterischen Patschuliduft zurückgelassen. »Alle Fenster, hören Sie? Ich komme

gleich!«

Er stürzte vor den Spiegel. Rasch hinein in die schwarze Samtjoppe, dieses Künstlernegligé, das seinem Charakterkopf mit der kräftigen Nase einen kleidsamen Untergrund gab.

Mit nachdenklichem Blick kam er in den Salon.

»Sie zerstreuter Dichter!« lächelte Frau Leonore und drückte ihm die Hand. »Aus anderen Regionen aufgetaucht? Aus Dichterträumen? Verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe!«

»Gnädige Frau, ich wünsche mir nie ein schöneres Erwachen!« Er küßte ihr galant die Hand.

»Und Ihre liebe Frau, Ihr entzückendes Töchterchen?«

»Meine Frau ist ins Bad gereist. Er sagte das ohne jede Erregung, obgleich er wußte, daß seine Frau nicht mehr zu ihm zurückkehren würde.

»Ach, so früh schon?« Sie sagte es auch ohne jede Verlegenheit, obgleich sie wußte, daß Eisenlohr in Scheidung lag.

»Und Ihre Elsa?«

»Mein Sonnenkind!« Über sein Gesicht huschte ein verklärender Schein. »Sie ist meine ganze Lebensfreude. Ich erquicke mich an ihr und mag sie keinen Augenblick entbehren!«

»Nur während des Arbeitens.«

»Im Gegenteil, ganz im Gegenteil! Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, ich kann nicht arbeiten, wenn ich das Geschöpfchen nicht in der Nähe weiß. In diesen Kinderaugen liegt so viel, eine ganze Welt. Jedes Wort aus Kindermund ist eine Offenbarung. Glauben Sie mir, gnädige Frau, meine besten Gedanken hole ich mir bei meinem Kinde. Wenn mein Kind seine [44] frischen roten Lippen auf meine Stirn drückt, werden die Gedanken reiner, heiliger; sie sind weißen Tauben gleich, die empor zum Himmel schweben.«

Frau Leonore war bewegt, ihre Augen glänzten. »Wie schön empfunden! Möge ein gütiges Geschick Ihr Sonnenkind beschirmen!«

»Ich danke Ihnen, gnädige Frau!« Er küßte ihr die Hand.

Sie machten beide eine kleine Pause in der Unterhaltung.

Endlich fragte sie schüchterner, als sonst ihre Art war: »Ich habe Sie doch hoffentlich nicht bei der Arbeit unterbrochen?

Er hörte sie nicht, er war ganz in Gedanken versunken.

»Doch nicht bei der Arbeit gestört?« fragte sie noch einmal.

Er fuhr aus tiefem Sinnen auf. »Gestört? O nein, wie könnten *Sie* mich stören! Verzeihen Sie, es ist eine leidige Angewohnheit von mir, die Gedanken nicht in der Studierstube zurückzulassen. Die stürmen dann auf einen ein und packen einen mitten in der Unterhaltung, man vergißt ganz die Gegenwart Ich bin ein schlechter Gesellschafter.«

»Sie sind ein Dichter!« sagte sie mit gewinnendem Lächeln.

Er verneigte sich dankend. »Sie verstehen mich, gnädige Frau, aber Sie sind *eine* unter Tausenden. Niemand wird öfter verkannt als der Dichter, mißverstanden, verlacht, gesteinigt und mit Dornen gekrönt. Unser Lorbeerkranz ist eine mit Blättern verkleidete Dornenkrone.«

»Und das sagen Sie — Sie?«

»Meine liebe gnädige Frau, urteilen Sie auch nach äußeren Erfolgen? Was macht das Wesen des Dichters? Das Auf und Nieder von Gefühlen. Er weint mit seinen Gestalten, er lacht mit ihnen; jede Empfindung, die er wiedergibt, ist in ihm geboren, er klagt um Verlorenes und geht durch das Fegefeuer der Leidenschaft. Weit mehr als er genießt durch seine Kunst, leidet er durch sie. Und diese Nächte, diese abscheulichen Nächte! Ich habe seit langem nicht gut geschlafen.«

[45] Sie zitierte:

»Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß …«

»Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!« fiel er ein. »Sie haben mir eine Lektion erteilt, gnädigste Frau!«

Sie errötete vor Freude über den verehrungsvollen Ton seiner

Stimme und lächelte mit leichter Koketterie. »Bin ich denn ein Schulmeister?«

»Eine reizende, kluge, liebenswürdige Frau!« Er haschte nach ihrer Hand, sie ließ sie ihm ein paar Augenblicke. Wohlgefällig ruhte sein Blick auf ihrem noch rosig schimmernden Gesicht, die erhöhte Farbe stand ihr gut, ihre Augen erschienen glänzender und lebhafter. Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn.

»Meine verehrte Freundin!« flüsterte er.

Sie wurde ganz verwirrt. Von einem großen Dichter »Freundin« genannt zu werden! Blitzschnell dachte sie an Goethe und Marianne von Willemer.

»Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?« schmeichelte sie.

»Bitten Sie!« Und er strich sich wieder um Mund und Kinn.

»Sie sollen uns ein Fest verherrlichen — nein, nein, schütteln Sie nur nicht so ablehnend den Kopf! Hören Sie erst! Mia Widmann hatte die Idee, einen Bund, sagen wir ›Verein‹, zu gründen, hauptsächlich aus Schriftstellerinnen bestehend, doch sind andere Künstlerinnen und der Kunst nahestehende Damen nicht ausgeschlossen. Dieser Bund hat zum Zweck: Wahrung der geistigen und körperlichen Interessen der Frau. Man hat mir die Ehre erwiesen, mich in den Vorstand zu wählen. Ferner sind gewählt natürlich Frau Widmann, Alinde Rosen, die Maschka und Fräulein Starzynska. Frau von Lindenhayn hat leider zu unserem Bedauern abgelehnt. Schriftführer ist Doktor Bolten. Mein Mann in seiner Selbst[46]losigkeit will nur hinter den Kulissen das Praktisch-Geschäftliche leiten. Die Sitzungen des Vereins gehen bei den verschiedene Vorstandsdamen um.«

»So.«

»Die erste Sitzung gestern hat eine glänzende Idee gezeitigt. Wir wollen anfangs Sommer, ehe alle Welt auf Reisen ist, einen Unterhaltungsabend geben, öffentlich. Mia Widman hält einen Vortrag. Dann folgen lebende Bilder: Szenen aus dem Leben der Frau, mit Erläuterungen, ebenfalls von der Widmann verfaßt und von Fräulein Starzynska und der Maschka vorgetragen. Beide

Damen sowie Fräulein Rosen haben in opferfreudiger Weise auch ihre Person für die lebenden Bilder zugesagt.«

»Sehr opferfreudig.«

»Dann, und das ist der Glanzpunkt — sagen Sie nicht nein, sagen Sie nicht nein!« Lebhaft ergriff sie seine beiden Hände »Sie, Sie müssen ja Fühlung für die Leiden der Frau haben!«

Er hatte keine Hand frei und konnte so sein Lächeln nicht verbergen.

Sie sprach mit glühenden Wangen weiter: »Sie als Künder der feinsten Regungen der Seele werden der Frau nachempfinden können, die in der Ehe schmachtet. Dem Schmerz des Mädchens, das der Geliebte ungestraft verlassen darf, werden Sie ergreifende Worte leihen. Sie werden für die Sehnsucht der Arbeiterin, die täglich das Martyrium der Arbeit von neuem beginnt, den rechten Ton finden. Sie sind der einzige, der das kann. Dichten Sie uns etwas!« Sie faltete die Hände. »Die Maschka wird's vortragen oder die Starzynska, welche von beiden Sie wählen. Man wird Sie vorrufen, vorjubeln. Während Sie sich verneigen, erscheint ein junges Mädchen im Engelsgewand und reicht Ihnen huldigend einen Kranz roter Rosen, den Dank der Frauen.« Sie hatte sich ganz in Begeisterung geredet.

[47] Sein Lächeln wurde so stark, daß er den Kopf zur Seite wandte.

Sie sah sein edles Profil. »Es *muß* wirken!« sagte sie.

Er war nicht ganz so abgeneigt, als sie gefürchtet hatte.

Frau Mannhardts Kutscher mußte unten vor dem Hause lange warten; er sah schon unruhig nach den Fenstern, der feurige Braune wollte nicht länger stehen.

Eisenlohr war liebenswürdig genug, sich alles bis auf die kleinste Kleinigkeit erzählen zu lassen. Er griff sich an die Stirn — nun kam ihm schon eine glückliche Idee. Er sann.

Frau Leonore saß auf dem Sofa und wagte nicht, sich zu rühren. Voller Andacht sah sie zu dem Dichter auf.

»Und die Einnahmen?« fragte er. »Ich zweifle nicht, daß sie groß

sein werden.«

»Sie bilden den Fonds des Vereins. Ihre Mitwirkung würde uns Summen sichern!«

»Ja, recht schön, aber ich weiß wirklich nicht …« Er zögerte noch immer.

»Sagen Sie zu!« bat sie dringend. »Ein Engel wird Sie belohnen. Sie tun nebenbei noch ein zweites gutes Werk. Diesen Engel wird mein Schützling vorstellen, eine junge, talentvolle Schriftstellerin.«

»Schon wieder eine«, murmelte Eisenlohr.

»Sie ist unbekannt. Wird ihr Name mit dem Ihrigen zusammen genannt, so ist sie bekannt mit einem Schlag. Ein junges Ding, wildfremd in der großen Stadt — was können *Sie* aus ihr machen!«

»Ich habe wirklich so wenig Zeit.« Eisenlohr schien plötzlich das Interesse verloren zu haben. »Meine liebe gnädige Frau, ich bin wirklich nicht in der Lage, alle Schriftstellerinnen zu protegieren.«

»Ach, tun Sie's!« bat Leonore mit Tränen in den Augen. »Sie verpflichten mich allerpersönlichst. Elisabeth Reinharz ist [48] mein Schützling, meine Freundin, ich verspreche mir Großes von ihr. Sie ist so talentvoll. Und frisch, unberührt, reizend!

Der Dichter strich sich das Kinn. »Nun, weil Sie mich bitten«, sagte er endlich.

Er begleitete sie bis zur Tür, bis zur Treppe, bis zur Haustür hinunter. Er half ihr in den Wagen. Noch ein Handkuß, eine Verbeugung.

Lächelnd, strahlend vor heimlichem Stolz fuhr Frau Leonore Mannhardt davon.

4.

Elisabeth Reinharz war auf dem Weg zum Verlagsbuchhändler Maier.

Sie hatte sich endlich ein Herz gefaßt und ihm vor einigen Tagen mehrere Manuskripte zugeschickt, darunter das von Bolten zurückgewiesene. Nirgendwo hatte sie es untergebracht, obgleich

Kistemacher seine Freunde, die Redakteure, persönlich aufgesucht und sie, kraft seiner Behandlung zu Künstlerpreisen, um Annahme ersucht hatte.

»Ich sagte es Ihnen ja gleich, Fräulein Reinharz,« hatte Kistemacher zuletzt gesagt, »einiges hätten Sie anders machen müssen. Wir wollen es mal durchgehen. Ändern Sie, was ich Ihnen sage. Die Leute müßten Esel sein, wenn sie es dann nicht nähmen.« Er war etwas beleidigt, als Elisabeth auf die Änderungen nicht eingehen wollte.

»Ich *kann* nicht«, hatte sie gesagt. »Und wenn ich's *nicht* anbringe!«

»Ich bitte Sie, Sie können doch ein bißchen mildern.«

Sie hatte nichts geändert, wenn Herr Kistemacher sie auch »eigensinnig« nannte. Mit pochendem Herzen hatte sie die Arbeiten eingepackt und in ein paar beigelegten Zeilen sich Herrn Maier wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. Er hatte ihr damals nicht geschrieben, trotzdem er sich ihre Adresse vermerkte.

[49] Aber nun schrieb er, überraschend bald, nach ein paar Tagen. Er habe ihre Arbeiten gelesen, er bitte sie, ihn an einem der nächsten Tage vormittags in seinem Bureau zu besuchen.

Atemlos war sie zu Kistemachers gerannt, den Brief wie eine Siegesfahne schwingend.

»Warten Sie lieber noch ein paar Tage,« riet Herr Kistemacher, »nur nicht so übereifrig! Meine Patienten lasse ich auch erst immer ein bißchen im Vorzimmer sitzen.«

»Das ist doch kein Vergleich«, sagte Elisabeth. Sie war einigermaßen verletzt; zum erstenmal fiel es ihr auf, daß Kistemacher eigentlich nicht das größte Feingefühl besaß. Aber sie konnte ihm nicht böse sein, sie war gerührt, denn er entließ sie mit so viel gutgemeinten Ratschlägen und Ermahnungen, wie ein Vater seine Tochter. »Nur nicht übereilen! Die Verleger sehen schon, wo sie bleiben. Wenn er Ihnen ein Honorar bietet, verlangen Sie ruhig die Hälfte mehr. Schade, daß ich nicht mitgehen kann, es wäre besser.«

Luftschlösser mit goldenen Zinnen bauten sich auf vor Elisabeth, als sie zu Herrn Maier ging. Der Weg zur Königgrätzer Straße wurde ihr nicht lang; ihr Gesicht war heiter, ihr Schritt zuversichtlich.

Ihre derben Lederschuhe traten fest aufs Trottoir, über der frisch gestärkten Leinenbluse blühten die runden Wangen, der Mund lächelte. Die Vorübergehenden sahen sich nach ihr um.

Sie summte sich leise eins; am liebsten hätte sie gepfiffen, lustig, hell und durchdringend, wie die Burschen auf dem Feld, wenn der Schatz naht. Eine Ahnung kommenden Glücks war in ihr; schon fühlte sie seinen Flügelschlag.

Es war nicht das Herrn Kistemacher so beunruhigende Honorar; das lockte sie nicht, o nein, etwas ganz anderes — sie konnte es sich selbst nicht nennen. Etwas ganz Unbeschreibbares, Unaussprechliches schwebte ihr vor im Wachen und im Traum. Es webte tausend Fäden um ihre Seele und verstrickte die ganz [50] darein. Sie konnte nicht anders, sie zitterte nach jenem ungenannten Großen.

Schaffen, wie es Gott getan am ersten Schöpfungsmorgen mit segenbringender Schöpferhand, schaffen mit nie ermüdender Lust! Leben, Leben, wohin man sieht. Nichts Kaltes, nichts Totes: die Fluren leben, jeder Grashalm hat eine Seele, jeder Stein. Und Stimmen flüstern im Windhauch, jauchzen, grollen im Sturm. Gestalten kommen und gehen, unverhüllt, nackt wie Adam und Eva — man sieht ihnen bis ins tiefste Herz.

»Menschen! Meine Menschen!« Über des Mädchens lächelndes Gesicht glitt ein liebevoll warmer Ausdruck. Das Blut schoß ihr in die Wangen, sie fühlte einen Strom der Liebe zu ihrem Herzen dringen. Da war keiner zu gering. Sie hatte mit den Tagelöhnerkindern gespielt und Blicke in die Häuslerstuben getan; sie kannte sie alle da draußen, ihre Leiden, ihre Freuden. Und unsichtbare und doch starke Fäden leiteten von da herüber in die große Stadt — Menschen sind Menschen. Selig, wer die Kraft hat, sie zu schildern. Selig, wer mit ihnen lacht, selig, wer mit ihnen weint.

Elisabeth preßte die Hände ineinander, der starke Atem schwellte ihr die Brust — dreimal selig! Sie schloß die Augen wie sonnengeblendet; sie fühlte die ganze Schöpferwonne.

*

»Guten Morgen, mein Fräulein«, sagte Herr Maier freundlich, als Elisabeth vor ihm stand. »Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz.«

Er wandte sich wieder ganz dem Herrn zu, der mit untergeschlagenen Armen und in nachlässiger Haltung am Pult lehnte. Das edle Profil hob sich scharf gegen das lichte Fenster ab; Elisabeth konnte nicht umhin, es bewundernd zu betrachten. Sie war enttäuscht, als er ihr das volle Gesicht zukehrte — ein etwas selbstgefälliger Mund, ein weibisches Kinn.

[51] Er betrachtete sie sekundenlang scharf. Sie errötete tief unter seinem Blick.

»Aber,« sagte Herr Maier halblaut, »ich wüßte doch wirklich nicht, inwiefern wir Ihnen nicht entgegengekommen wären? Wenn wir allen unseren Autoren«, sein Blick streifte das junge Mädchen, »solche Honorare zahlen müßten, dann …« Er sprach nicht weiter.

»Ich bitte Sie, Sie können mich doch auch unmöglich mit Ihren jungen, unbekannten Autoren auf *eine* Stufe stellen. Ich verlange gar kein Entgegenkommen, nur mehr Rücksicht, Rücksicht! Ich habe Ihnen zuliebe auf das vorherige Erscheinen meines Romans in einer Zeitschrift verzichtet.«

»Aber ich weiß wirklich nicht,« der Verleger machte ein etwas verdutztes Gesicht, »worauf Sie hinauswollen.«

»Ich?! Sie mißverstehen mich, lieber Maier.« Er wandte sich zum Gehen. »Apropos, lieber Maier,« er drehte sich noch einmal um, »worüber ich noch mit Ihnen sprechen wollte: Ich wundere mich, Sie haben ja kein einziges Talent *meiner* Schule im Verlag. Warum nicht? Da ist zum Beispiel die …« Er dämpfte die Stimme.

Jetzt sprach Maier auch leise. Es schien eine Debatte, noch dazu

eine etwas erregte.

»Nein,« sagte der Autor plötzlich lauter, »da halte ich es wirklich nicht für ratsam, in Ihrem Verlag zu erscheinen; ich bin da ja völlig isoliert.«

Maiers blasse Gesichtsfarbe spielte schon ins Grünliche. Der andere behielt immer das gleiche, überlegene Lächeln.

Sie sprachen wieder leise.

»Nun dann, meinetwegen,« sagte plötzlich der Verleger. Es klang gereizt. »Um Ihnen gefällig zu sein.«

»Also schön! Ich halte Sie beim Wort. In etwa vierzehn Tagen können Sie auf mich zählen. Den unterzeichneten Kontrakt schicke ich morgen. Vergessen Sie nicht: zwanzig Abzüge [52] auf Büttenpapier für mich!« Nach einem zweiten scharfen Blick auf das junge Mädchen verließ er das Bureau.

»Nun,« sagte Herr Maier, als er zurückkam — er hatte den Besucher bis auf den Flur begleitet —, »da haben Sie gleich unsern berühmtesten Autor gesehen: Wolfgang Eisenlohr.«

»Das — das war er?!« Ein Zug großen Erstaunens flog über Elisabeths Gesicht. »*Den* habe ich mir anders gedacht.«

»So?« Maier unterdrückte ein Lächeln. »Bitte, behalten Sie Platz, mein Fräulein!«

Sie war unwillkürlich aufgesprungen und hatte sich dem Pult genähert — hier sollte sie ihr Urteil empfangen. Erwartungsvoll, mit glänzenden Augen sah sie den Verleger an.

Er zog einen Schub auf; da lagen ihre Manuskripte. Er nahm sie heraus: »Eins, zwei, drei, vier, fünf. Ich bin nicht abgeneigt, Ihre Novellen zu verlegen.«

Es schwindelte Elisabeth. Stand sie denn fest auf ihren Füßen? So viel Glück! So viel Glück! Sie faßte nach der Tischplatte, um sich daran festzuhalten.

Er sah ihre Erregung und nickte. »Sie haben Glück. Andere müssen Jahre und Jahre warten.«

»Ja, sehr viel Glück!« Wie verschämt senkte sie den Kopf.

Der Verleger lächelte; er ließ seinen Blick wohlgefällig auf ihrer

mädchenhaften Gestalt ruhen. »Sie sind noch sehr jung, Fräulein Reinharz?«

»O nein,« sie wurde rot, »ich bin schon sechsundzwanzig.«

»Ich hätte Sie für jünger gehalten«, sagte er ohne jede Artigkeit. »Viele unserer Autoren haben sich in *dem* Alter schon fast ausgeschrieben. Heutzutage ist es Mode, in den Windeln anzufangen. Es kann einer gar nicht grün genug sein. Ihr Glück, daß Sie nicht zu früh angefangen haben!«

Elisabeth sah ihn offen an. »Ich hätte wohl schon eher schreiben mögen, ich habe mich nur nicht getraut. Ich hatte zu großen Respekt.«

[53] Er lachte. »Vor wem?«

»Vor der Kunst.«

»Und den haben Sie jetzt nicht mehr?«

»O ja, erst recht! Jetzt weiß ich erst, *was* dazu gehört. Ich habe eine große Bewunderung für *alle*, die etwas erreicht haben.«

»Wollen sehen, wie lange diese Bewunderung dauert«, sagte er mit skeptischer Miene. Und dann, den Ausdruck ändernd, fragte er nach ihren ersten literarischen Versuchen, ihrer Heimat und ihrem Leben auf dem Lande.

Sie antwortete freimütig; ihr war, als hielte dieser kleine Mann ihr Wohl und Wehe in den Händen.

»Und was hat Sie nun doch zum Schreiben getrieben?« fragte er zuletzt.

»Die Natur«, sagte sie einfach. »Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; sie ist so schön, ich muß sie beschreiben. Und dann kamen Gestalten, die gingen hin und her und sprachen zu mir, ich las ihre Geschichte von ihren Gesichtern. Und dann hab' ich's eben so hingeschrieben. Wenn ich schreibe, ist es mir, als sagte mir einer inwendig immer was vor. Oft will ich gar nicht so schreiben, aber auf einmal steht's da. Ich *muß*. Es ist so komisch!« Sie lachte.

Ihr helles, fröhliches Lachen klang von den Wänden wider. War das ein wundervolles Lachen! Ihr Oberkörper schüttelte leicht unter der knittrigen Bluse; ihre Augen kniffen sich zu, daß die dunklen

Wimpern auf den rosigen Wangen ruhten, in dem vollen Kinn zeigte sich ein Grübchen. Und der Klang war so sonor, so gesund.

In der schwülen Luft des Bureaus tat das wohl. Vor dem Auge lag mit einem Male blühende Heide; ein Vogel stieg kerzengerade aus dem Kraut, schmetternd, immer höher hinauf in den sonnigen Äther.

Der Verleger sah sie wohlwollend an. »Sie haben Talent, [54] viel Talent und eine glückliche Charakterveranlagung. Heutzutage sind die Talente Treibhauspflanzen, üppig im Blattwerk, aber schwach von Wurzel. *Sie* sind gesund!«

»Ja, das bin ich!« Sie lachte wieder und zeigte die weißen Zähne hinter den frischen Lippen. Wie ein Schauer glücklicher Sorglosigkeit rieselte das Lachen nieder; es fiel erquickend auf die Seele wie Regen auf verstaubtes Land.

Ihre Wangen leuchteten in freudigem Rot. »Und glauben Sie wirklich, glauben Sie, daß ich etwas werden kann?« Sie beugte sich zu ihm und suchte vertrauensvoll seinen Blick. »Etwas Großes leisten?« Als hinge ihre Seligkeit von seinem Urteil ab, so sah sie ihn an.

»Sie sind noch jung genug, Sie haben, abgesehen vom Talent, Gesundheit und Energie — warum nicht? Nur eins fehlt Ihnen noch: Sie müssen Leute haben, die Ihr Lob ausposaunen, die das Tamtam schlagen, Leute, die nicht bloß Ihre Bücher leihen, sondern auch kaufen. Mit einem Wort: Sie brauchen eine Clique.«

Sie sah ihn verständnislos an.

Er fuhr ernst fort. »Das große Talent hockt zeitlebens unbekannt in Dachstuben, wenn nicht eine Clique sich seiner annimmt. Die ist ein mächtiger Faktor in unserem künstlerischen Leben.«

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig. »Ich weiß nicht recht, was Sie mit ›Clique‹ meinen. Aber das weiß ich: was wahrhaft groß und schön ist, das dringt immer durch. Es wäre ja traurig, wenn das nicht so wäre!«

Er zuckte die Achseln. »Viele Talente verschwinden ungekannt, andere, die gar keine Talente sind, werden auf den Schild gehoben.

Auch wir müssen uns der Clique beugen — wir wollen leben.« Er seufzte leicht.

»Oh,« sie schüttelte den Kopf, »*so* ist es ja doch nicht!« Sie lachte ihm ins Gesicht. »Sie wollen mir bange machen. Bange [55] machen gilt nicht. Ich fürchte mich nicht. Ich brauche keine ›Clique‹, wie Sie sagen. Ich werde schon durchkommen. Wem meine Sachen nicht gefallen, der braucht sie ja nicht zu lesen.« Frisch und frei sagte sie es, den Mund ein wenig trotzig aufgeworfen, den Kopf stolz gehoben. Ein starkes Leuchten brach aus ihren Augen, zog wie ein Sonnenschein über ihr Gesicht und gab ihm eine reine, fast kindliche Schönheit.

Der Verleger lächelte. »Sie haben Courage! Sie sind wie Jakob Heider, der sagt: ›Ich pfeife auf das Publikum, auf die Kritik, und …‹ — na, ich will Ihnen das lieber nicht sagen, es ist etwas kräftig. Ein Hauptkerl!« Maier lachte wohlgefällig. »Steckt voller Begabung, ist aber arm wie eine Kirchenmaus; schenkt sein letztes Hemd weg, wenn ihn einer darum bittet.«

»Der gefällt mir!« Und dann sagte sie mit einem tiefen, wohligen Aufatmen: »Ich wußte es ja, daß mich heute ein Glück erwartete. Wann werden Sie mein Buch drucken? Bald, ich bitte Sie, bald! Ich kann es gar nicht erwarten. ›Einfache Geschichten‹« möchte ich's nennen — ja?«

»Ich werde Ihnen schon einen Titel finden. Übrigens«, er legte die Hand schwer auf das Manuskript, »fürs Publikum ist das nichts. *Sie* sind kein Geschäft. Ich verlege das Buch, weil es mich interessiert — aber was meinen Sie wohl, was ich daran verdiene?«

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

»Gar nichts.«

Das Blut schoß ihr zu Kopf; das hatte sie nicht erwartet. Es gibt doch so viele Menschen, die mir wohlwollen — ich habe Freunde«, sagte sie stockend.

»Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag«, fuhr er fort, ganz geschäftsmäßig, ohne ihren Einwand zu beachten.

Sie hörte ihm mit großen Augen, aufmerksam horchend, zu.

Er entwickelte ihr die Verlagsbedingungen und sprach voll[56]ständig sachlich, ohne jede Spur des vorher gezeigten freundschaftlichen Wohlwollens.

»Also ich kann Ihnen selbstverständlich kein Honorar zahlen,« schloß er, »aber ich kontrahiere mit Ihnen auf Reingewinn: die Hälfte Ihnen, die Hälfte mir. Sind Sie einverstanden?«

Sie nickte.

»Gewiß, es ist mir recht so. Ich bin so sicher, wir werden eine Masse Bücher verkaufen. Oh, ich bin froh! Wenn das der Onkel noch erlebt hätte oder der Vater und meine Mutter!«

Es stieg feucht in ihren Augen auf, aber der Mund lächelte, ihre Gestalt hob sich wie auf Sprungfedern, elastisch, von freudiger Zuversicht geschwellt.

Diese Augen mit ihrem großen, heiteren Blick sahen den Stern schon nah, ein herrliches Glanzgebilde, Strahlen werfend rundum. Und der Horizont war rosig in Freudengluten getaucht, ein Rosenmeer, den schönsten Morgen verheißend.

Sie stand nicht mehr in der düsteren Stube mit den hohen Bücherregalen an den Wänden und mit dem kahlen Pult. Sie hörte nicht mehr das Klappern der Schreibmaschine nebenan und das Rücken der Kontorstühle. In ihrem Innern sang eine süße Stimme Lieder der Verheißung, zauberische Melodien, die sich ins Ohr stehlen und das Herz wiegen, daß sein Schlag leicht wird. Die Seele bekommt Flügel, die tragen in höchste Höhen. — —

Es klopfte. Sie schrak zusammen. Maier hatte »Herein!« gesagt.

»Ah!« Der Verleger lachte. »Lupus in fabula, gerade haben wir von Ihnen gesprochen, Heider! Morgen, Erdmann, was führt Sie denn hierher?«

Der blonde Erdmann errötete wie ein Mädchen; in seinem vertragenen Sommerrock stand er linkisch da. Ein dickes Manuskript hielt er unter den Arm gepreßt; jetzt ließ er's fallen, mit [57] einem dumpfen Knall prallte es auf die Diele, gerade vor Elisabeths Füße. Beschriebene Blätter flogen nach allen Seiten.

»Etwas stürmisch, wie immer!« Maier gab sich einem

Heiterkeitsausbruch hin; es schien, als sei mit den zwei jungen Leuten, die eben eingetreten waren, eine burschikose Stimmung über ihn gekommen. Man kannte den zugeknöpften Geschäftsmann kaum wieder.

Elisabeth hatte sich gebückt, sie half die verstreuten Blätter auflesen. Nun standen sie und sahen sich an, das heißt, Erdmann wagte kein Auge aufzuschlagen, er stand wie geknickt.

Ein schalkhaftes Lächeln huschte über Elisabeths Gesicht, das Grübchen in ihrem Kinn zeigte sich.

Maier stellte sie einander vor. »Eine junge Kollegin,« sagte er, »verlegt ihr erstes Buch bei mir. Kinder, ihr müßt nun ein bißchen nett gegen sie sein, verrupft sie nicht gleich zu sehr.«

»Wenn sie was kann, braucht sie keine Bange zu haben.« Heider zeigte blitzende weiße Zähne, das einzig Schöne in seinem bräunlichen Gesicht, wenn man nicht den Ausdruck desselben schön nennen wollte, diese offene, jungenhafte Freimütigkeit. Er faßte Elisabeths Hand mit einem kräftigen Druck und schüttelte sie.

»Auf die Kritik pfeife ich; nur auf die, die ich selbst schreibe, nicht. Schreiben Sie was Gutes, Fräulein, sonst, wenn Sie auch noch zehnmal hübscher wären, als Sie sind, verreiße ich Sie fürchterlich!« Er zeigte die Zähne, als wollte er beißen.

Sie lachte ihm ins Gesicht. »Ich fürchte mich gar nicht. Hunde, die bellen, beißen nicht!«

»Da, Sie haben ihn gleich erkannt!« Maier schlug dem jungen Mann auf die Schulter. »Sehen Sie, Heider, Fräulein Reinharz hat’s gleich weg, wes Geistes Kind Sie sind!« Er wandte sich an Elisabeth. »Sollte man’s glauben, daß dieser wilde Mann ein Lyriker ist, so zart und überfein empfindend wie die nervöseste Frau?«

[58] Heider wollte aufbrausen, seine schmalen, dunklen Augen blitzten, die rabenschwarze, aufgesträubte Mähne über der breiten Stirn schien sich noch mehr zu sträuben. »Herr Maier, den wilden Mann will ich mir meinetwegen gefallen lassen, aber Ihre Kritik meiner Lyrik …«

»Sei still, Kobes!« Erdmann zupfte ihn heimlich; er sprach fast

ängstlich und schien in Sorge, es mit dem Verleger zu verderben. Die Anwesenheit einer Dame war ihm auch peinlich.

Elisabeth konnte sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren — war der schüchtern! Und einen Teint hatte er wie Milch und Blut, zu zart für einen Mann. An den Schläfen sah man die blauen Adern, über der Nasenwurzel zog sich ein blauer Strich; der Mund war fein und keusch, als hätte nur die Mutter ihn geküßt. Der Hals war ängstlich dünn, und der ganze Mensch schien schwach, seine langgeschossenen Gliedmaßen steckten schlottrig in den Kleidern. Sie sah ihn voller Teilnahme an; da traf sie sein Blick, er hatte die scheu gesenkten Lider aufgeschlagen — waren *das* Augen! Blaue, feuchte, große Augen mit einem heißen funkeln darin. Sie war überrascht. Auf diese Augen war sie nicht vorbereitet.

Da gefiel ihr der andere besser. Sie wußte selbst nicht warum, gleich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Er sah so treuherzig aus und tat, als hätte er sie schon früher gekannt. Sie kamen ins Plaudern und standen abseits vom Pult.

Erdmann hatte sein Manuskript vor sich hingelegt und schlang die Finger ineinander, daß die Gelenke knackten. Er hatte etwas auf dem Herzen und wand sich vor dem Verleger.

»Da muß ich mal beispringen«, sagte Heider. »Gucken Sie weg, Fräulein, oder noch lieber, gehen Sie hinaus — da, vor die Tür!« Er nahm sie ohne weiteres beim Arm und schob sie ins Nebenzimmer. »Nehmen Sie's nicht übel, aber sonst bringt der Mensch kein Wort 'raus! — Nun red', Erdmann!« hörte Elisabeth ihn sagen.

[59] Das Murmeln des andern klang an ihr Ohr; sie stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben. Einiges vernahm sie doch: Erdmann bot ein schon einmal zurückgewiesenes Manuskript an; er schien Geld nötig zu haben.

Der Verleger war zäh. »Ihre Sachen gehen nicht, lieber Erdmann, Sie sind zu scharf und ärgern die Leute. Ihr letztes Buch hat mir beinahe die Polizei auf den Hals gehetzt; ich hoffte immer, sie würde es konfiszieren, da wäre noch ein Geschäft zu machen gewesen. Aber so! In den Leihbibliotheken verlangt niemand Ihre

Bücher, da habe ich gar keinen Absatz. Und Bücher *kaufen*, wer tut das?«

»Hol' sie alle der Teufel,« sprudelte Heider heraus, »die Bücher und die Käufer! Erdmann kann doch nun mal nicht anders schreiben. Den können Sie umdrehen wie einen Handschuh, rechts und links ist bei ihm egal, er bleibt der Erdmann. Und ist's nicht gut so?« Er erhob die Stimme, daß sie wie eine Posaune in die Nebenstube dröhnte. »Jeder soll reden, wie ihm das Maul gewachsen ist. Haben Sie das nicht selbst gesagt?«

»Schon, schon,« Maier räusperte sich verlegen, »vom literarischen Standpunkt aus, gewiß. Aber für mich ist es eine schwere Sache.« Er machte eine Pause, als überlegte er. »Ich kann, ich darf nicht zusetzen. Die Herstellung kostet viel, dann liegen mir die Bücher herum,« er seufzte tief, »glauben Sie nicht, daß ich Sie aufrichtig schätze?« Seine Stimme bekam einen warmen Klang. »Wenn ich heute ein Millionär wäre, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Ihr Buch zu nehmen, lieber Erdmann!«

Was Erdmann sagte, war nicht zu verstehen. Heider lief in der Stube auf und ab, das Knarren seiner Stiefel übertönte jedes Wort, jetzt blieb er stehen. »Dann pfeife ich auf die Verleger!«

»Kobes, Kobes!« Erdmann rief's ängstlich.

[60] »Ach was, laß mich nur meinem Herzen Luft machen! Wenn *Sie* nicht mal was riskieren wollen, Herr Maier!«

Elisabeth mußte vor sich hinlachen; sie hatte kein rechtes Verständnis für das Gespräch nebenan, die Empörung Heiders kam ihr komisch vor. Es interessierte sie gar nicht, zu lauschen. Sie hielt sich die Hände vor die Ohren — was ging sie das Gespräch da drinnen an? Sie lauschte dem Freudenlied, das immerfort in ihr erklang. Draußen lag Sonnenschein auf verstaubtem Asphalt, ein ganzes Meer von Sonnenlicht; sie starrte mit glänzenden Augen hinein und träumte herrliche, nicht zu beschreibende Träume eines großen, unnennbaren Glückes. Die Hände sanken ihr von den Ohren; sie wußte selbst nicht, daß sie sie inbrünstig ineinanderfaltete.

Nebenan lenkte das Gespräch in ruhigere Bahnen. »Liebe Kinder,« sagte Herr Maier, »ich tue, was ich kann. Meint ihr, es ist 'ne Wonne, berühmte Namen zu verlegen? Ich will keinen nennen, aber ich sage euch, manchmal bin ich ganz marode. Eine saure Arbeit. Und ihr macht mir noch Vorwürfe? Ich brauche einen großen Schlager, wenn ich meine jungen Autoren anbringen will. So einer, der zieht, reißt eine Menge anderer mit sich. Ihr müßt Euch an den berühmten Namen kleben wie Austern an den Felsen. Und wenn ihr das nicht wollt, dann …«

»Dann werden wir eben etwas später berühmt«, sagte Heider.

Und Erdmann setzte hinzu, lauter, als er bisher gesprochen hatte: »Nein, bitte, Herr Maier, ich weiß, Sie meinen es gut mit uns, aber von so einem ins Schlepptau genommen werden, das paßt uns nicht.« Er klemmte sein Manuskript wieder unter den Arm. »Komm, Kobes!«

»Warte!« Heider lief zum Nebenzimmer. »Empfehle mich, gnädiges Fräulein! Viel Vergnügen auf der halsbrecherischen Leiter!«

[61] »Oh, ich kann gut klettern!« sagte sie rasch und trat zu ihm. »Ich werde mich auch empfehlen.« Sie ging auf Herrn Maier zu und sah ihn fragend an.

»Es wäre weiter nichts zu besprechen, ich setze den Kontrakt auf. Sie können ihn demnächst einsehen.« Er reichte ihr die Hand. »Auf Wiedersehen!«

Sie gingen alle drei miteinander fort. Unten auf der Straße stieß Heider einen Seufzer aus. »Kein Vorschuß! Mein Fräulein, haben Sie sich schon mal in der unangenehmen Lage befunden, Geld zu brauchen und keins zu haben?« Sie sah ihn erstaunt an.

Er lachte. »Also nicht, sonst würden Sie keine so großen Augen machen!« Zutraulich ging er neben ihr her, mit den Armen schlenkernd wie ein Schuljunge. Er hatte eine Art, die ihr fremd war, eine gewisse Dreistigkeit, die doch nicht verletzte.

Ihr Weg war der gleiche. Elisabeth ging zwischen den beiden jungen Männern. Hier in der freien Luft war Erdmann weniger

schüchtern als im Zimmer des Verlegers. Sie sprachen von Maier.

»Ein anständiger Kerl!« sagte Heider. »Er hat uns schon oft Vorschuß gegeben. Man konnte ihn heute wirklich nicht *mehr* drängen.«

Erdmann lächelte wehmütig, hielt seine lange Gestalt vornübergebeugt und hüstelte. »Ich bin dir jetzt schon dreihundert Mark schuldig, Kobes!«

»So? Davon weiß ich gar nichts.« Heider tat sehr erstaunt. »Und wenn du sie mir schuldig wärest, was wäre da? Du bist mir sicher, Erdmännchen.« Er wandte sich erklärend zu Elisabeth: »Wir hausen zusammen. Wir haben einen Tisch mit einer Schieblade, in die tut Geld, wer gerade welches hat. Das ist unsere Schatzkammer, wir greifen nur so hinein; wenn's alle ist, ist's eben alle!«

Erdmann war bedrückt, er schüttelte den Kopf. »Wenn du [62] nicht Übersetzungen machtest und Kritiken schriebest und auf der Redaktion arbeitetest, dann …«

»Dann wäre ich faul!« schnitt ihm der andere rasch die Rede ab. »Laß gut sein, altes Haus, du wirst noch mal so berühmt, daß dir die Verleger nachlaufen.«

»Ich erlebe es nicht!« murmelte Erdmann. Es fiel Elisabeth auf, wie verfallen er plötzlich aussah. »Ich bin nicht ganz wohl,« er deutete ihren mitleidigen Blick recht, »ich habe ein paar Tage gelegen, habe mich heute nur aufgerafft.« Er seufzte. »Wenn Maier das Ding genommen hätte, wäre ich gesund geworden.«

»Er ist ein Genie!« flüsterte Heider dem Mädchen zu. »Die Zeit ist nur noch nicht reif für ihn!« Sein bewundernder und zugleich besorgter Blick streifte den Freund. »Du darfst dich nicht so abarbeiten, du bist das der Welt schuldig.«

Erdmann hörte ihn nicht; er ging, den Kopf tief geneigt.

Sein Manuskript preßte er unter den Arm. Von rückwärts gesehen, konnte man ihn für einen alten, verbrauchten Menschen halten. Er schlich langsam.

Heider und das junge Mädchen waren ihm bald voraus; sie unterhielten sich sehr gut. Heider war wie sie in der Freiheit

aufgewachsen; die Augen leuchteten ihm, als er von seiner Heimat sprach, dem Rhein. Er sprach mit Begeisterung von den grünen, breit flutenden Wellen, den Rebgeländen, die die Sonne küßt, von den rheinischen Mädchen mit den schnellen Zungen und der rheinischen Fröhlichkeit. Er wurde ein anderer. Sein burschikoser Ton verschwand, eine kindliche Weichheit kam in sein Gesicht, die kantigen Züge rundeten sich, ein liebenswürdiges Lächeln spielte um seinen Mund; er drückte sich schön aus, voll von einer zarten, edlen Empfindung.

Die Wagen rasselten vorüber — hier war die Lützowstraße mit ihren sich kreuzenden Straßenbahngeleisen und ihrem Durcheinander von Fußgängern.

[63] Sie standen vor einem Schaufenster still und bemerkten nicht, daß Erdmann an ihnen vorüberschob, und er wiederum sah sie nicht.

Elisabeth hatte ganz vergessen, daß sie nach Hause mußte; Mile wartete mit dem Essen. Sie lehnte neben Heider an dem Messingstab, der das Schaufenster gegen die Straße zu schützte. Anscheinend betrachteten sie die Bücher der Auslage, die Photographien von Bergen und Seen und die beliebten Ansichtspostkarten, aber in Gedanken beschäftigten sie sich miteinander.

Vor einer Stunde waren sie sich noch fremd, und merkwürdig, jetzt gingen ihre Seelen nebeneinander her und freuten sich der Gemeinschaft.

Wie Heimatluft wehte es von einem zum andern. Elisabeth gab sich ganz einem impulsiven Empfinden hin; sie war erfreut, wie ein Echo kamen ihr die eigenen Gedanken und Ansichten zurück. Das Wort glitt ihr so leicht von der Lippe; bei aller Freundlichkeit, mit der man sie bei Mannhardts und bei Kistemachers überschüttete, war doch immer eine Schranke, kaum gesehen, kaum gefühlt, und doch war sie da. Hier war keine.

Sie reichten einander die Hände mit einem herzlichen Druck.

»Glück auf, Fräulein Reinharz!« sagte Heider frisch. »Ich weiß,

Sie schreiben gut, ich lese es auf Ihrem Gesicht. Sie haben einen Mund, ein Kinn, so energisch, wie ich's noch bei keinem Frauenzimmer gesehen habe. Und in Ihren Augen ist Lyrik, viel warme Empfindung — Mund und Augen, eine glückliche Vereinigung!« Er zog den Hut von der schwarzen Mähne und schwenkte ihn mit einer komischen Galanterie: »Alle Achtung! Ich bin noch keinem Mädchen begegnet, das mir so gut gefallen hätte. Und ich bin Kenner.«

»Danke!« sagte sie heiter und hob das frische Gesicht zu ihm auf und lachte ihn aus freundlich strahlenden Augen an. »Sie gefallen mir auch sehr gut.«

Er küßte nicht ihre Hand, aber er hielt sie eine ganze Weile [64] in der seinen. Seine Augen ruhten mit einem warmen Blick auf dem Mädchen; die Vorübergehenden mochten sie wohl für ein Liebespaar halten.

»Wir wollen uns wiedersehen. Ist es Ihnen recht, Fräulein Reinharz, wenn ich Sie besuche?« sagte er. »Sie müssen in unsern Kreis kommen; tüchtige Kerle dabei — und unsre Mutter Maria, na, warten Sie nur! Es geht freilich etwas einfacher zu als bei Ihren Mannhardts und bei den drei Literaturparzen — wenn die sich doch nur einmal gegenseitig den Faden abschnitten!«

Elisabeth sah ihn erschrocken an.

»Nein, nein!« Er lachte. »Haben Sie nur keine Angst, ich bin durchaus nicht gegen schriftstellernde Frauen. Im Gegenteil, wenn ein Weib ehrlich sein Herz gibt, den Mut seiner Meinung hat und doch nicht vergißt, daß es einen Unterrock anhat, dann — Hut ab! Aber die Weiber, die sich mit angelogenen Empfindungen aufplustern und die Welt mit einem Siruppinsel anmalen — sind lächerlich. Die sich und ihre Mitschwestern ausziehen bis aufs Intimste und rufen: ›Seht, so sind wir!‹ — die sind ekelhaft. Die ihre Weiblichkeit in Hosen verstecken: ›Laßt uns den Männern gleich sein!‹ — die verdienen Prügel. Ehrlich, ehrlich, Fräulein Reinharz!«

Er hatte sich heiß und rot geredet.

»Seien Sie immer ehrlich, und auf das, was die Leute sagen, das

Publikum, die Kritik, na, da …« Er stieß einen langgezogenen Pfiff aus. »Ich hoffe doch, Sie können pfeifen, Fräulein Reinharz?«

Er sah sie unter zusammengezogenen Augenbrauen, plötzlich ernst geworden, an.

»Oh, famos!« Sie spitzte die Lippen. »Ich kann pfeifen wie ein Schäferknecht!«

Und nun lachte Elisabeth wieder, voll von einer glückseligen, kindlich frohen, übermütigen Stimmung. Woran konnte es [65] ihr fehlen? So viel Glück auf *einen* Tag! Einen Gott in der Brust, einen Verleger zur Hand, einen Freund zur Seite, und in der Ferne — da, ach da! Ein wonniger, zitternder Atemzug hob ihr die Brust.

Als sie in ihr Haus trat, lag die Straße getaucht in Mittagsglut, ein goldener Traum. Drüben am Fenster sang laut ein Vogel, schmetternd und jauchzend; es klang wie eine Siegesfanfare. Und Rosen blühten im Vorgärtchen, volle, rote, stark duftende Rosen.

5.

Das Sommerfest des »Neuen Frauenwohl« ging zu Ende.

Die Damen des Komitees befanden sich noch in der Künstlergarderobe. Eine jede von ihnen konnte lorbeergekrönt heimgehen, das Fest war glänzend verlaufen, die Einnahme über Erwarten groß.

Das Publikum hatte sich um die Billette gerissen. Jedem war es interessant, so viel hervorragende Persönlichkeiten auf einmal zu sehen. Dazu kam das schöne Wetter, der lauschige Garten — und der gute Zweck. Man zeigte sich die Berühmtheiten.

»Da is er«, hatte eine dicke Frau mit breitem Ring am Finger ihrem Gatten zugeflüstert. Und dann lauter, so laut, daß die Umgebung davon profitieren konnte: »Weißte noch, Emil, wie der Eisenlohr bei uns im Hinterhaus jewohnt hat, in der Alten Jakobstraße, und die Miete nich bezahlen konnte? Nu is er jroß.« Sie nickte befriedigt. »Ich habe ihn wiederjesehen.«

Eisenlohr war der Stern des Abends. Das deutsche Volk liebt seine Dichter und ehrt sie, das zeigte die Popularität, deren Eisenlohr sich in allen Gesellschaftskreisen erfreute. Von höchster Stelle herab wurde er ausgezeichnet, im Salon vergöttert; sein [66] alljährlicher Band prangte auf dem Weihnachtstisch der guten Bürgerstochter.

Auch heute — die begeisterungsprühenden Verse der Eisenlohrschen Dichtung waren kaum verklungen, Fräulein Maschka hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen — brach der Beifall los. Ein nicht endenwollender Applaus.

Als der Dichter vortrat, neuer, stärkerer Beifall. Aber als aus der Wolkendekoration im Hintergrund ein Engel hervorschwebte, den »Fürsprecher der Unterdrückten«, den »Dichter der Frauen« zum Dank mit dem Rosenkranz krönte, brauste ein Sturm los, wie er diesen Theatersaal kaum je erfüllt hatte. Man drängte vorwärts, der Bühne zu, und stürmte ins Orchester zwischen die Musikinstrumente. »Bravo! Bravo!« Man klatschte, man jubelte.

Nicht genug, daß Eisenlohr an der Hand seines Engels sich immer wieder verneigte, man wollte das ganze Komitee haben. Und sie kamen alle. Keiner schien zu wollen, jeder mußte aus seiner Bescheidenheit mit Gewalt hervorgezogen werden. Die Bühne füllte sich mit einem Gewimmel bunter Gestalten, die sich verneigten, lächelten und wieder verneigten.

»Gott sei Dank, daß das so glücklich abgelaufen ist«, sagte Frau Eleonore Mannhardt in der Garderobe mit einem leichten Seufzer. Sie war müde. Ihr Mann hing ihr eben den seidenen Mantel um und packte sie ein wie eine Kostbarkeit. »Elisabeth, du sahst entzückend aus!« wandte sie sich an das junge Mädchen, das schlank und groß am Tisch lehnte.

Elisabeth lächelte verträumt. Ja, es war ein herrlicher, ein wunderbarer Abend gewesen! Sie war wie berauscht. Da auf dem Tisch lagen ihre Flügel, aber — mit einem glänzenden Blick sah sie an sich herunter — sie trug noch das weiße Kleid des Engels. Auf ihrem Haar fühlte sie den Lilienkranz, den weißen Kelchen

entströmte süßer, sommerlicher Duft. Alle, alle waren freundlich gegen sie gewesen; Leonore hatte sie mit Liebkosungen [67] überschüttet, Alinde Rosen sie ihre Freundin genannt, Mia Widmann sie ersucht, dem Verein beizutreten, die Starzynska hatte enthusiastisch von der Freude gesprochen, sie kennenzulernen. Die Maschka hatte ihr geraten, ein Stück zu schreiben, dadurch werde man gleich berühmt; sie, die Maschka, würde die Hauptrolle darin spielen. Der große Dichter hatte sie an seinem Arm durch den Saal geführt, Hunderte von Augen blickten sie bewundernd an. Viele drängten sich heran und ließen sich ihr vorstellen. Herr Eugen Goedecke, der die Vorstellung besorgte — er folgte Eisenlohr wie ein Schatten —, verfehlte nie zu sagen: »Ein vielversprechendes neues Talent. Das Buch von Fräulein Reinharz erscheint demnächst bei Maier, das müssen Sie lesen. Ich sage Ihnen, jroßartig, einfach stupend!«

Und Eisenlohr, der ihren Arm leise an sich drückte, sagte: »Kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen gern behilflich sein.«

Wie gut sie alle waren! Elisabeth fühlte einen Strom warmer Dankbarkeit durch ihr Herz rinnen. Sie hätte die Arme ausbreiten, die ganze Welt an die Brust drücken mögen. Eine unbeschreibliche Hoffnungsseligkeit verklärte ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt. Sie flog wirklich.

Goedecke schleppte ein paar Redakteure heran. Sie hatten von dem großen Talent der jungen Dame gehört und baten um Beiträge. Goedecke war wirklich rührend in seinen Bemühungen; Elisabeth hatte ihm längst verziehen, daß er sie damals doch nicht zum Vorlesen aufgefordert hatte.

Doktor Bolten streifte sie im Vorbeigehen; er hob scherzhaft drohend den Finger. »Wie lange soll ich noch auf meine Humoreske warten? Denken Sie daran! Vergessen Sie ja nicht!«

»Ganz Berlin sieht auf dich!« tuschelte ihr Frau Leonore ins Ohr.

Und Mannhardt lächelte. »Meine Frau hat wieder einmal recht gehabt. Lorle, du hast Fräulein Reinharz entdeckt! Ja, [68] meine Frau hat einen Scharfblick. Lorle, nachher werden wir dich erst

absetzen, und dann bringe ich deine Freundin nach Hause!«

»Nein, nein, danke, bemühen Sie sich nicht!« hatte Elisabeth rasch gesagt. »Ich werde schon nach Hause gebracht.« Sie wäre um keinen Preis mit Mannhardt allein gefahren, er setzte sie immer in Verlegenheit. Während er seiner Frau die verehrungsvollsten Schmeicheleien sagte, ruhte sein Auge immer mit einem so sonderbaren Ausdruck auf ihrem Gesicht.

»Weißt du, Lorle,« hatte er neulich gesagt, als das junge Mädchen den Abend allein bei dem Ehepaar verbrachte, »Fräulein Reinharz hat sich schon viel von deiner Unterhaltungsgabe angeeignet, und dieses Lächeln —«, er strich dem Mädchen mit dem spitzen Finger um Wange und Kinn, »ganz dein Lächeln!«

»Schmeichler!« hatte Leonore scherzend erwidert und ihn auf die Finger geklopft. Und dann wendete sie sich zu Elisabeth: »Ich wünsche dir einen Mann, liebes Herz, dem meinen ähnlich. Nur an der Seite eines solchen Mannes kann eine Frau glücklich sein«.

»Du Schmeichlerin!« Mannhardt hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. »Du machst glücklich!«

»Nein, *du*!« Sie umarmten sich. — —

Kistemachers waren auch auf dem Fest. Es wäre das Natürlichste für Elisabeth gewesen, mit ihnen nach Hause zu gehen.

Frau Julie hatte sich, eigens um das junge Mädchen zu chaperonieren, ein neues Kleid machen lassen: breitgestreifte Seide mit vielen Spitzen daran. Herr Kistemacher war im Frack; die übrigen Herren waren zwanglos im Straßenanzug erschienen. Er ging sehr stolz durch die Menge, das Ordensbändchen irgendeines kleinen Fürstentums im Knopfloch.

Frau Kistemacher war sehr aufgeregt, bis Elisabeth auftrat; sie folgte dem bis dahin Gebotenen nur mit geteilter Aufmerksamkeit. Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her, [69] reckte den Hals und spähte. Als der Engel endlich erschien, mit leuchtendem Gesicht, mit schneeigem Hals und rundem Arm, so heiter, so lieblich, sprang sie vom Sitz auf: »Da ist sie!«

»Wohl Ihre Tochter oder Ihre Schwester?« fragte eine neugierige

Nachbarin.

Frau Julie nickte; sie war ganz verwirrt.

»Das nicht,« mischte sich Herr Kistemacher ein, »nur eine Freundin, aber eine uns sehr nahestehende.«

»Mein Mann hat sie entdeckt«, sprach Frau Julie in erregtem Flüsterton hinter der vorgehaltenen Hand, man hörte es aber zwei Reihen weit. »Sie ist eine ganz bedeutende Schriftstellerin. Mein Gott, wie alle Leute klatschen!« Sie wischte sich die Tränen der Rührung ab.

Als das Publikum nach der Bühne drängte, waren Kistemachers die Vordersten der Vorderen. Sie wagten ein leises: »Pst, Elisabeth!«, ein Nicken und ein Augenzwinkern.

Als der Engel im Saal erschien, nahmen ihn Kistemachers gleich in Beschlag. Herr Kistemacher bestellte Sekt am Büfett, Frau Julie umarmte das junge Mädchen, küßte es vor aller Augen und sagte immer: »Wir drei!«

Elisabeth wehrte sich mit leisem Befremden — so intim war sie doch nie mit Kistemachers gewesen? Als Herr Kistemacher beim ersten Glas sprach: »Auf unsere Freundschaft!«, als Frau Julie zum zweitenmal das Glas hob: »Prost Brüderschaft — du — Elisabeth!«, wurde sie ganz still.

Sie war froh, als plötzlich Jakob Heider im Gewühl auftauchte. Sie war nicht erstaunt, wußte sie doch, daß er hier sein würde, freilich nicht aus eigener Wahl, sondern als Reporter für irgendein Lokalblatt. »Je kleiner das Blatt, desto größer muß der Artikel sein,« hatte er gesagt, »aber was soll ich machen? Die Schieblade, ›dat Schößchen‹, wie sie bei uns zu Hause sagen, ist leer, und mein armer Erdmann verhungert mir sonst!«

[70] Mit einem Gefühl der Erlösung, nachdem sie ihn flüchtig Kistemachers vorgestellt hatte, hing Elisabeth sich an seinen Arm.

»Wohin?« fragte Frau Julie.

»Ich muß mich noch ein wenig nach meinen anderen Bekannten umsehen«, sagte Elisabeth ganz verlegen.

»Wir gehen jetzt.« Herr Kistemacher erhob sich. »Es wäre auch

Zeit für Sie, Fräulein Elisabeth!«

Verwundert hob sie den Kopf: warum dieser zurechtweisende Ton?

»Ich möchte noch bleiben«, sagte sie ruhig.

Der Abschied war kühl; Kistemachers waren sichtlich beleidigt.

Heider wanderte mit Elisabeth durch den Saal; sie waren in den paar Wochen, die sie sich kannten, gute Freunde geworden. Heute schalt er mit ihr.

»Wie können Sie sich zu so etwas hergeben, Fräulein Reinharz?«

Sie sah ihn verständnislos an.

»Fühlen Sie denn nicht, wie ekelhaft das alles ist?« fragte er erregt. »Eine Schaustellung der Persönlichkeit, weiter nichts!«

»Sie vergessen den guten Zweck!« sagte sie gereizt. Und gleich darauf, in ihrem Glücksgefühl den Ärger gar nicht aufkommen lassend: »Sind Sie drollig, Herr Heider! Ich bin so vergnügt. Alle sind gut zu mir. Ich bin auch allen gut, allen!« sagte sie warm und hob das Gesicht empor, daß es hell beschienen war »Es ist so schön hier! Ich bin so glücklich!« Sie atmete tief, ein wunderholdes Lächeln hob ihre Oberlippe und zeigte die schimmernden Zähne. Sie blieb stehen und preßte seinen Arm. Ihre Augen blitzten ihn an, frei, freudig, siegessicher. »Ich fühl's: ich werde!«

Er empfand den Druck ihres Armes in dem seinen, das [71] weiche, volle Fleisch hob sich rosig von seinem dunklen Rockärmel. Ein Zauber ging von diesem nackten Mädchenarm aus, ein Strom von Kraft und Frische. Da war nichts von Müdigkeit, nichts von Verwelktsein. Die ganze Gestalt ging auf sicheren Füßen, geschwellt von freudiger Hoffnung, von mutiger Entschlossenheit. Diese Hände mit den schlanken und doch kräftigen Fingern würden schon zugreifen; diese Arme mit ihren starken Muskeln, in der klassischen Reinheit ihrer Form so fest wie Marmor, die würden um jeden Preis ringen, ihn tragen, halten und nicht wieder fahren lassen.

Er sah in ihr frisches Gesicht und erwiderte ihr Lächeln.

Sie wurden getrennt. Andere kamen, ein ganzer Schwarm, Herr Eugen Goedecke und Fräulein Starzynska an der Spitze. Sie

entführten Elisabeth. Die Starzynska schlang den Arm um des Mädchens Taille.

Heider sah Elisabeth verschwinden, wie eine Vision glitt sie an ihm vorüber, lächelnd, nickend. Ihr Engelsgewand leuchtete, es wehte wie ein weißes Blütenblatt durch das Bunt der Umgebung.

Er stand und starrte ihr nach und vergaß, sich weitere Notizen zu machen. —

Und nun war das Fest zu Ende, die Menge hatte sich verlaufen. Heider wartete am Ausgang, er hatte Elisabeth versprochen, sie nach Hause zu bringen.

Über ihm schaukelte die Kugel der elektrischen Lampe. Vom Königsplatz her kam ein schwüler Jasminduft, die Bäume des Tiergartens rauschten. Der mitternächtige Himmel war dunkel, ganz schwarz. Heider schlug sich den Rockkragen in die Höhe; ein Gewitter war im Anzug. Prüfend streckte er die Hand aus: noch fiel kein Tropfen, aber bald würde es regnen. Wenn sie doch käme!

Jemand klopfte ihm auf die Schulter. »Ah, du bist es, Ebel«, sagte er enttäuscht.

[72] »Kommst du mit nach Hause« fragte der junge Mann. »Wir könnten noch eine halbe Stunde in irgendeinem Lokal sitzen, wenn das Wetter ’raufkommt. Wir haben uns so lange nicht gesehen, heute auf dem Fest auch nur ein paar Minuten. Ja, kommst du?«

»Ich kann nicht. Vielleicht treffen wir uns morgen aber bei Siechen. Ja, morgen sicher! Heute kann ich nicht,« er sah unruhig nach der Tür, »ich bringe eine Dame nach Haus.«

»Dann will ich dich nicht stören.« Der andere lüftete den Hut und trat bescheiden zurück. »Also auf Wiedersehen morgen!« Er nickte freundlich und ging. Seine große, elastische Gestalt verschwand bald im Dunkel.

Andere kamen heraus, Nachzügler, die ängstlich den Himmel betrachteten, Schirme aufspannten und nach Wagen riefen. Die Damen knüpften ihre Kopftücher fester und schürzten ihreRöcke. Die ersten Tropfen fielen.

Kam sie denn *noch* nicht? Die Tür klappte im Wind hin und her,

die langen Ranken des wilden Weins am Eisengitter wurden gepeitscht — endlich! Er hörte ihre volle Stimme, ehe er ihre Gestalt sah. Sie rief lachend: »Es regnet!«

»Sie können unmöglich zu Fuß gehen«, sagte eine andere Stimme.

»O doch!«

Da war sie. Sie hielt den Regenmantel über dem weißen Kleid zusammen, der Saum schimmerte unten vor. Den Lilienkranz hatte sie abgenommen und sich über den Arm gehängt; das wirre Haar hing ihr unter einem Tüchlein in das glühende Gesicht.

Zwei Herren kamen dicht hinter ihr her. »Unmöglich, Sie müssen fahren, Fräulein Reinharz, ich fahre Sie nach Hause« sagte der eine. »He, Droschke!«

Der andere stürzte vor: »Ich besorje Ihnen eine. He Kutscher, wo haben Sie denn Ihre Ohren!« schrie er auf[73]geregt. »Da ist schon ein Droschkong. Hier! Bitte, bitte, verehrter Kollege, placieren Sie sich!«

»Ach, da sind Sie!« Elisabeth sprang auf Heider zu. »Das ist — schön!« wollte sie sagen, aber ein plötzlicher Windstoß riß ihr das Wort vom Munde. »Ah — ah!« Sie hielt sich den Mantel fester zusammen.

»Hier, Herr Kollege, hier, verehrter Maestro!« rief Goedecke und riß den Schlag auf.

»Bitte, Fräulein Reinharz!« Der Dichter faßte nach ihrer Hand.

»Ich danke vielmals, hier, Herr Heider bringt mich schon nach Haus.«

Der berühmte Dichter rührte flüchtig an seinen Hut. »Es ist besser, wenn Fräulein Reinharz fährt. Danke sehr!«

Ehe Elisabeth sich's versah, war sie in den Wagen gehoben, Eisenlohr saß neben ihr und zog den Schlag zu, Goedecke wollte gerade nachsteigen; nun stand er verdutzt draußen.

»'n Abend!« Der Dichter nickte ihm flüchtig zu. »Los, Kutscher!«

Das Pferd zog an, fort rasselte der Wagen. Noch einmal tauchte Heiders Gesicht auf, dann umfing sie Dunkel. Und Regen an den

Fenstern, mit großen, harten Tropfen pochend. Jetzt ein Donnerschlag, jetzt ein Blitz.

Elisabeth fuhr zusammen. Nicht des Gewitters wegen; Eisenlohr hatte den Arm um ihre Taille gelegt.

»Fürchten Sie sich nicht!« sprach er halblaut.

»Ich fürchte mich ja gar nicht.« Sie wollte lachen, aber das Lachen kam nicht recht heraus, es blieb ihr in der Kehle stecken. Es war so beklommen in der Droschke, schwül zum Ersticken. So unbehaglich — warum nur? Und so dunkel. Sie fühlte seinen Fuß sich auf den ihren stellen — war das Zufall, war das Absicht? Hastig zog sie ihren Fuß so weit als möglich unter den Sitz.

[74] Sein Atem wehte dicht, ganz dicht an ihrem Gesicht. Sie rückte noch mehr in die Ecke und drückte sich ganz zusammen.

»Mein liebes Fräulein,« sagte er, »mein liebes Kind!« Er suchte nach ihrer Hand. Sie saß wie gelähmt; sie wollte sie ihm entziehen, und doch fürchtete sie, sich lächerlich zu machen. Er sprach so väterlich.

»Ich werde sofort Ihr Buch lesen, wenn es erscheint, es wird mich sehr interessieren.« Er rückte kaum merklich näher. »Das Geschick hat Sie zu verschwenderisch bedacht — so viel Liebreiz, dazu noch Talent!«

Mit einem Zusammenzucken entriß sie ihm ihre Hand — ein greller Blitzstrahl zuckte —, sie hatte sein Gesicht gesehen. Er lächelte. »Ein scheußliches Gewitter«, sagte er in gleichgültigen Ton. Und dann wieder flüsternd: »Ich bin dem heutigen Abend sehr dankbar, obgleich ich nicht schlafen werde.« Er machte eine Pause, dann flüsterte er noch leiser: »Die ganze Nacht nicht.«

Was sollte sie sagen? Ihr Herz klopfte, nur das eine dachte sie: wäre die Fahrt doch zu Ende! Ihre Blicke suchten das Dunkel zu durchbohren. Mit einem Zipfel ihres Mantels wischte sie über die Scheibe — da, draußen Lichter, matt der Regenschleier durchdringend. Man war aus dem Tiergarten heraus. Erst aus dem Tiergarten?! Ein Angstgefühl überkam sie — um Gottes willen, noch so lange zu fahren! Unerträglich langsam rumpelte der Wagen.

Das Fenster auf! Sie erstickte sonst. Ungeschickt mühte sie sich, das Fenster herunterzulassen.

»Gestatten Sie?« Er beugte sich über sie und drückte sie dabei fest an seine Brust.

»Lassen Sie nur — nein — lassen Sie zu — ich will nicht!«

Sie lehnte sich ganz hintenüber.

Seine unruhige, heiße Hand lag auf ihrer Schulter und brannte durch alles durch; ihr war, als fasse jemand ihren nackten Hals.

[75] Eisenlohr atmete rasch. »Verlassen Sie sich nur auf mich, liebes Kind«, flüsterte er. »Sie werden etwas erreichen!«

Seine heiße Hand glitt hin und her; jetzt lag sie ihr im Genick.

»Ich schreibe Ihnen eine Vorrede. Ich …«

Ihr Herz stand still. Sie wagte nicht Atem zu holen.

»Ich bin Ihr Freund!«

Ihr Kopf saß wie in einer Klammer.

»Ihr bester Freund!«

Seine Lippen näherten sich den ihren — schon fühlte sie die heiße Berührung.

»Ich will aussteigen!« schrie sie laut.

Ihre zitternde Hand faßte den Griff, sie stieß mit aller Kraft gegen die Tür.

»Was fällt Ihnen denn ein!« Er faßte sie um die Taille. »Seien Sie doch nicht so kindisch!«

»Lassen Sie mich!« Sie weinte fast und rüttelte an dem Griff, verzweifelt in Angst und Zorn. Die Tür sprang auf — er wollte sie wieder zuziehen. Elisabeth stieß ihn zurück. »Halt, Kutscher!«

»Zum Donnerwetter, voran, Kutscher!«

»Nein!«

Der Wagen fuhr noch — ein Sprung — sie strauchelte, sie raffte sich wieder auf — jetzt stand sie auf dem Pflaster. Sie fühlte wieder den Boden unter den Füßen; der Regen schlug ihr ins Gesicht.

Er machte Miene, ihr nachzuspringen.

Der Wagen hielt, der Kutscher grinste vom Bock. »Nanu?«

»Fahren Sie!« Elisabeth krachte den Schlag zu. »Ich danke Ihnen,

Herr Eisenlohr! Weiter, Kutscher!«

Ein unglaublich verblüfftes Gesicht starrte sie hinter der Scheibe an; der große Mann war sehr klein in diesem Augenblick.

[76] Da stand sie, allein auf der nächtlichen Straße. Mitten in Pfützen; der Regen goß. Der Wind riß ihr das Tuch vom Haar, zerrte es ihr in den Nacken, faßte ihren Regenmantel und blähte ihn auf wie ein dunkles Segel.

Sie war taub gegen den Donner, sie sah nicht das Blitzen — aber jetzt, die Straße herauf, gerade auf sie zu, kam einer in raschen Schritten. Er schien sie neugierig anzusehen. Sonst war sie nicht ängstlich, aber heute — die Knie waren ihr schwach, die Füße wie Bleiklumpen. Ganz benommen, umtost vom Wetter stand sie da. Ihr weißes Kleid hing wie ein schmutziger Lappen um ihre Füße; der Kranz an ihrem Arm hatte sich gelöst, die Lilien fielen in den Kot. Sie starrte den Näherkommenden an. Jetzt fuhr sie zusammen. Der Herr zog den Hut.

»Haben Sie sich verletzt? Ich hörte Sie rufen, ich sah Sie aus dem Wagen springen.«

Seine Stimme klang angenehm, sein Benehmen war höflich und ruhig. Was sollte der Fremde wohl von ihr denken? Sie nahm sich zusammen und neigte den Kopf. »Ich danke.« Sie wollte recht ruhig antworten, aber sie hörte es selbst, wie ihre Stimme schwankte. »Ich habe mir nichts getan.« Sie zittert am ganzen Leibe und hatte ein unerträgliches Gefühl der Scham.

Während sie ihr nasses Kleid aufraffte, riß ihr ein Windstoß den Regenmantel weit auseinander. Man sah ihre ganze weiße Gestalt.

»Darf ich Ihnen behilflich sein?« Er half ihr den Mantel zusammenfassen. »Sie werden sich erkälten!«

»Danke!« Sie wandte sich ab und wollte weitereilen. Nur wenige Schritte bis zur Ecke kam sie, da blies ihr der Wind mit aller Heftigkeit entgegen und verfing sich in ihren Kleidern. Donner und Blitz hatten nachgelassen, aber der Regen goß nieder mit wolkenbruchähnlicher Gewalt; die Straße stand unter Wasser. Kein Wagen, kein Mensch zu sehen. Vom Kanal [77] her tönte ein dumpfes

Brausen, und man hörte das Plätschern des Regens auf den Blättern der Kastanien.

Elisabeth fühlte sich ganz hilflos; Zorn und ein klägliches Gefühl der eigenen Erniedrigung trieben ihr Tränen in die Augen. Sie sah nichts mehr.

»Sie können jetzt nicht allein gehen, so spät in der Nacht, bei diesem Wetter«, sagte wieder die angenehme Stimme. »Mein Name ist Ebel, Wilhelm Ebel. Gestatten Sie, ich werde Sie begleiten. Wohin darf ich Sie bringen?«

»O bitte, nach der Lützowstraße.« Sie waren gerade bei einer Laterne, und sie wagte einen raschen Blick auf ihn zu werfen. Was hatte er für ein nettes Gesicht! Das Wetter hatte ihn zwar arg zugerichtet, seine Hutkrempe war die reine Dachtraufe; der Sturm hatte ihm die Haare in die Stirn gefegt, das Wasser floß an den Strähnen nieder. Seine Augen blickten sie mit einem gütigen Ausdruck an.

»Was müssen Sie von mir denken!« sagte sie rasch. Sie wußte nicht, wie sie ihre Situation erklären sollte.

»Halten Sie sich an mir fest, bitte, jetzt kommt die Brücke, da ist es doppelt schlimm!«

Sie hatte versucht, allein weiterzukommen, nun war sie doch froh, seinen Arm nehmen zu können. Halb bewußtlos stützte sie sich auf ihn; sie war schwach wie ein Kind.

Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie, war sie doch nicht mehr allein; sie faßte ein plötzliches Zutrauen.

Er führte sie sorgsam und sagte: »Treten Sie hierhin und dann dorthin!«

Zwischen keuchenden Atemzügen bei angestrengtem Gang stieß sie heraus: »Ich komme von einem Fest, es sollte mich jemand nach Hause bringen, ich … ich …« Der ganze Zorn packte sie wieder, sie biß die Zähne auf die Unterlippe.

»Ich komme auch von einem Fest,« er schien ihre Aufregung nicht zu beachten, »von einem großen Wohltätigkeitsfest.«

[78] »Ich auch.« Sie sah ihn voll an. »Wie merkwürdig!«

Er faßte plötzlich an seinen Hut und blieb einen Augenblick stehen. »Jetzt erkenne ich Sie! Ich habe Sie heute abend auf der Bühne gesehen. Sind Sie — sind Sie nicht …«, er zögerte nun doch wieder, »sind Sie nicht Fräulein Reinharz?«

Sie nickte. »Mein Gott, wie gut, daß ich Sie getroffen habe!« Wie erlöst atmete sie auf. »Ach, ich bin Ihnen so dankbar!« Sie preßte in der Erregung seinen Arm. »Was hätte ich wohl machen sollen, wenn Sie nicht gekommen wären? Ich danke Ihnen vielmals!«

Er fragte mit keinem Wort, wie sie in diese merkwürdige Lage gekommen, als wäre es etwas ganz Natürliches, daß junge Damen spät nach Mitternacht allein auf der Straße umherirren.

Der Regen goß weiter; sie kamen mühsam, Schritt für Schritt, voran. Niemand auf der breiten Straße; jeder hatte sich geflüchtet. Die Häuser an der Straßenseite lagen ausgestorben, kein Licht schimmerte hinter den endlosen Fensterreihen. Die Restaurants hatten die Türen geschlossen, und ihre Rolläden waren heruntergelassen. All das Leben der Großstadt schien erstorben in dieser ungeheuren, nicht endenwollenden Sintflut. Sie waren die einzigen auf der Welt. Sie drückte sich näher an ihn. Er beugte sich vor, um sie vor dem Wind zu schützen. Noch nie in seinem Leben hatte er jemand beschützt; es war ihm ein schönes Gefühl, diesen Mädchenarm in dem seinen halten zu dürfen. Es war ihm nicht kalt, obgleich der dünne Sommeranzug wie eine Haut an seinem Leibe klebte und das Wasser in seinen Stiefeln bei jedem Schritt quatschte. Er fühlte ihr Vertrauen, ohne daß sie davon sprach; das machte ihn warm.

»Sie haben mir heute sehr gut gefallen«, sagte er leise, fast schüchtern. »Am allerbesten.«

Er sah nicht, daß sie rot wurde. Die scheue Bewunderung, [79] die aus seinem Ton herausklang, tat ihr wohl. Nach dem Erlebnis der letzten Stunde hatte sie ein heißes Verlangen, sich wieder vor sich selber erhoben zu sehen; dieser hier stellte sie hoch, das fühlte sie ganz genau. Lag es im Ton seiner Stimme, in der Art, wie er von ihr Abschied nahm?

Sie waren endlich angelangt, das schützende Haus hatte sich geöffnet; er wagte nicht, ihre Hand zu nehmen, sondern stand draußen im Regen und machte eine respektvolle Verbeugung.

Da gab sie ihm die Hand. »Ich danke Ihnen, ich werde Sie nicht vergessen!«

6.

Frau Kistemacher und Elisabeth Reinharz begegneten sich auf der Treppe. Es war am frühen Nachmittag. Durch das geöffnete Flurfenster wehte eine verhältnismäßig reine Luft, die Luft des beginnenden Herbstes.

Ein Strom von Duft kam aus dem Körbchen, das Frau Kistemacher trug. Sie hatte Früchte geholt zum Einmachen und war sehr in Eile.

»Du läßt dich ja gar nicht mehr bei uns sehen!« rief sie. Und setzte in spitzem Tone hinzu: »Deine neuen Beziehungen nehmen dich wohl ganz in Anspruch?«

»Ich war ja erst gestern bei euch.« Elisabeth sah sie ganz verdutzt an.

»So …? Ach richtig, zwei Minuten. Ich muß dir sagen, liebe Elisabeth, mein Mann ist sehr gekränkt, und auch mit vollem Recht. Früher kamst du und fragtest um jede Kleinigkeit; es sind noch kaum fünf Monate her, da trautest du dich nicht etwas einzureichen, ehe Hans sein Urteil darüber abgegeben hatte.« Sie war ganz rot geworden und hatte Tränen in den Augen. »Wir meinen es immer gleich gut mit dir, ich will auch gar nicht persönlich werden. Aber wir finden deine letzte Geschichte — mein Mann hat sich natürlich gleich die [80] Nummer der ›Jugend‹ gekauft — lange nicht so gut, wie du früher schriebst. Du hättest besser getan, sie Hans vorher zu zeigen.«

Elisabeth hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Gerade diese Arbeit war gut, das fühlte sie. Empfindlich sagte sie: »Da steht

ihr ziemlich vereinzelt mit eurem Urteil da; sie sagen alle, daß die Novelle gelungen ist.«

Frau Julie stellte das Körbchen auf die Stufen und schlug die Hände zusammen. »Daß du das noch glaubst, was die Leute sagen! Ich habe Urteile hinter deinem Rücken gehört — aber ich will dich nicht ärgern. Wir haben all unsere Bekannten für dich interessiert, nun kommt jeder und sagt mir seine Meinung. Ich fürchte, der Kreis, in dem du dich jetzt mit Vorliebe bewegst, hat keinen guten Einfluß auf dein Schreiben. Ich bin deine Freundin und meine es wahrhaftig gut mit dir und hätte es dir längst sagen sollen!« Frau Kistemacher sprach nicht mehr gereizt, sondern im Ton wirklicher Bekümmernis.

Elisabeth stand betroffen — war das wahr, ließ sie denn nach? Ein glühendes Rot färbte ihre Wangen, und ein Schreck durchfuhr sie.

Frau Julie schlang den Arm um sie.

»Es ist wahrhaftig nicht gut, daß du so viel mit diesen jungen Literaten verkehrst. Die mögen ja sehr talentvoll sein, aber verrückt sind sie alle, das mußt du doch sagen. Und so frei! Es ist mir schrecklich, daß du dazwischen steckst ohne jeden Schutz.«

»Ich brauche keinen Schutz.« Elisabeth machte sich von dem sie umschlingenden Arm frei. »Du beleidigst meine Freunde.«

Finster sah sie vor sich hin.

»Na, sei nur nicht gleich böse! Frau Julie streichelte sie. »Die Leute reden dir eben so viel vor, daß du die Wahrheit gar nicht mehr vertragen kannst. Aber was sie wirklich denken, das sagt dir keiner. Ich habe vorgestern die ganze Nacht nicht schlafen können, als ich dich abends noch mit dem Heider fort[81]gehen sah. Ich traue dir freilich einen besseren Geschmack zu — so ein häßlicher Mensch! Aber was denken die Leute? Mit ’ner Schriftstellerin nimmt man’s ja nicht so genau, aber du wirst dich doch am Ende mal gut verheiraten wollen. Was nutzt dir sonst die ganze Schreiberei? Wenn du mal gern ausgehen willst, sag’s, mein Mann und ich begleiten dich gern. Wahrhaftig, Elisabeth,« sie sah das Mädchen an

wie ein Kind das Spielzeug, das man ihm entreißen will, »wir meinen es am besten mit dir!«

»Das weiß ich.« Elisabeth gab ihr hastig die Hand. Sie fühlte plötzlich eine quälende Verstimmung. Sollte Frau Kistemacher recht haben mit dem, was sie da im Ton aufrichtiger Teilnahme sagte? Nein, nein — Elisabeth mußte lächeln — nichts als Eifersucht! Zum erstenmal hatte die sich gezeigt auf dem Fest bei Kroll. Aber es war ja nur Liebe, wirkliche Freundschaft, die diese Eifersucht hervorrief; warum also die guten Menschen kränken?

Ihr Ton klang versöhnlich, als sie sagte: »Soll ich morgen abend zu euch kommen, paßt es — dir?« Das »Du« wollte immer noch schwer über ihre Lippen. Mit wem alles nannte sie sich nicht »du«! Mit Leonore Mannhardt, mit Alinde Rosen, mit der Starzynska. Wenn das so weiterging, hatte sie bald ein Dutzend Duzschwestern.

Frau Julie war jetzt vollständig versöhnt. Sie machte keine einzige Bemerkung, als das Mädchen auf ihre Frage: »Wohin gehst du?« antwortete: »Heider will mir entgegenkommen, wir machen mit seinen Freunden eine Partie.« —

Langsam ging Elisabeth über die Straße. Die große Freudigkeit, mit der sie sich zu dem heutigen Ausflug gerüstet hatte, war verschwunden. Sie hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge; immer noch hörte sie Frau Kistemachers etwas scharfes Organ.

War es denn wirklich so? Brauchte sie einen Schutz? Ihr [82] Leben seit dem Frühjahr schoß mit Blitzesschnelle an ihr vorüber. Da war ihr reger Verkehr im Mannhardtschen Hause — jetzt war Leonore ins Bad gereist, vergeblich hatte der Strohwitwer sie gebeten, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen —, da waren die Besuche auf Redaktionen, dieses Warten in Vorzimmern. Da war eine Szene im dunklen Wagen in stürmischer Gewitternacht, die sich immer und immer noch nachts in ihre Träume mengte und sie anekelte. Da war vor allem zuweilen ein Sicheinsamfühlen mitten unter vielen Menschen. Auch bei der Arbeit überkam sie dies Gefühl der großen Einsamkeit. Wie schön mußte es sein, dann, wenn die quälenden Gedanken kamen, wenn das Ringen nach

Gestaltung Seele und Körper erschütterte, hingehen zu können und den heißen Kopf an eine treue Brust zu betten. Man hört den Schlag des einzigen Herzens, das einen ganz versteht. Man fragt, man zweifelt: »Wird es gelingen?« Und jenes Herz antwortet: »Ja!«

Wo war dieses Herz? Wie eine bange Frage lag es in den Mädchenaugen, sie strahlten nicht mehr so hell. An den langen Sommerabenden saß Elisabeth oft am Fenster, stützte den Arm auf und blickte zu den Sternen. Eine Flucht von Gedanken, ein Heer von Zweifeln jagte durch ihren Kopf. War das ihr Stern, der da oben funkelte? Würde sie ihn erreichen? Niemand antwortete.

Sie arbeitete viel. »Viel zuviel!« brummte Mile.

»Immer noch nicht genug, mehr, mehr!« stachelte Leonore. »Du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Sowie dein Buch heraus ist, gebe ich ein Diner.«

Und Mannhardt sagte:

»Wenn dein feiner Geist, liebe Leonore, sich mit dem Temperament von Fräulein Reinharz verbände, könnte ein geradezu hervorragendes Werk entstehen. Weißt du was, Lorle, nächstes Frühjahr, oder auch noch im Winter, entführen wir Fräulein [83] Reinharz in irgendeinen entlegenen Winkel. Ihr beide müßt da gemeinsam etwas schreiben.«

»Das wäre herrlich! Eine wunderbare Idee von dir!« Leonore fiel Elisabeth um den Hals. »Wollen wir?«

Elisabeths Gesicht hatte nicht mehr die runde Fülle, die das ruhige Landleben gibt. Die Wangen waren von zarter Röte und ein wenig schmal geworden; ein sehnsüchtiger Hauch lag im Lächeln um die leicht gesenkten Mundwinkel. Sie ermüdete eher, denn sie hatte nicht mehr die unverwüstliche Gewißheit des Erfolges. Was waren all die kleinen Zaghaftigkeiten der ersten Zeit gegen diese Zweifel? Damals konnte ein einziges anerkennendes Wort, Herrn Kistemachers Lob schon, sie in alle Himmel erheben.

Und jetzt? Sie hatte Nächte, in denen sie sich schlaflos umherwarf. Ihr Kinderschlaf, den sie bis dahin immer noch bewahrt hatte, kam nicht mehr; er war weggeflogen, weit weg, vertrieben

vom Lärm der Großstadt, verscheucht von den Menschen. Sie kamen alle und drehten die Seele des Mädchens zwischen ihren Fingern und wollten sie formen wie Wachs, je nach Belieben. Das tat weh — und da sollte man ruhig schlafen?

Ja, sie brauchte einen Schutz. Einen, der sich wie eine Mauer zwischen sie und die Welt schob, daß sie deren Geschwätz nicht hörte. Der da wachte, daß sie träumen konnte.

Immer wieder kamen ihr Frau Kistemachers Worte in den Sinn. Was der gute Heider wohl sagen würde, wenn sie's ihm erzählte? Lachen würde er. »Ich pfeife drauf!« Er hatte gut lachen, er war ein Mann und hatte derbe Fäuste, und wenn das Wasser ihm bis an die Kehle ging, schwamm er durch. Ach, sie empfand die ganze Unzulänglichkeit des Weibes.

Die Herbstsonne schien warm, aber nicht heiß. Die elegante Welt von Berlin war noch in den Seebädern und in den Höhenkurorten. Und dennoch hatte Berlin auch jetzt seinen Reiz. [84] Elisabeth fühlte die Luft durch die breiten Straßen streichen; die waren weniger lärmend als sonst. Arbeiter lagen ruhig zwischen aufgerissenem Pflaster und schliefen, Kinder spielten vor den Häusern; auf allen Balkonen leuchteten Blumen, Geranien und buntgefärbter wilder Wein. Vor den Obstkellern Körbe voller Früchte, blaue Pflaumen, goldige Birnen und rötliche Äpfel und schon Trauben und Nüsse. Umsurrt von Bienen, umschwebt von lockendem Duft, gaben sie ein Stück Poesie. Sie erzählten vom Land, von der Freiheit draußen, wo die Obstbäume auf grünen Wiesen stehen, wo der Wind sie schüttelt und die reifen Früchte ins Gras wirft.

Elisabeth erinnerte sich ihrer Kindertage mit einer sonst nie empfundenen Weichheit. Wäre sie doch nie fortgegangen aus ihrer Stille! Was war das nur heute? Immer stiegen ihr Tränen in die Augen.

An der Bülowstraße traf sie mit Heider zusammen. Er sah sie an mit seinen braunen Augen wie ein treuer Neufundländer seinen Herrn. Er fühlte sofort, da stimmte nicht alles. Sie hatte sich mit

Sorgfalt gekleidet und trug ein helles Kleid, aber ihr Gesicht paßte nicht dazu.

Er ging neben ihr her und sah sie von der Seite an, sie beobachtend. Sie war so ernst; er wurde unruhig und biß sich den Schnurrbart. War sie böse auf ihn? Er war zu spät gekommen, jawohl, aber ein guter Bekannter, ein Freund von früher, hatte ihn aufgesucht; sie waren ins Plaudern gekommen, dann hatte er den Freund aufgefordert, an der Partie teilzunehmen. Sie würde doch nichts dagegen haben?

Zerstreut schüttelte sie den Kopf, es war ihr ganz gleichgültig.

Auf dem Großgörschen-Bahnhof sollten sie die anderen treffen, die waren direkt dorthin gekommen.

Ganz draußen, wo die Grunewaldstraße nach Wilmersdorf zu ins öde Feld führt, da wohnten sie alle. Ringsherum Pro[85]letariat. Arbeiter, die mit der frühen Morgenstunde ausrücken, spät abends heimkehren; bleichsüchtige Mädchen, die in die Fabriken gehen; unzählige Kinder auf dem Trottoir. Wo die Häuser enden, ist flaches Feld, die sandige Erde mit Scherben und Schutt vermengt. Hie und da ein Stückchen Drahtumzäunung und eine Bretterlaube; ein paar rotblühende Bohnen, kümmerliche Salatstauden und dürftige Rüben, von Unkraut halb erstickt — ein Garten der Armut.

Elisabeths Gesicht war ernst gewesen, seltsam bänglich, als sie zum erstenmal diese lange Straße hinunterschritt, um Fräulein Marie Ritter einen Besuch zu machen. Heider hatte sie dringend darum gebeten. »Ich muß Sie mit unserer Mutter Maria bekannt machen, Fräulein Reinharz«, hatte er gesagt. »Eine famose Frau! Was Sie von ihr lernen sollen, ist nicht die Kunst, ein gutes Buch zu schreiben, es ist was anderes. Ich sage Ihnen weiter nichts, Sie haben ja selbst Augen.« Er lächelte nicht ohne Sarkasmus. »Was freilich das Urteil vieler über Fräulein Ritter anbelangt …«, er zuckte die Achseln und pfiff. Und dann bekam seine Stimme den Klang einer innigen Verehrung. »Uns ist sie eine Verehrungswürdige, unsere Mutter Maria!«

Was war mit dieser Marie Ritter? Elisabeth hatte nie ihren

Namen als Schriftstellerin gehört. Sie erkundigte sich bei Herrn Kistemacher.

»Ritter — Marie Ritter? Kenne ich nicht. Wird wohl das Verhältnis von dem jungen Menschen sein. Bohème!«

Und Leonore hatte bei des jungen Mädchens Frage einen Augenblick nachgedacht, dann in heller Empörung ausgerufen: »Da willst du hin? Das erlaube ich nicht! Schatz, sage du,« ihr Mann war gerade eingetreten, »kann ich's zugeben, daß Elisabeth mit dieser Ritter — du weißt schon, Marie Ritter! — verkehrt?«

»Ach nein!« Mannhardt lehnte energisch ab. »Das ist nichts [86] für Sie, Fräulein Elisabeth! Folgen Sie da nur ganz meiner Frau.«

»Warum denn?« wollte Elisabeth fragen. Leonore schien diese Frage zu ahnen und kam ihr zuvor. »Fräulein Ritter stammt eigentlich aus guter Familie. Nach ihrem Roman, der vor mehreren Jahren großes Aufsehen erregte, hatte ich die Absicht, sie in meinen Salon einzuführen. Wie froh bin ich jetzt, daß ich damals vorsichtig war! Es ist auch nichts aus ihr geworden.« Sie zuckte die Achseln. »Übrigens, du kannst mal ihre Geschichte in einer Novelle verarbeiten — ein ganz interessanter Stoff. Die Starzynska verkehrte mit ihr, hat sich aber auch ganz zurückgezogen.«

Ein geheimnisvoller Schleier wob sich um Marie Ritter. Elisabeth wagte nicht, Heider um Aufklärung zu bitten, aber sie ließ sich mit hinnehmen.

Es war an einem Sommernachmittag gewesen, gegen Abend, als Elisabeth die Wohnung von Fräulein Ritter zum erstenmal betrat. Durch das einzige Fenster der Stube sah man hinaus auf die Öde der Felder. Elisabeth war geblendet; die schlanke Gestalt, die ihr vom Fenster entgegentrat, war ganz in Glanz gehüllt. Draußen sank der große runde Sonnenball hinter die magere Erdscholle. Hier oben im dritten Stock trafen noch die Lichtstrahlen; sie schienen ein stilles, heiliges Feuer entzündet zu haben in dieser beschränkten Häuslichkeit.

Nebenan klang es wie das Schwatzen eines Kindes im Einschlafen — süße, kindlich-frohe Laute.

Marie Ritters durchsichtiges Gesicht hatte einen rosigen Schimmer.

Um den reichen, blonden Flechtenkranz, der ihren Kopf umgab, webte der Abendschein eine Glorie. Also das war die, vor deren Umgang man sie gewarnt hatte? Unendlich sympathisch berührte die sanfte Stimme, und voller Spannung sah Elisabeth in dies Gesicht. Es mußte schön gewesen sein. Jetzt war [87] es verblüht; eingegrabene Linien zogen sich über die Stirn, und an den Schläfen zeigte sich viel Grau im Blond.

Fräulein Ritter hatte eine zurückhaltende und doch herzgewinnende Freundlichkeit; Elisabeths Scheu zerstob. Da war nichts, gar nichts, was ihr mißfallen hätte, sie fühlte sich mit linder, vertrauter Hand berührt in dieser bescheidenen, ein wenig altmodischen Häuslichkeit. Nichts von Zigeunerwirtschaft. Elisabeth hätte lachen mögen, wenn sie an Herrn Kistemacher dachte.

Dann war Jakob Heider gekommen und war beglückt, Elisabeth zu finden. Er brachte eine Wurst zum Abendbrot mit und eine Tüte Kirschen. »Für Heidi«, sagte er.

Erdmann erschien. Hier war er wie von einem Bann befreit; hier war er zu Hause. Er zog ein paar Rettiche aus der Tasche; er hatte kein Geld, um anderes zu kaufen.

Mit ungeheuchelter Freude, wie ein großes Geschenk, nahm Marie Ritter sie an. Es war rührend zu sehen, wie der blasse Erdmann strahlte.

Und nun kam noch Peter Sörensen. »Mein dritter Sohn«, wie Fräulein Ritter sagte. Sie war anmutig, wenn sie lachte, ein Hauch von Jugend schien dann zurückzukehren; und sie lachte beim Anblick des durchfetteten Paketchens, das ihr Sörensen entgegenhielt. »Spickaal!« erklärte er schmunzelnd. Das »Sp« sprach er ganz fein, ganz spitz; er war von der Westküste.

Man hatte Elisabeth nicht fortgelassen, sie mußte zum Abendbrot bleiben; und sie blieb gern. Die drei jungen Leute aßen wie die Wölfe, sie waren gewohnt, hier gedeckten Tisch zu finden. Jeder rechnete es sich zur Ehre, etwas zur Mahlzeit beisteuern zu

dürfen. Es hatte Elisabeth lange nicht so gut geschmeckt; dieser Appetit steckte an, und man fühlte, es wurde gern gegeben. Sie sah es wohl, wie Marie Ritter besonders für Erdmann sorgte; der war ihr kränkelnder, der ihrer am meisten bedürftige Sohn.

[88] Elisabeth fühlte den Strom der Mütterlichkeit, der von diesem gewiß schon ältlich zu nennenden Mädchen ausging, das nicht mehr jung war, nicht mehr schön, kein geistreiches Wort sprach. Und doch hingen die jungen Leute an dessen Lippen.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Literatur. Man sprach von Eisenlohr. Elisabeth saß ganz betroffen, als der Name fiel. Da hätte sie auch erzählen können! Aber sie hatte Heider nichts von ihrem Abenteuer gesagt, sie, die sonst so aufrichtig gegen ihn war.

Erdmann schien unruhig, als Eisenlohrs Name genannt wurde. Er rutschte hin und her; plötzlich sprang er auf, seine schwanke, immer vornübergeneigte Gestalt wurde kerzengerade.

»Und *das* nennt ihr Literatur? Den Instinkten des Publikums schmeicheln? Ihm seine Eitelkeiten ablauschen, sie verherrlichen und dadurch das Wohlgefallen des großen Haufens erbuhlen? Sind *das* Dichter? Ich sage euch, das sind Verräter an der Kunst. Dem Dichter ist eine Gabe verliehen, die ihn erhebt über viele — aber auch eine Aufgabe. Er soll seiner Zeit den Spiegel vorhalten: »Seht, so seid ihr!«

Erdmann streckte den hageren Arm aus, seine sonst so leise Stimme wurde stark.

Er stand da wie ein Richter, jede Muskel straff; sein Zeigefinger schien die Luft zu durchbohren.

»Und wenn sie nicht sehen wollen, soll er ihnen die Augen aufzwingen. Wenn sie nicht hören, soll er Donnerworte in ihre Ohren schreien. Keulenschläge für die Gemeinen, Verheißungen für die Hoffenden, Trost für die Leidenden. Wir, wir sind, was die Propheten des Alten Bundes waren: wir sind die Stimme Gottes!«

Seine Stimme wurde immer stärker: »Solche Pfuscher, solche Heuchler! Werft sie aus dem Tempel der Kunst, ehe die Kunst selbst

sie richtet; denn sie *wird* richten, ob nach Jahrhunderten, ob nach Jahrtausenden. Die Menschheit wird [89] reifen. Dann werden sie den Tempel stürmen und mit erhobenen Händen flehen: ›Heilige Kunst, vergib uns, jetzt erkennen wir dich!‹ Steinigt die Verräter!«

Elisabeth wagte keinen Atemzug; scheu saß sie, die Hände im Schoß gefaltet. Erdmanns Wangen glühten; seine Augen blickten schwärmerisch, ihr Blau war dunkler geworden, sprühend von einem inneren Feuer.

Er sprach wie im Fieber. »Ich werde hungern und frieren, und ich werde verlacht sein. Wenn ich sterbe, werde ich allein sterben, keiner wird mich zu Grabe geleiten, aber«, er stieß die letzten Worte mit wilder Energie heraus, »ich werde der Kunst immer *wahrhaftig* dienen!«

»Und du wirst einen Freund haben. Du wirst nicht allein sterben!« Heider fiel ihm um den Hals. »Erdmännchen, was sind das für Gedanken!«

Erdmann schrak zusammen und sah um sich, wie aus einem Traum erwachend. »Entschuldigt,« sagte er leise und setzte sich nieder, »ich hatte mich vergessen.« Er hustete dumpf.

»Und soll ich krepieren wie ein Dorsch auf dem Trockenen,« Sörensen schlug auf den Tisch, »Erdmann hat recht!« Sein blondes Friesengesicht verfinsterte sich. »Und wir werden auch kein Vaterland haben. Aber ›Lewwer duad üs Slaav!‹ Schönredner und Lügner sind wir nicht. Sie haben mich aus Schleswig-Holstein meerumschlungen hinausbugsiert wie schon einen anderen, größeren Dichter vor mir — aber meine Zeit wird auch kommen.«

Er setzte sich fest und zuversichtlich hin, der Stuhl knackte unter ihm.

»Der friesische Dickkopp!« Heider lachte; das Gespräch war ernst geworden, und er bemühte sich, ihm eine heitere Wendung zu geben. »›Pitter,‹ wie sie bei uns am Rhein sagen, ›wat fällt dich ein?‹« Ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied! Bleib uns mit der Politik vom Leibe! Was geht die uns an? Wir sind [90] Dichter.« Er hielt sich die Ohren zu, als der andere erwidern wollte. »Ich will

nichts hören, stör' mich nicht!

Zu einer Kette füg' ich Lied an Lied,
Von jungen Mädchen, wenn sie still erröten,
Von schmalen Gräbern, wo der Flieder blüht,
Von blauen Wünschen, die im Wind verwehten,
Von Regennächten, da ich wachend lag,
Von Lüften, die ein Hauch herbeigetragen,
Von Träumen und von Nachtigallenschlag
Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszusagen …«

Heiders Organ klang voll und weich, er sprach in einem melodischen Rhythmus; wie Musik, in einer zarten Schönheit, schwebten die Verse hin. Er heftete die Augen auf Elisabeth.

»Und einer Sehnsucht, ach, nicht auszusagen …« Leise wiederholte Marie Ritter die letzte Zeile.

Eine traumhafte Stimmung sank auf alle nieder. Da — plötzlich ein Ruf! Nebenan ein Kinderschrei: »Mutter!«

»Heidi ist aufgewacht.« Marie Ritter war aufgesprungen. »Entschuldigen Sie mich!« Sie hatte sich an Elisabeth gewendet, ein leises Rot war in ihre Wangen gestiegen, ihre Augen sahen offen in des Mädchens verwundertes Gesicht.

Mit einem Lächeln hatte sie gesagt: »Mein Kind ruft mich!«

7.

»An was denken Sie?« fragte Jakob Heider, als sie heute die Treppe des Großgörschen-Bahnhofs hinaufstiegen. »Ich?« Elisabeth fuhr aus tiefem Sinnen auf und sah in seine Augen. »Verzeihen Sie, ich weiß oft nicht, wo ich bin.« Sie strich sich über die Stirn. »Ich bin manchmal ganz verwirrt. Der eine spricht so, der andere so. Ich lebe in zwei Welten, in der einen wird gepriesen, was in der andern verachtet wird, und umgekehrt. Ich kann mich nicht zurechtfinden.«

[91] Sie blieb nachdenklich.

Auf dem Perron kam ihnen Marie Ritter entgegen, ihr kleines Mädchen an der Hand führend; es riß sich los und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf Elisabeth zu. Erdmann und Sörensen waren auch da, und — Elisabeths Gesicht wurde purpurrot — war das nicht der … der … jener, der sie in der Gewitternacht nach Hause geleitet hatte? Ein Nebel schob sich ihr vor die Augen; sie sah nicht recht. Sie hörte wieder den Regen klatschen und den Wind sausen und hatte wieder das Gefühl des Verlassenseins. Allein in der Dunkelheit, hinausgetrieben auf die öde Straße.

Verwirrt beugte sie sich über das Kind und streichelte die blonden Löckchen.

»Mein Freund Ebel,« sagte Heider fröhlich, »er ist mit von der Partie!«

Sie wartete einen Augenblick — was würde er sagen?

Er verbeugte sich stumm, gab aber kein Zeichen des Erkennens.

Sie sah ihn rasch und etwas scheu an — ja, so sah er aus, sie hatte seine Züge ganz gut behalten. Ein flüchtiges, schelmisches Lächeln vertiefte das Grübchen in ihrem Kinn. Sie reichte ihm die Hand.

Nun saßen sie im Abteil dritter Klasse nach Schlachtensee.

Heidi jubelte und sprang im Wagen hin und her; heute wurde ihr vierter Geburtstag gefeiert. Es schien Elisabeth, als wäre Marie Ritters Gesicht nicht so blaß wie sonst, sie hatte ein immerwährendes Lächeln um die Lippen, voll von einer großen Zärtlichkeit.

Man lachte und scherzte, man war sehr guter Laune; selbst Erdmann sah wohler aus als sonst, und Heider war ausgelassen froh wie ein Junge, der in die Ferien reist. »Schlachtensee, kennen Sie Schlachtensee, Elisabeth? Famos! Zwar der See nicht größer als ein Spucknapf, aber was für einer!« Seine Augen lachten, er schüttelte sich vor Vergnügen. »Ich möchte [92] mal eine Kritik schreiben: ›Die Poesie im Spucknapf‹, hahaha!«

Er schlug sich auf die Knie. »Möchte das Gesicht von Eisenlohr

sehen, wenn ich seine nächste Vermöbelung so überschreibe. Es kann in einem Spucknapf mehr Poesie stecken als in einem ganzen dickleibigen Goldschnittroman, in dem alle Himmelsgegenden, Sonne, Mond und Sterne, ein ganzer Riesenapparat, bemüht werden.«

»Heider!« Marie Ritter legte ihm die Hand auf den Mund. »Nicht so ausfällig!«

Ebel hatte Heidi auf dem Knie sitzen, schaukelte sie hin und her und plauderte halblaut mit ihr. Elisabeth fing einige Worte auf, sie konnte nicht umhin, zu lauschen. Wie liebenswürdig er auf die kindlichen Ideen einging! Seine Stimme hatte etwas von dem Klang, mit dem er zu ihr in jener Nacht gesprochen: »Halten Sie sich an mir fest, treten Sie hierher und dorthin!«

Ob er sie nicht mehr kannte?

Sie saß ihm gegenüber und studierte ihn förmlich; erschrocken fuhr sie zusammen, als der Zug in Schlachtensee hielt.

Jetzt reichte er ihr die Hand, mit einem Satz sprang sie von oben herunter auf den Bahnsteig. Seine Hand stützte sie fest. Sie saßen an einem der grün gestrichenen Tische unten am Wasser. Sörensen packte eine Tasche aus, er war Proviantmeister. Marie Ritter hatte einen Geburtstagskuchen gebacken und verteilte große Stücke.

Heidi wanderte von einem zum andern, man reichte sie sich wie eine Nippfigur; jetzt saß sie müde auf dem Schoß der Mutter. Und Elisabeth sah, wie die einsame Frau die Arme um ihr Kind schlang.

Eine seltsame Erregung durchzitterte ihr Herz — würde sie so stark sein können wie jene? Würde sie die Kraft haben, so ruhig dahinzugehen, nicht rechts noch links zu sehen? Aus[93]gestoßen aus den Kreisen, in die sie naturgemäß gehörte, verleumdet, vergessen, literarisch totgemacht. Marie Ritter war sich wohl selbst ganz klar darüber, und doch war sie nicht bitter. Elisabeth fühlte es wie Eiseshauch um ihr Gesicht wehen, es schauderte sie: oh, sie wußte, das könnte sie nicht ertragen. Sie biß die Zähne aufeinander in einer peinvollen, jähen Schmerzempfindung.

Einen Aufschwung nehmen, himmelan gehen — und dann auf

einmal ins Dunkel niederstürzen, nichts mehr sein, gar nichts …?

Angstvoll fühlte sie ihr Herz klopfen. Sie hätte die Gedanken verscheuchen mögen, die da kamen, immer wieder kamen. Wie hilfesuchend blickte sie sich um — ihr Blick traf den Wilhelm Ebels, er saß ihr gegenüber und sah ihr gerade ins Gesicht.

Eine eigentümliche Empfindung durchschoß sie, über die sie sich selbst nicht klar war.

Eine frühe abendliche Kühle wehte vom See. Die Luft war mild und rein. Leise rührten sich die Erlen. Weiter hinauf am Ufer standen die Kiefern anscheinend regungslos, die schlanken, rötlich beschienenen Stämme kerzengerade reckend; aber hoch oben, wohin der Blick kaum trifft, neigen sich die Wipfel und beugen sich. Der Wind läßt seine Finger durch die immergrünen Kronen gleiten, er berührt jede Nadel. Windgesäusel, Äolsharfenmusik.

Auf dem See regte sich nichts, keine Welle, kein Boot. Vögel mit ausgebreiteten Flügeln schienen auf der glatten Fläche zu ruhen. Kein Sonnenglanz mehr; Abendwolken warfen Rot und Gold in den silbernen Spiegel, er gab das feurige Bild des Himmels in milderer Schönheit wieder. Kein Feiertagslärm. Eine herbstliche Reinheit, eine verklärte Ruhe der Natur.

»Wie eine schöne Frau,« sagte Heider, »die an die Liebe denkt, die nun vorbei ist. Sie lächelt in der Erinnerung, ein wenig Sehnsucht ist auch noch dabei.«

[94] »Oh, der große Friede,« Elisabeth holte tief Atem, »wie wohl der tut!«

Alle waren aufgestanden, und sie ging mit Ebel hinter den anderen drein; er hatte sich an ihre Seite gefunden und drückte sich dicht am Buschwerk entlang, um sie auf dem schmalen Sandweg nicht zu streifen.

»Sie kannten mich doch noch?« fragte sie und lächelte. Diese Frage hatte ihr den ganzen Nachmittag auf der Seele gebrannt.

Wie Sonnenschein flog es über sein Gesicht: »O gewiß, gnädiges Fräulein, aber ich wußte nicht, ob es Ihnen angenehm war, sich meiner zu erinnern. Sie waren betroffen, als Sie mich sahen.«

»Das haben Sie bemerkt?« fragte sie verwundert und sah ihn an. Was er für hübsche Augen hatte! Augen mit einem festen, ruhigen Blick.

»Ich kann mich ganz gut in Ihre Stimmung hineinversetzen. Es war Ihnen gewiß peinlich, gnädiges Fräulein, durch meine Person wieder jene unangenehme Situation zurückgerufen zu sehen. Es war eine böse Nacht.«

»Oh, noch viel böser als Sie denken.« Helle Röte schlug ihr ins Gesicht, noch einmal fühlte sie all den Zorn und die Scham. Die Worte sprudelten ihr von den Lippen, ohne daß sie es wollte; es tat ihr wohl, ihrer Erregung Luft zu machen. Und war sie ihm, sich selbst nicht eine Erklärung schuldig? Sie erzählte ihm ihr Abenteuer mit Eisenlohr — alles; jetzt, da sie es zum erstenmal laut gesprochen von der eigenen Stimme hörte, kam es ihr noch viel empörender vor. Die Tränen schossen ihr in die Augen, mit zitternder Stimme schloß sie: »Und daß man sich das so ruhig gefallen lassen muß! Ich hatte so viel Vertrauen. Jetzt ist es weg!«

»Es war eine bittere Enttäuschung«, sagte er ernst. »Aber der Künstler muß wohl durch Enttäuschungen gehen.«

[95] Sie drehte rasch den Kopf nach ihm. »Woher wissen Sie das?«

»Ich denke es mir«, sagte er einfach.

»Sie sind doch selbst nicht Künstler?«

»O nein. Nur ein simpler Kaufmann. Ich bin Buchhalter an der Deutschen Bank; einer von vielen. Nicht einmal studieren konnte ich; ich wollte es gern, aber unsere Verhältnisse erlaubten es nicht. Mein Vater ist früh gestorben; meine Mutter hat mich notdürftig durchgebracht. Jetzt ist sie auch tot. Seine Stimme war leise geworden. Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er frisch: »Aber ich habe immer eine große Bewunderung für die Kunst gehabt. Und dann habe ich so lange mit Heider verkehrt, wir waren Stubennachbarn, ehe er mit Erdmann zusammen herauszog. Ich verdanke ihm viel Anregung. Ich kann freilich nur nachempfinden.«

»Und ist das nicht auch etwas?« sagte sie herzlich. »Wenn doch alle Menschen nachempfinden könnten, dann müßte es herrlich

sein, zu schreiben. Es ist traurig,« ihr Gesicht wurde erregt, sie zog die Brauen schmerzlich zusammen, »früher hab' ich's nicht geahnt, jetzt weiß ich's, daß es wenig Verständnis gibt!« Blitzschnell dachte sie an Frau Kistemacher und Leonore. »Man ist doch sehr allein.«

»Das glaube ich wohl.« Er sah sie offen an, ein ganzes, volles Mitempfinden lag in seinem Blick. »Wer etwas anstrebt, das ihn abseits der großen Heerstraße treibt, der …« Er stockte und brach ab, Heider kam gelaufen.

»Nun, ihr habt euch ja so abgesondert, was ist denn los?« rief er und sah scharf in Elisabeths Gesicht. »Nehmt mich doch auch mit!«

Sein Blick glitt zwischen beiden hin und her. Er drängte sich an des Mädchens Seite; auf dem engen Pfad hatten drei nebeneinander nicht Platz, Ebel mußte ein paar Schritte hinterhergehen.

[96] »Warum sind Sie so verstimmt, Elisabeth?« fragte Heider unruhig.

»Wieso?« Ihre Stimme klang verlegen. »Gar nicht!«

»Doch, doch, Sie müssen es mir sagen!«

Sein Drängen war ihr peinlich. Schade, daß ihr Gespräch mit Ebel unterbrochen worden war, ein leises Bedauern regte sich in ihr. Merkwürdig, wie gut der fremde Mann sie verstand!

Unwillkürlich drehte sie den Kopf nach ihm — ob er auch Heiders Vordrängen nicht übelgenommen hatte? Sie nickte ihm zu. »Wir haben uns sehr gut unterhalten, nicht wahr, Herr Ebel?«

Sein ernster Blick erhellte sich, ein leichtes Rot stieg ihm in die gebräunten Wangen bis hinauf in die Stirn. Man sah ihm die Freude über ihre Worte an; er verbeugte sich dankend. Ihre Augen begegneten sich rasch und blieben für Sekunden ineinander haften.

In des Mädchens Blick lag ein stilles, sicheres Vertrauen, in dem seinen eine verehrungsvolle Bewunderung. Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen in einem Gefühl der Freude — ja, er verehrte sie! Sie freute sich darüber.

Heider war von einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit, er schlug vor, den anderen nachzujagen, die sich querfeldein zwischen die Kiefernstämme verloren hatten. Er riß die beiden mit sich fort,

bald waren sie getrennt.

Es war dämmrig. Zwischen den Stämmen sah Elisabeth Ebels hellen Anzug schimmern; seine Gestalt, die nicht größer war als die Erdmanns, überragte diesen doch. Er hielt sich sehr gerade. Jetzt sah sie, wie er Fräulein Ritter das Kind abnahm und es trug; es jauchzte von seinem Arm herunter. Er sprang und lief, immer lauter klang Heidis Jubel.

»Ihr Freund ist wohl sehr gut?« sagte sie aus ihren Gedanken heraus zu Heider, der nicht von ihrer Seite gewichen war.

[97] »Wer? Ebel?« Er warf einen raschen Blick auf sie. »Und ob! Ein riesig netter Kerl. Pumpt uns jederzeit. Nur schade um ihn, ein bißchen Philister. Gefällt er Ihnen?«

Sie schien seine Frage nicht gehört zu haben.

»Nun?« Er lachte gezwungen. »Können Sie sich denken, daß ein Mädchen sich in den verliebt?«

Sie schwieg.

Und dann nach mehreren Minuten kam es langsam von ihren Lippen, jedes Wort war schwerfällig betont: »Ich weiß es nicht. — Wir wollen zu den anderen gehen«, sagte sie plötzlich. Eine Angst kam über sie.

Heider faßte ihre Hand. »Lassen Sie doch die anderen!« Er behielt ihre Hand in der seinen, und sie ließ sie ihm zerstreut, sie fühlte gar nicht seinen Druck.

Ihre Gedanken irrten umher, wie aufgescheuchte Nachtvögel sich ängstlich verflatternd. Wie eine Vision tauchte Marie Ritter hinter den schwarzen Schatten der Bäume auf — nun Ebels Gestalt — das Kind lachte — nun war alles weg! Eine Unruhe sondergleichen war in ihre Glieder gegossen, sie empfand fast einen körperlichen Schmerz, ihre heißen Finger zuckten.

Hinter den Erlenbüschen schwebte der Mond auf, jetzt stand er überm See. Eine sehnsüchtige Stimmung strömte nieder mit seinem milden Licht.

Elisabeth blieb stehen. Dann, Schritt für Schritt wie magnetisch angezogen, näherte sie sich dem Ufer. Heider wollte sprechen, sie

schüttelte ablehnend den Kopf und sah wie geistesabwesend stumm in die Ferne.

Da lag der See, gleich einer Perlmuttermuschel, mattglänzend, von unbestimmter blaugraugrüner, silbriger, goldener Farbe. Ein wunderbarer, tauiger Duft stieg vom Grasrand auf und mischte sich mit dem Harzgeruch der Kiefern. Er streichelte lind ums Gesicht. Kein Fußtritt mehr, kein Atemzug. Spinnwebzarte Nebel schwebten aus dem Röhricht, mit [98] Gedankenschnelle sich verdichtend, sich vergrößernd, aufsteigend wie weiße Wolken und, vom Mondlicht berührt, in nichts zerfließend.

Oh, sich auflösen wie jene, dahinschweben auf den Zauberstrahlen des Mondes — ganz vergehen! Sie atmete, als sollte ihr die Brust springen. Es wuchs, es schwoll in ihr. Jetzt war es zu groß, zu schwer für *eine* Seele, dies Übermaß von Gefühl, dies unbestimmte Sehnen, dieser Ansturm von Gedanken, dies gewaltige Drängen: hinauf, hinauf! Unbeschreibbar schön und doch angstvoll schrecklich dieses einsame Schweben über der Welt — immer höher — immer einsamer. — —

Ihr schauderte, und sie legte die Hände vors Gesicht.

»Wollen wir auf dem See fahren?« fragte Heider leise.

Wie im Traum folgte sie ihm zum Landungssteg. Er half ihr in den Nachen, dann legte er sich in die Ruder; von seiner kräftigen Stößen getrieben, flog das leichte Fahrzeug hinaus auf die glatte Fläche. Wie lange Finger griffen die Mondstrahlen; sie übergossen das Mädchen auf der schmalen Bank in der Mitte des Kahnes mit Zauberglanz.

Elisabeth saß regungslos, das verträumte Gesicht hob sie zum Himmel auf; das Mondlicht hatte das Rot ihrer Wangen weggenommen, sie erschienen blaß, schmaler, von einem sehnsüchtigen Hauch angeweht. Ihre Augen waren weit geöffnet; übergroß, mit suchendem Blick starrten sie in den nächtlichen Himmel. Ihre halbgeöffneten Lippen sogen in durstigen, tiefen Atemzügen die feuchte Nachtluft ein.

Sie sprachen kein Wort. Heider sah sie unverwandt an. Er

ruderte hastig aus der breiten Lichtstraße heraus, die der Mond auf dem Wasser zittrig zog.

Jetzt waren sie auf der anderen Seite. Nun nahm Heider die Ruder ein und kauerte sich zu Elisabeths Füßen nieder. Um sie breitete sich das lautlose Wasser dunkler, die Ufer waren nicht zu erkennen, es floß ins Unendliche. Der Kahn stieß ins [99] Röhricht — es raschelte, ein Frosch quakte — dann war alles wieder still. Sie glitten hinein ins Schilf, immer tiefer hinein; dicht wie eine Wand hob es sich zur Rechten und Linken, mannshoch wuchs es über ihren Häuptern, mit zartem Gesäusel schloß es sie ganz ein. Nichts zu sehen, nichts zu hören. Eine Welt gab es nur noch in der Erinnerung, tiefes, wohliges Vergessen lullte alles ein.

Gedankenlos streckte Elisabeth den Arm aus; wieder und immer wieder ließ sie eine feuchte Schilfrispe durch die Finger gleiten. Da wurde ihre Hand gefaßt.

Heiders Gesicht sah sie nicht; sie hörte nur seine Stimme, leise, ganz leise, in eindringlichem Flüsterton: »Elisabeth, was ist Ihnen? Fehlt Ihnen etwas?«

Sie neigte den Kopf.

Tränen kamen ihr in die Augen und tropften rasch nieder.

Er fühlte die warmen Tropfen auf seiner Hand und zuckte zusammen, sein Flüstern wurde erregter: »Wer hat Ihnen was getan, Elisabeth? Sagen Sie, sagen Sie es mir doch!« Er preßte ihre Hand.

»Ich weiß es nicht,« sagte sie tonlos, »niemand.« Ihr Blick verlor sich in das rätselhafte Schweigen rundum.

»Ich weiß nicht, was mir ist.« Sie ließ den Kopf niedersinken.

»Elisabeth!« Jetzt hob er sich auf die Knie, lehnte sich vornüber und suchte ihr Gesicht zu erforschen. »Sind Sie mir ein bißchen gut?«

Seinen Arm um ihren Nacken legend, beugte er ihren Kopf mit sanfter Gewalt herunter: »Von Herzen gut, wie ich Ihnen?«

Seine Stimme glich einer sanften Liebkosung, sein Atem kam warm, zitternd aus der Brust, sie fühlte den erregten Druck seiner Hand, ihre Gesichter waren sich nahe, ganz nahe — sie schloß die

Augen, eine lähmende Schwäche überkam sie. Kein [100] Weg, kein Steg, kein Ruf. Einsame Dunkelheit rundum, die sie wie mit weichen Armen umfing.

»Liebes, liebes Mädchen!« Seine Augen glänzten vor den ihren. Immer näher, näher kam sein Gesicht — seine Lippen streiften ihre Wange — da, war es nicht auf einmal hell, blendend hell? Das Schilf teilte sich — — Marie Ritters einsame Gestalt schwebte vorüber. Langsam glitt ein Stern vom Himmel und versank in der Flut.

Elisabeth zuckte zusammen, ein Abgrund hatte sich ihr gezeigt, ein jäher Absturz. Die Ahnung einer großen Gefahr durchschauerte sie. Sie fühlte den Nachttau kalt, die Haut durchfröstelnd. Sie schob Heider von sich und sprang auf, daß das Boot schwankte. »Fahren Sie zurück!« sagte sie kurz. Und dann mit erzwungener Heiterkeit: »Sie sind ja mein Freund — natürlich bin ich Ihnen gut, sehr gut!«

Er sprach kein Wort, sondern faßte die Ruder, das Schilf rauschte und gab den Kahn widerwillig frei. Jetzt — Elisabeth atmete auf — jetzt waren sie auf dem See, mitten in der hellen Mondbahn.

»Ha, wie frei!« Sie strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. »Nun?« Lächelnd sah sie in sein finsteres Gesicht.

Er sagte nichts, sie schien auch keine Antwort zu erwarten. Suchend blickte sie zum Himmel auf. Plötzlich streckte sie mit einem leichten Freudenschrei beide Hände aus. »Da, da, der Stern! Sehen Sie ihn, Heider? Nun habe ich ihn gefunden. Den sehe ich alle Abend von meinem Fenster; solange ich ihn da sehe, das weiß ich, solange kann ich nicht untergehen. Es ist mein Aberglaube.« Sie lächelte wie von einem Druck befreit.

Er lächelte auch, aber er sah sie dabei nicht an. Sein lustiges, knabenhaft frisches Gesicht hatte einen fremden Zug.

»Sehen Sie, sehen Sie den Stern?« Lebhaft faßte sie seinen Arm.

[101] Er nickte. Langsam senkte er die Ruder ins Wasser, sacht schwebte das Boot in der vollen Mondflut dahin. Er sah hinauf zum sternenflimmernden Firmament, seine Lippen bewegten sich. Sie

lauschte; er sprach nicht.

Doch jetzt — er vergaß, die Ruderschaufeln ins Wasser zu senken, Mondlicht und Tropfen träufelten vom Holz nieder wie silberne Perlen — sprach er, in einem melodischen Rhythmus, wehmütig und doch hoffnungsfreudig:

»Ach, unsere leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glühn sie aus goldener Ferne.
Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen …«

8.

Frau von Lindenhayn lag auf ihrem Diwan, die schönen Arme hinterm Kopf gekreuzt. Ihr weißes Negligé floß in weichen Falten bis auf den Teppich. Träumerisch sah sie nach den kleinen Rauchwölkchen ihrer Zigarette, mit schwimmenden, halb verschleierten Augen.

Sie liebte es, in der Dämmerstunde hier zu liegen; neben ihr auf dem Tischchen stand das Kistchen mit den russischen Zigaretten, ihre Hand griff immer wieder hinein. Lässig hingestreckt, sah sie im leichten Rauch Gestalten kommen und gehen, sich drehen und winden in phantastischen Verschlingungen. Sie dehnte sich auf dem weichen Lager — immer farbiger wurden die Gestalten, immer bunter, aus jedem Winkel des üppigen Gemachs flüsterten verführerische Stimmen, starke Männer, lockende Weiber tanzten bacchantisch durcheinander.

[102] Sie gehörte seit einiger Zeit nicht mehr zu dem beliebten

Schriftstellerinnenkleeblatt; mit Bolten und seinem Journal hatte sie endgültig gebrochen. Für das Publikum war sie weniger geworden, desto mehr für die Feinschmecker. Eingefleischte Junggesellen spitzten den Mund, wenn sie bei den Buchhändlern vorbeigingen, wo der neueste Band der Lindenhayn in schreiendem Rot — eine nackte Frauengestalt präsentierte sich auf dem Einbanddeckel — sofort in die Augen fiel. »Lauter Nuditäten!« sagte Herr Eugen Goedecke und ging verachtungsvoll vorbei; im übrigen hatte er das Buch längst von seinem Dienstmädchen holen lassen und abends im Bett — seine Frau war in Heringsdorf — heimlich verschlungen. Verlagsbuchhändler Maier machte kein schlechtes Geschäft.

Frau von Lindenhayn sichtete in diesen Dämmerstunden, die nur selten ein besonders Bevorzugter stören durfte, den Stoff, den ihre heiße Phantasie gebar. Mit geschlossenen Augen, umhüllt von den Rauchwölkchen der Zigarette und dem Ambraduft der eigenen Gewänder, schilderte sie das Leben — »wie es wirklich ist«, sagten ihre Verehrer.

Heute arbeitete sie nicht, sie las. Ein heißes Rot auf den Wangen, las sie mit eifersüchtiger Neugier. Ihre brennenden Blicke überflogen die Seiten. »Ach, bloß Dorfgeschichten«, hatte sie gesagt, als ihr Maier das Buch empfahl. Mit einem halb spöttischen, halb mitleidig wohlwollenden Lächeln hatte sie die ersten Seiten durchflogen; jetzt lachte sie nicht mehr.

Mit einem tiefen Atemzug ließ sie das Buch aus der Hand fallen, es glitt von der seidenen Decke herab auf den Boden; da blieb es liegen. Frau von Lindenhayn nahm es nicht mehr auf. Sie preßte die Fingerknöchel gegen die Augen und verharrte so lange in nachlässiger Haltung.

Auf keine ihrer Kolleginnen war sie eifersüchtig gewesen. Mit einem liebenswürdigen Lächeln hörte sie Alinde Rosen, die Widmann, die Starzynska und noch manche andere preisen; [103] nur Eingeweihte entdeckten in diesem liebenswürdigen Lächeln die Überlegenheit. Aber diese kleine Reinharz — die schöne Frau schnellte aus ihrer Versunkenheit auf —, die, die!

Ihre Füße stießen die Decke zurück, sie sprang auf und lief im Zimmer auf und ab — wie kam das Mädchen dazu, so zu schreiben? Dieses simple Mädchen aus der Provinz, mit den glattgestrichenen Haaren und der phantasielosen Kleidung! Schwarzseidenes Kleid, bis unters Kinn zugeknöpft, weiße Rüschen — wie eine Pastorentochter! Frau von Lindenhayn grub die Hände in die schwarzen Haare, ihre verschleierten Augen öffneten sich groß — ein Nebelbild stieg vor ihr auf, weit in der Ferne —, sie sah sich selbst. So hatte auch sie einst angefangen, ganz bescheiden, ganz schlicht. Jetzt war sie die berühmte Schriftstellerin, aber, weiß Gott, ihre Arbeiten waren damals nicht schlechter gewesen. Sie seufzte und grübelte.

Die Zofe kam leise herein und brachte den Teeapparat und das silberne Kuchenkörbchen. Heute war Empfangstag. Es dauerte nicht lange, so erschien die Starzynska, hoch toupiert und eng geschnürt.

Sie fuhr herein wie ein Sausewind. »Wissen Sie's schon, Liebste? Maier verlegt mein Trauerspiel, er ist ganz entzückt! Und der Intendant hat mich darum gebeten, er will es demnächst zur Aufführung bringen!«

»Welcher Intendant?«

»Oh, ich meine den Direktor — Direktor Schwertfeger«, verbesserte die Starzynska. »Hoftheater riskieren ja mein Stück nicht, es ist zu stark. Haben Sie's nicht gelesen im Lokalanzeiger'? Ich weiß gar nicht, woher man das gleich gewußt hat. Wie gesagt, es wird aufgeführt.«

»Ich gratuliere!« sagte die Lindenhayn.

Und nun kam Mia Widmann, Alinde Rosen gleich hinterdrein. Sie wußten bereits von dem Trauerspiel.

»Habt ihr schon die Kritik über die Reinharz gelesen?« platzte [104] Alinde sofort heraus. Sie war ganz erregt. »Denkt euch, in der heutigen Morgenzeitung stand eine. Ein ellenlanger Artikel!«

Allgemeines Erstaunen.

»Es ist nicht anders möglich,« sagte Mia Widmann, »sie muß den Redakteur gut kennen. Wahrscheinlich *sehr* gut. Alinde, du bist ja

näher mit ihr bekannt?«

»Gott, wer weiß, vielleicht hat sie Beziehungen. Aber ihr müßt doch nicht gleich was Schlimmes denken.« Alinde zuckte die Achseln. »Mir kam sie immer *sehr* harmlos vor; als sie mich das erstemal besuchte, zeigte ich ihr meine Truhe — ihr kennt sie ja, die mit den Erinnerungen. Sie wurde dunkelrot und war ganz verdutzt. Ich finde ihr Buch ganz niedlich.«

»Ich kann nichts daran finden«, wandte sich Mia Widmann an die Starzynska. »Du, Wlodzka?«

»Gar nichts, kein Talent. Sie versteht es nur, sich in Szene zu setzen.«

Mia Widmann stimmte eifrig zu. »Das ist es. Wenn ich bedenke, wie schwer es mir geworden ist, mich durchzuringen!« Sie hob stolz das Köpfchen. »Aber was ich geworden bin, bin ich aus mir selbst geworden.«

»Ich habe auch niemand etwas zu verdanken«, rief die Starzynska.

»Neue Besen kehren gut«, sagte die kleine Widmann; sie liebte die kräftigen Ausdrücke. »Aber Bolten will doch nichts von ihr wissen.«

»Das glaube ich.« Frau von Lindenhayn machte ein undurchdringliches Gesicht bei diesen Worten.

»Unterhalten wir uns doch von etwas anderem!« Wlodzimira wurde ungeduldig. »Mein Stück …«

Frau von Lindenhayn schnitt ihr das Wort ab. »Sie ist ein sehr hübsches Mädchen,« sagte sie nachdenklich, »sie könnte Karriere machen.«

[105] »Hübsch? Hübsch?«

»Hübsch? Sie sagen hübsch?« Alinde war ganz naives Erstaunen. »Das ist das erste, was ich höre. Wlodzimira, findest du sie hübsch?«

Fräulein Starzynska schlug die Hände zusammen.

»Keine Spur! Gar kein Schick! Findest du sie hübsch, Mia?«

»Ein Alltagsweibchengesicht. Ich kann so etwas unmöglich hübsch finden.« —

Man sprach seit ungefähr einer Stunde über Elisabeth Reinharz, als Goedecke erschien. Er kam mit einem kostbaren Blumenstrauß; da seine Frau nicht zugegen war, erlaubte er sich das. Er küßte jeder der Damen die Hand und wurde mit Lächeln empfangen.

Jede hatte ein Anliegen an ihn.

»Also Sie arrangieren einen Damenabend?«

»Bitte, lassen Sie's noch in drei, vier Zeitungen setzen, dass mein Stück …«

»Wann werde ich lesen?«

»Können Sie mir nicht sagen, welche Robe die Prinzessin gestern bei der Galavorstellung trug?«

»Wenn mein Stück als Buch erscheint, müssen Sie …«

»Ich brauche es nämlich zu meinem Roman. Also welche Robe?«

Es schwirrte auf Goedecke ein; er dienerte und lächelte.

»Mein Pinscher hat sich verlaufen,« sagte jetzt Frau von Lindenhayn, »gehen Sie zur Polizei, lieber Goedecke!«

»Mache mir 'ne Ehre draus.« Goedecke dienerte wieder; er sah das unbeachtet auf dem Boden liegende Buch und hob es auf. »Nanu?« Er zog die Augenbrauen hoch und pustete die Backen auf. »Da haben wir ja die Reinharz auch hier; wohin ich komme. Habe ich's Maiern nich jleich jesagt? *Mir* hat er sie zu verdanken.« Er hielt das Buch in die Höhe und wedelte [106] aufgeregt damit hin und her. »Jrandioses Talent! Ein Evenemang! Außer Ihnen, meine Damen,« er legte die Hand aufs Herz und ließ einen verbindlichen Blick reihum gehen, »das jrößte Talent der Jejenwart.«

»Echauffieren Sie sich nicht, lieber Goedecke«, sprach Frau von Lindenhayn über die Schulter. »Darf ich Ihnen eine Tasse Tee zur Abkühlung anbieten?«

Er stand ganz verblüfft; die Damen lächelten ihn nicht mehr an, eine merkwürdige Kühle wehte ihm entgegen.

Es war gut, daß die Zofe hereinkam und mit einer Miene, die ganz der Wichtigkeit der Situation entsprach, Herrn Wolfgang Eisenlohr anmeldete.

Eine gewisse Aufregung bemächtigte sich der Damen. Alinde

Rosen warf einen schnellen Blick in den Spiegel. Goedecke eilte zur Tür, *ihm* entgegen; die Starzynska lief hinter Goedecke drein.

Da war er.

»Wie schön, daß Sie kommen, Meister!« Die Starzynska zerdrückte ihm fast die Hände.

»Servus, servus!« Goedecke schleppte diensteifrig den bequemsten Sessel herbei.

Alinde errötete. Mia Widmann fühlte sich ganz als Kollege des berühmten Mannes und schüttelte ihm kräftig die Rechte.

»Ich freue mich«, sagte Frau von Lindenhayn in ihrer schleppenden Sprechweise und reichte ihm die Hand zum Kuß.

Eisenlohr schien nicht angenehm überrascht, hier diesen ganzen Kreis zu finden. Er ließ den Blick nicht von der schönen Frau. Sie sah bezaubernd aus in ihrem losen, weißen Gewand, mit dem müden Aufschlag ihrer langbewimperten Lider. Sie hielt ruhig seinem Blick stand, sie errötete nicht; mit lässiger Grazie ließ sie sich wieder auf dem Sofa nieder.

Die Zofe bot Tee an. Goedecke nahm ihr das Tablett ab und präsentierte selbst, rief dabei aufgeregt nach Rum und [107] Zuckerdose. Eisenlohr liebte den Tee sehr süß und sehr stark mit Geistigem versetzt.

»Der Zaubertrank der Circe!« sprach der Dichter nach dem ersten Schluck mit einem bezeichnenden Blick nach dem Sofa hin.

Alinde kicherte hell auf.

Die Starzynska rückte ungeduldig mit ihrem Stuhl hin und her. »Wissen Sie’s schon, Meister, mein Stück …«

»Weiß schon.« Er bewegte nachlässig die Hand. Und dann, sich ganz zur Lindenhayn wendend, gratulierte er ihr in warmen Ausdrücken zum Erfolg ihres neuesten Buches. »Ich freue mich,« schloß er, »in Ihnen eine kongeniale Natur gefunden zu haben. Auf Ihr Wohl!« Er trank seine Tasse Tee leer. »Ich trinke auf das Wohl der besten weiblichen Feder, des Venussterns am Himmel der Kunst!«

»Sie vergessen die Reinharz!« rief Wlodzimira dazwischen. Ihr

Organ klang grell.

Und Mia Widmann setzte hinzu: »Unseren neuesten Stern!«

»Mein Gott, ist sie denn wirklich so bedeutend?« flüsterte Alinde Goedecke zu. »Sie hat doch erst ein einziges Buch geschrieben!«

Goedecke hütete sich wohl, etwas zu erwidern; er hing an den Lippen des berühmten Mannes.

Eisenlohr machte ein Gesicht wie: »Ihr könnt mir leid tun.« Er lehnte sich hintenüber und schlug ein Bein übers andere.

»Was sagen *Sie*, Meister?« Wlodzimira fuhr auf ihn los. »Ist sie wirklich so bedeutend?«

»Bedeutend? Wer?«

»Nun, die Reinharz!« Außer Frau von Lindenhayn riefen sie's alle.

»Bedeutend …?« Eisenlohr zog das Wort in die Länge. Er zuckte die Achseln. »Anfängerin, steckt noch mit allen Fasern im Dilettantismus. Kann ja sein, daß sie mal eine ganz leid[108]liche Schriftstellerin wird, aber jetzt«, er zuckte wiederum die Achseln, »kann sie doch noch nicht mitreden!«

Die drei Damen lauschten ihm wie einem Orakel. Wlodzimira warf den Kopf auf. »Sagte ich's nicht, gar kein Talent!«

»*Das* habe ich nicht gesagt!« Eisenlohr wurde rot. »Ich spreche nie jemand das Talent ab.«

»Sie *ist* ein Talent«, sagte Frau von Lindenhayn.

»Natürlich!« Goedecke war nicht mehr kleinlaut, er fühlte sich von Frau von Lindenhayn unterstützt. »Ein Talent, natürlich, mehr habe ich auch jar nicht behauptet. Apropos, haben Sie denn die Kritik gelesen, heute in der Morjenausjabe?«

»Ich lese keine Kritiken.« Eisenlohr kreuzte die Arme über der Brust.

»Was will eine Kritik besagen?« Mia Widmann zuckte die Achseln. »Wer liest überhaupt eine Kritik?«

Frau von Lindenhayn lächelte fein. »Ich habe sie gelesen.«

»Was stand denn drin? Wie war sie denn?« Die Starzynska beugte sich weit über den Tisch. »War sie gut?«

Frau von Lindenhayn ließ einen flüchtigen Blick um den Tisch gleiten. Alle Köpfe neigten sich ihr lauschend zu, alle Blicke waren auf sie geheftet; der Dichter allein schien sich nicht zu interessieren.

»Sehr gut!« sagte sie.

»So erzählen Sie doch!« Ungeduldig klopfte die Widmann mit dem Füßchen.

Es dämmerte etwas wie geheimer Spott in den unergründlichen Augen der schönen Frau. »Oh, der Rezensent fühlte sich erst gedrungen, über die Vielschreiberei im allgemeinen zu reden. Über die Unsitte der Autoren, ohne von innerer Notwendigkeit getrieben zu sein, jedes Jahr ihren Band auf den Markt zu schleudern. Aber das interessiert Sie ja weiter nicht.« Sie wandte sich besonders an Eisenlohr.

[109] »Weiter!« drängte die Starzynska.

»Er rühmte im Gegensatz dazu das echte Talent der Reinharz, das schreibt, weil es schreiben *muß*.«

Frau von Lindenhayn machte wieder eine kleine Pause. »Wenn ich mich recht erinnere,« sagte sie dann und stützte den Kopf in die Hand, »sprach er von der Entdeckung einer dichterischen Größe.«

»Lächerlich!« Die Starzynska gestikulierte lebhaft.

»Er prophezeite, die Reinharz würde bald — ja, so lautete der Passus — sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt …« Frau von Lindenhayn hielt inne.

Niemand sprach.

Durch das Gemach schwebte etwas, lautlos und schwül wie die Stille vor dem Sturm, der loszubrechen droht.

»Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten«, wiederholte Frau von Lindenhayn lauter. »Eine glänzende Rezension, nicht wahr?«

Ihre zartgewölbten Brauen zogen sich etwas in die Höhe; sie sah reihum.

»Was sagen Sie nun?« triumphierte Goedecke.

»Ein persönlicher Freund! Männer sind feile Schmeichler!« Mia Widmann war empört, sie tuschelte der Starzynska in die Ohren.

»Ein Ignorant!« sagte Eisenlohr mit solchem Nachdruck, daß Goedecke zusammenfuhr. »Menschen, die nichts verstehen, sollten keine Rezensionen schreiben. Ich habe das Buch gelesen. Wir haben wohl alle das Buch gelesen?«

»Gewiß, natürlich!«

»Wir dürfen uns doch wohl ein Urteil zutrauen. Wohl verstanden: ich spreche als Kollege der jungen Autorin, als ein Freund. Ich halte nicht viel von diesen hier so maßlos überschätzten ›Einfachen Geschichten‹.«

Um Frau von Lindenhayns Mundwinkel zuckte es eigen[110]tümlich. Ein zartes Rot kam unter der marmorblassen Vornehmheit ihres Gesichts zum Vorschein. »Gott schütze mich vor meinen Freunden!« sagte sie.

»Da haben Sie recht!« Eisenlohr griff das auf. »Ein schlechter Dienst, den dieser Kritiker und Freund dem Fräulein geleistet hat. Statt das Talentchen anzufachen durch gerechten Tadel, hat er es ausgepustet durch ungerechtes Lob. Es wird sich nie zur Flamme entfachen. Jeder ehrliche Mensch muß sich doch von solch einer Lobhudelei abwenden.«

»Ich habe nie von so etwas gewußt«, flüsterte Alinde träumerisch.

»Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten …« Die Ader auf des Dichters Stirn schwoll. »In dieser traurigen Sudelei steckt ein verborgener Angriff auf uns alle. Wer hat die Kritik geschrieben?«

»Es steht kein Name darunter.«

»Aha!« Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn. »Da haben wir's — intime Beziehungen. Sieh, sieh, dieses kleine Mädchen! Nun, ich muß sagen, *mein* Geschmack wäre sie nicht.«

»Das sagen *Sie*?« Wlodzimira Starzynska wurde rot, man sah es selbst unter dem Puder, wie ihr eine jähe Eifersuchtswelle zu Kopf schäumte. »Und Sie haben doch selbst die Reinharz nach Hause gebracht nach jenem Sommerfest!«

»Wer? Ich?« Eisenlohr schüttelte verneinend den Kopf.

»Ah, ich erinnere mich sehr wohl — in einer Droschke. Es regnete!«

»Mir ist so dunkel. Wie war's doch gleich, Goedecke, waren Sie nicht auch dabei?«

»Selbstverständlich!« Goedecke glänzte über das ganze Gesicht.

»Hm, ja, jetzt erinnere ich mich. Wir konnten die Dame bei dem Gewitter nicht auf der Straße stehenlassen. Ich nahm [111] mir bei der nächsten Haltestelle eine zweite Droschke und überließ ihr die erste.«

»Wie ritterlich!« Die Starzynska blitzte ihn mit ihren Kohlenaugen an und lächelte schnell versöhnt. »Hätte ich Sie früher gekannt, Meister, mein Trauerspiel wäre ein Schauspiel geworden. Meine Heldin«, sie machte eine kleine Pause und feuerte einen Blick auf ihn ab, »hätte sich nicht erschossen, sie hätte *Sie* geliebt!«

Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn. Die anderen lachten.

»Wlodzka, du bist doch ein Original!« Frau Widmann umarmte sie.

Wlodzimira erwiderte stürmisch die Umarmung. »O Mia, ich liebe ihn!«

War das Ernst, war das Scherz? Wlodzimiras Blicke wurden immer deutlicher. Der Dichter empfahl sich. Er hatte für heute eine Einladung zu einem Diner um acht Uhr bei Mannhardts und mußte noch Toilette machen. —

Als Goedecke gegen sieben Uhr nach Hause ging, nahm er seinen Weg über die Alsenstraße. Ob schon alles erleuchtet war? Wer mochte bei Mannhardts sein? Fingen die schon so früh in der Saison an? Er ging langsam vorüber. —

Da fuhr ein Wagen vor. Goedecke blieb stehen. Mannhardt sprang heraus.

»Servus, servus!«

Mannhardt stutzte. »Ah, lieber Goedecke, 'n Abend!« Er drückte ihm flüchtig die Hand und wollte ins Haus.

»Sie haben wohl noch was besorgt, eh?« Goedecke hielt ihn am Rockknopf fest. »Eisenlohr erzählte es mir eben, er ist heute abend

zum Diner bei Ihnen invitiert.«

»Jawohl — eine Gesellschaft, eine ganz kleine — nur ein paar, die wir notwendig einladen mußten.« Mannhardt war entschieden peinlich berührt. »Wir hätten Sie so gern dazu [112] gebeten, lieber Goedecke, wir konnten nur leider nicht, wir sind sonst dreizehn!«

»Ich bin über Aberjlauben erhaben, das wissen Sie doch. Aber, apropos, Sie haben doch nicht etwa die Reinharz dazu invitiert?« Er drückte die Augen heraus und sah den anderen unter hochgezogenen Brauen von unten bis oben an.

»Warum?« Mannhardt stutzte.

»Nanu? Sie wissen doch!« Er kniff ein Auge zu.

Mannhardt sah ihn verwundert an. »Warum sollten wir Fräulein Reinharz nicht einladen? Sie ist die Freundin meiner Frau und nebenbei — man spricht von ihr. Sie ist der spezielle Schützling meiner Frau.«

»Tata!« Goedecke lächelte überlegen. »Da werden Sie Eisenlohr keinen besonderen Gefallen tun. Er ist sehr aigriert. Es ist ja 'ne Taktlosigkeit, 'ne janz unerhörte Taktlosigkeit! Eisenlohr hat sich eben bitter bei mir beklagt.«

»Über was denn? Ich bitte Sie!« Mannhardt wurde unruhig.

»Na, schreibt da irgendeiner 'ne Kritik über die Reinharz, streicht sie raus auf Kosten von Eisenlohr: er wäre überwundener Standpunkt, sein Stern ginge unter, etcetera, sie würde ihn bald verdunkeln und so'n Quatsch mehr. Imaginieren Sie sich!«

»Wo stand das, ich bitte Sie?«

»Ich habe es nich jelesen — st!« Goedecke sprach hinter der vorgehaltenen Hand. »Es bleibt auch janz entre nous. Er hat mir's anvertraut. Wenn Sie darüber sprechen, würde ich mich jenötigt sehen, Sie öffentlich zu desavouieren. Also, Silentium, lieber Freund!« Er legte ihm die ganze Hand auf den Mund.

»Selbstverständlich — aber ich bitte Sie! —,« Mannhardt war entsetzt, »das ist mir sehr unangenehm. Was wird meine Frau sagen? Sie hatte sich's so reizend ausgedacht: eine kleine [113] Gesellschaft zu Ehren der jungen Schriftstellerin. Das Buch hat doch

Aufsehen gemacht, meine Frau hat so viel dafür getan — wenn ich bedenke, sie hat alle Leute aufmerksam gemacht. Was wird sie sagen? Nur hervorragende Leute sind da. Nein, wie unangenehm!« Er schob den Zylinder auf die Seite; er trug immer einen Zylinder.

»Ja, das ist fatal, sehr fatal!« Goedecke wiegte nachdenklich den dicken Kopf. »Hätten Sie mir man vorher ein Wort davon jesagt. Eisenlohr wird schöne Augen machen. Der ist imstande, steht auf und jeht weg. Sie wissen doch — Künstler — unberechenbar!«

»Das wird er nicht tun.«

»Na!« Goedecke duckte den Kopf zwischen die Schultern, wie sich eine Schildkröte in ihr Gehäuse verkriecht. »So'ne Sachen arrivieren im menschlichen Leben. Ich bin froh, daß ich nicht dabei bin. Servus!« Er schüttelte dem anderen die Hand. »Viel Verjnügen!«

Er sah Mannhardt nach, wie der in seinem Haus verschwand, dann warf er einen Blick auf die Uhr: halb acht. Da konnte er noch auf einen Augenblick in den Klub gehen. Wen würde er da alles treffen? Er überlegte — immerhin genug Leute! Er rief eine vorbeizockelnde Droschke an und schwang sich hinein:

»Kutscher, man los!

9.

Elisabeth Reinharz saß in ihrer kleinen Stube.

Draußen blies der Winterwind und drückte gegen die Scheiben. Hier oben spürte man ihn mehr als anderswo; er stieß mit Ungestüm gegen den hohen Seitenflügel des Hauses.

Sie hörte ihn nicht. Die Ellbogen hatte sie auf den Tisch gestützt und die weichen Wangen in die Hand geschmiegt; die [114] Lampe warf einen hübschen Schimmer auf ihren Kopf, all die kleinen, seidenweichen Härchen an den Schläfen waren vergoldet.

Sie glühte. Ihre Wangen waren rund und rot wie Kinderwangen, ihre Gestalt von elastischer Fülle. Nichts war mehr da von der herbstlichen Blässe und dem leisen, sehnsuchtsvollen Anhauch. »Sie

blühen wie eine Rose«, hatte Mannhardt gesagt. Er hatte recht, wohler, hübscher hatte Elisabeth nie ausgesehen. Ihre Augen lachten. Ein Zauber ging von ihr aus, der jeden froh machte, der in ihre Nähe kam. Selbst Kistemachers konnten sich dem nicht entziehen, sie hatten ihre Empfindlichkeit vergessen und sonnten sich im Glanze ihres Schützlings.

Alles Unangenehme, jeden trüben Gedanken, jeden Zweifel hatte ein Zauberstrom mit fortgespült, der Zauberstrom des Glücks. Wer darin badet, wird jünger, wird schöner, wird liebenswürdiger. Glücklich, glücklich! Elisabeth öffnete kaum die Lippen, aber man hätte das Wort von ihnen ablesen können. So rot, so frisch waren diese Lippen, immer die Mundwinkel lächelnd leicht gehoben. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen. Ihrer alten Mile fiel sie zwei-, dreimal am Tage um den Hals, so stürmisch wie nur je in der Kinderzeit; sie mußte irgend etwas haben, um es an ihr starkklopfendes Herz zu drücken.

Alle Menschen waren gut, nicht einer, der nicht freundlich gegen sie gewesen wäre. Elisabeth wußte selbst nicht, wie ihr die Tage hingingen — trübe Wintertage und doch im goldenen Sonnenschein. Sie sah ihr Buch in den Schaufenstern der Buchhandlungen, ihre »Einfachen Geschichten«, kostbar gebunden — ihr dünkte der schreiende Einband ein Wunder von Geschmack —, sie las ihren Namen in den Zeitungen, wurde bald hier, bald dort eingeladen, mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, als eine Persönlichkeit mit Auszeichnung behandelt — und das sollte immer, immer so weitergehen? »Das kommt noch [115] ganz anders!« hatte Leonore Mannhardt gesagt und befriedigt gelächelt.

Wie ein Rausch stieg es dem Mädchen zu Kopf. Da lagen Kritiken, ein ganzer Pack, und jede sprach ihr von Erfolg.

Was tönte in ihren Ohren nicht alles wider? Eine wunderbare, betörende Musik.

Nur Heider hatte nicht in die allgemeine Anerkennung mit eingestimmt; er hatte gesagt: »Daß Sie Talent haben, Elisabeth, erkenne ich gern an. Aber es ist noch nicht reif. Ihr Buch ist eine

Talentprobe, aber kein Kunstwerk.« Sie wollte aufbrausen. Aber unbeirrt sprach er weiter: »Wenn auch die Leute platt auf dem Bauch liegen, so muß ich doch …«

Sie hatte ihn nicht ausreden lassen; empfindlich sagte sie: »Geben Sie sich keine Mühe, Sie können mir meine Freude nicht verderben und mir den Glauben an mich selbst auch nicht rauben. Ich werde fleißig sein, arbeiten. Maier will mein nächstes Buch gern verlegen. Er hatte gefürchtet, dieses wäre nicht fürs Publikum; ich sollte den Titel ändern: ›Leidenschaften‹ — ich habe auf ›Einfache Geschichten‹ bestanden. Es kommt schon wieder eine neue Auflage. Denken Sie!« Sie lachte hell auf, glückselig wie ein Kind, und klatschte in die Hände.

Er hatte die Achseln gezuckt. »Wenn Sie *das* befriedigt!«

Sie schmollte mit ihm. Oft drängte es sie, hinzulaufen, ihm dieses oder jenes mitzuteilen, aber ihr Künstlerstolz verbot es ihr; sie war gekränkt und hatte es ihm übelgenommen, daß er nicht mit einstimmte in den allgemeinen Lobeshymnus. Das war der einzige bittere Tropfen in dem Freudenbecher.

Elisabeth saß und sann nach. »Sechsundzwanzig Jahre!« sagte sie laut und hielt die gespreizten Finger gegen das Licht der Lampe. Das Blut schimmerte warm, rosig, fast glühend durch die zarte Haut — noch jung, und schon so viel erreicht! Sie schloß, wie vom Schwindel erfaßt, die Augen. Sie war einen hohen Berg hinaufgelaufen, in unglaublich kurzer Zeit hatte [116] sie den Gipfel erreicht, nun stand sie atemlos oben, und nun … nun …

Sie dachte plötzlich an Ebel. Noch ein paarmal hatte sie ihn gesehen, bei Marie Ritter und zufällig auf der Straße; aber da hatte er sie nicht angeredet, sondern nur gegrüßt. Sie hatte ihm ihr Buch geschickt mit ein paar Zeilen der Widmung — das war sie ihm doch schuldig —, und er hatte ihr dafür an einem Brief gedankt, der weit entfernt war von jeder Schmeichelei, schlicht, ehrlich, männlich, gerade so, wie sie ihn selbst zu kennen glaubte. Aber aus jedem Wort sprach innige Verehrung. Sie hatte den Brief mehrmals hintereinander gelesen und darauf niedergeblickt, bis ihr das Blut

zu Kopfe stieg.

Jetzt wollte sie ihn noch einmal lesen. Sie stand langsam auf und ging wie träumend zum Schreibtisch.

Draußen rührte sich die Klingel. Elisabeth schreckte zusammen. Rasch lief sie hin — Mile war nicht da —, und sie erwartete jetzt jeden Tag ein neues Glück. Es kam ja immer mehr, mehr, es konnte gar nicht enden.

Mit klopfendem Herzen riß sie die Tür auf — Leonore Mannhardt stand draußen.

»Ah, du?« Elisabeth zog sie herein; Leonore warf den kostbaren Pelzmantel ab.

»Fühle, wie ich glühe!« sagte sie und hielt des Mädchens Hände an ihre Wangen. »Du mußt wirklich eine andere Wohnung nehmen. Ich bin ganz außer Atem von deinen vier Treppen. Mehr in unserer Nähe. Und dann der Aufgang vom Hof aus, das geht doch nicht! Ich muß dir rasch erzählen — wunderbar, herrlich!«

»Was denn? Setz' dich doch!«

»Danke!« Leonore lief aufgeregt in dem kleinen Zimmer hin und her. »Denke, da trifft mein Mann vor acht Tagen im Wintergarten Schwertfeger, du weißt doch, den neuen Direktor! Sie sind Landsleute, sie haben zusammen auf der Schulbank [117] gesessen. Zufällig reden sie von der Literatur — Mädchen, hast du ein Glück, müssen die gerade darauf kommen! Mein Mann verfehlte nicht, deinen Namen zu nennen. Schwertfeger kannte ihn noch nicht. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als ihm dein Buch zu schicken. Nun bedankt er sich heute bei mir und schreibt, daß er ganz entzückt sei, daß ihn besonders der dramatische Zug darin sehr gefesselt habe. Da ist es mir klar geworden,« sie machte eine Pause und sah das Mädchen bedeutungsvoll an, »du mußt ein Stück schreiben!«

»Ich!« Elisabeth war sehr verwundert.

»Ja, du! Ich helfe dir dabei. Ein Stück, das ist der einzige Weg, um rasch berühmt zu werden. Ein Theatererfolg ist mehr wert als hundert Bücher. Wir werden das schon machen. Schwertfeger ist

uns sicher. Goedecke ist pekuniär bei dem Theater beteiligt, ich werde mit ihm sprechen.«

Elisabeth wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, sie lachte anhaltend, laut und lustig.

Frau Leonore mußte auch lächeln, des Mädchens Lachen wirkte so ansteckend; aber dann sagte sie ein klein wenig ärgerlich: »Du bist kindisch!«

»Ich? Hahaha!« Elisabeth schüttelte sich. »Ich soll ein Stück schreiben? Kann ich ja gar nicht, fällt mir gar nicht ein!«

»Du mußt nicht eigensinnig sein. Höre auf meinen Rat!« Frau Leonore machte ein ernstes Gesicht. »Nun haben wir dich so weit lanciert — mit Glück, das mußt du doch sagen —, nun mußt du aber auch das Deinige tun!«

»Das Meinige?« Elisabeth sah sie groß an, ihr Lachen war verstummt. »Und habe ich denn nicht das Meinige …?« Sie stockte.

»Natürlich, natürlich. Du bist ein großes Talent. Du mißverstehst mich!« sagte Leonore nach einem raschen Blick in des Mädchens Gesicht.

[118] Es klopfte an die Entreetür.

»Das ist Frau Kistemacher!« Elisabeth sprang auf. »Die schellt nicht, die klopft nur.«

»Wie unangenehm!« Leonore zog das Näschen kraus. »Das ist wohl die Zahnarztfrau? Ich wundere mich, Liebchen, daß du dich mit denen so angefreundet hast. Sind es denn wirklich gebildete Leute?« Oh, sehr!« Elisabeth ging, um zu öffnen. Sie blieb eine ganze Weile draußen; man hörte murmeln. Dann kam sie allein wieder zurück. »Frau Kistemacher kommt gleich wieder,« sagte sie. »Als sie hörte, du wärest hier, wollte sie nicht hereinkommen, sie war in Morgenrock und Schürze.«

»Das ist doch wirklich nicht nötig — wenn mein Mann noch hier gewesen wäre! Aber vor mir?« Leonore lächelte bescheiden.

»Sie ist eine sehr liebe Frau, und er ist wirklich ein kluger Mensch!« Elisabeth fühlte sich gedrungen, Kistemachers herauszustreichen, und erzählte von ihnen.

Leonore hörte zu, eine gewisse Herablassung in der Miene.

»Sie sind sehr gut zu mir«, schloß das Mädchen.

Da klopfte es schon wieder.

»Das ist ja sehr rasch gegangen.« Frau Mannhardt setzte sich aufs Sofa.

Elisabeth führte Frau Kistemacher herein. Diese war sehr rot und heiß. Sie machte der Dame im zartgrauen Tuchkleid, die so vornehm auf dem Sofa saß, eine förmliche Verbeugung. Dann umarmte sie Elisabeth und küßte sie schallend.

Frau Mannhardt verzog den Mund.

Elisabeth fühlte sich einigermaßen peinlich berührt; die zwei paßten schlecht zueinander, und sie hatte doch jede von ihnen lieb. Man sprach von diesem und jenem, die beiden Frauen sich einander gleichsam mit Fühlfäden betastend. Leonore war sehr zurückhaltend, und das Gespräch quälte sich so hin.

[119] Plötzlich sagte Frau Kistemacher: »Es freut mich wirklich sehr, Sie kennenzulernen, gnädige Frau. Elisabeth hat uns schon so viel von Ihnen erzählt, daß ich ganz neugierig war.«

Leonores Miene wurde entgegenkommender. »Mein kleines Genie!« sagte sie zärtlich und zog das Mädchen an sich.

»Sie haben sich auch so für Elisabeth interessiert, gnädige Frau!« Frau Kistemacher hätte nicht mehr Dankbarkeit in ihre Stimme legen können, wenn sie von einer ihrem leiblichen Kinde erwiesenen Freundlichkeit gesprochen hätte.

Leonore verneigte sich verbindlich. »Ich bitte Sie, das würde doch jeder getan haben. Mein einziges Verdienst ist, zuerst ihr Talent erkannt zu haben. Ich habe sie entdeckt.« Ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen, sie nickte Elisabeth zu.

»Entdeckt?« Frau Kistemacher strich an einer kleinen Falte, die ihr gutes Kleid im Schoß warf, auf und nieder. »Gekannt haben wir sie, glaube ich, noch früher; und daß sie was Besonderes war, hatten wir gleich weg. Namentlich mein Mann; er hat durch seinen Beruf solch große Menschenkenntnis.«

»Ihr Herr Gemahl ist Zahnarzt?«

Elisabeth errötete, sie fühlte den Stich, der in dieser Frage lag. »Ja, wir kennen uns schon lange!« sagte sie und legte rasch den Arm um Frau Kistemachers Schulter.

»Na, Elisabethchen!« Frau Kistemacher tätschelte sie. »Jawohl, mein Mann ist Zahnarzt, aber er hat nebenbei noch viele Interessen, besonders für Literatur, nicht wahr, Elisabethchen?« Sie blinzelte dem Mädchen zu. »In seinen Mußestunden besteigt er zuweilen den Pegasus, wie er sagt.«

»Also ein Sonntagsreiter!« Frau Leonore lächelte seltsam.

Frau Kistemacher lachte herzlich. »Ja, das ist er, hahaha! Sie werden nun begreifen, daß er sofort Verständnis für Elisabeth hatte. Es hat ihm ein riesiges Vergnügen gemacht, nach besten Kräften ihr Talent zu fördern. Ich bin immer ganz beglückt, ganz gerührt, wenn ich all die schönen Kritiken lese.«

[120] Frau Mannhardt war wieder ganz Zurückhaltung, ihre Stimme klang unleugbar scharf: »Das wahre Talent bricht sich *immer* Bahn, es braucht keine Protektion. Sogenannte gute Freunde schaden oft mehr als sie nutzen.«

»Das sage ich auch!« Frau Kistemacher wurde lebhaft. »Das freut mich, daß Sie das auch sagen, gnädige Frau! Siehst du, liebes Kind,« sie legte Elisabeth die Hand auf die Schulter, »habe ich's dir nicht schon gesagt? Dieser Umgang — du weißt schon, welchen ich meine — ist nicht gut für dich. Sehen Sie, gnädige Frau,« sie rückte erregt dem Sofa näher, »diese jungen Literaten, der Heider, der Erdmann und wie sie alle heißen, dieses Fräulein — Ritter heißt sie ja wohl? —, die sind doch kein passender Umgang für ein feines Mädchen. Ich habe immer Angst, sie …«

»Ich bitte dich, schweig!« Elisabeth schüttelte die auf ihrer Schulter ruhende Hand ab und reckte sich hoch auf, Zornesröte im Gesicht. »Ich habe dir's schon einmal gesagt: ich lasse meine Freunde nicht beleidigen!«

»Nun, nun,« Leonore sprach, wie man einem unvernünftigen Kinde zuredet, »nur nicht gleich so heftig! Von ›beleidigen‹ ist doch gar keine Rede. Ich finde, Frau Kistemacher hat ganz recht!« Sie

nickte dieser zu. »Es ist mir sehr lieb, daß ich davon höre. Ich wußte das ja gar nicht so.«

»Es sind meine Freunde«, sagte Elisabeth finster. »Es tut mir schon weh, wenn nur in diesem … in diesem … nun, in diesem gewissen Tone von ihnen gesprochen wird!«

»Nun, dann müssen sie sich auch danach benehmen!« Frau Kistemacher lief leicht die Galle über, es empörte sie, in Frau Mannhardts Gegenwart zurechtgewiesen zu werden. »Ist das eine Art von dem Heider, ein junges, alleinstehendes Mädchen so zu kompromittieren? Als hätte er dich gepachtet! Von dem Erdmann ist nicht zu reden, der sieht ganz verrückt aus, der kann einem leid tun.« Frau Kistemacher erhitzte sich immer mehr. [121] »Frage mal die gnädige Frau, ob es ihr paßt, daß du mit der Ritter so intim verkehrst, dieser Person, die ein Kind hat und nicht mal verheiratet ist. Oh, mein Mann hat sich wohl erkundigt! Finden Sie das passend, gnädige Frau?«

»Durchaus nicht. Ich bin ganz Ihrer Meinung. Hätte ich das gewußt! Herzchen, wie kannst du dich nur so mit dieser Bohème …«

»Passend oder nicht passend!« Elisabeth schnitt ihr das Wort ab und sprach stark: »Es ist nun mal so. Ihr werdet euch daran gewöhnen müssen.« Eine schmerzliche Entrüstung zitterte in ihrem Ton. »Ich bin doch kein Kind, dem man Vorschriften machen kann. Ich bin alt genug, ich muß allein vertreten, was ich tue.«

Ihre Stimme zitterte nicht mehr, sie war zum Schluß fest geworden, fast hart: »Ich versichere euch, ich lasse mich nicht beeinflussen, weder für noch wider!«

Frau Leonore lächelte, sie fühlte, hier mußte sie andere Saiten aufziehen. Sie hatte sich getäuscht, die war noch kein gefügiges Werkzeug in ihrer Hand. Nur nichts verderben! Elisabeth gefiel ihr besser denn je mit den fest geschlossenen, ein wenig aufgeworfenen Lippen und der stolzen Haltung. »Du hast recht, Liebchen, es kommt uns gar nicht zu, dich irgendwie beeinflussen zu wollen.« Sie blinzelte Frau Kistemacher zu. »Komm, sei wieder gut, Liebchen!«

»Ich bin ja gar nicht böse.« Elisabeth versuchte zu lächeln, aber ihr Blick blieb ernst, fast düster. Ihre Finger waren eiskalt und zuckten leicht in Leonores Hand.

Frau Kistemacher empfahl sich freundlich, sie küßte sogar Elisabeth.

Als sie gegangen, war Leonore ärgerlich.

»Uns so das Beisammensein zu stören! Ärgere dich nicht, Liebchen, ich sage dir, nichts als Eifersucht!«

»Das mag sein.« Elisabeth hatte Kopfschmerzen und lehnte [122] die heiße Stirn an die Schulter der Freundin. »Es ist recht schwer«, klagte sie. »Nun bin ich so glücklich, so sehr glücklich. Aber immer kommt allerlei, was mein Glück stört und an mir herumnörgelt. Ich kann das gar nicht vertragen. Es ist schlimm, ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister.«

»Hast du nicht Freunde? Hast du nicht uns? Mich?« Leonore streichelte zärtlich die heiße Wange.

»Jawohl, ihr!« murmelte das Mädchen. »Aber da ist doch nicht ein einziger, der *ganz* zu mir gehört. Oh, sei still,« sie hob die Hand, »ich weiß wohl, meine liebe Leonore, du hast mich lieb, du bist so sehr gut zu mir, aber dein Leben ist ausgefüllt, du hast deinen Mann, deine Verwandten, deine Freunde, deine Interessen, deine Geselligkeit. Ich bin dir nicht nötig. Und ich möchte einem Menschen alles sein. Du weißt ja,« sie lächelte schwach, »ganz oder gar nicht. Man braucht eine zweite Seele, nicht bloß im Leid, ich fühle es deutlich, auch im Glück.«

»Du mußt dich verheiraten«, sagte Leonore leichthin. Sie hatte wenig Verständnis für solche Ergüsse. »Apropos, Liebchen, Scherz beiseite, was mir eben einfällt, was hast du denn eigentlich mit Eisenlohr gehabt? Er war doch auf unserem Diner so komisch zu dir, ging dir, man möchte sagen, aus dem Wege. Ich wollte dich längst fragen. Gestern auf dem Diner bei Goedecke — es wunderte mich schon sehr, daß der dich nicht eingeladen hatte — saß ich neben Eisenlohr. Ich brachte die Rede sehr geschickt auf dich. Er verhielt sich ablehnend. Da fragte ich ihn geradezu, was er gegen

dich hätte. ›Ich?‹ Er tat sehr verwundert. Und dann sagte er, du wärest so komisch gegen ihn gewesen, er wollte nicht weiter darüber sprechen, aber eigentlich — unartig. Jedenfalls, gelinde ausgedrückt, seiest du eine etwas merkwürdige junge Dame. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen; er brach sofort ab. Ich erzählte es zu Hause gleich meinem Mann, der schien nicht überrascht, Goedecke hatte ihm schon was anvertraut, kurz vor unserem Diner; er hatte [123] es mir nicht gesagt, um mir nicht die Freude zu verderben, um mich überhaupt nicht aufzuregen. Daß aber Eisenlohr wegen der Kritik auf dich böse sein soll, glaube ich einfach nicht. Das hat ein Eisenlohr doch nicht nötig.«

»Das ist es auch nicht!« Elisabeth schnellte empor. »Nun will ich's dir sagen! Dieser Heuchler!« Sie ballte empört die Hände. Mit funkelnden Augen, mit brennenden Wangen, hastig, sich überstürzend, erzählte sie ihr ganzes Erlebnis mit Eisenlohr. Sie vergaß nichts. »Und da stand ich auf der Straße«, schloß sie fiebernd vor Erregung.

»Ahnte mir doch so was!« Leonore brach in ein herzliches Gelächter aus. »Aber das ist doch nicht so tragisch zu nehmen! Hahaha! Und deswegen springst du aus dem Wagen, mitten im Regen, bei Donner und Blitz? Liebchen, nimm's mir nicht übel, das war kindisch. Eine Person wie du muß doch Verständnis für solche Situation haben. Du bist doch nicht das erste beste Gänschen!«

»Es war eine Unverschämtheit!« Auf Elisabeths Stirn zeigte sich eine Zornesfalte.

»Liebes Kind, was willst du? Er ist ein Dichter!«

Elisabeth sagte kein Wort, sondern sah die andere nur groß an.

»Ja, sieh mich nur so an,« Frau Leonore lachte wieder, »hahaha! Du mußt doch Eisenlohr nicht mit dem Maßstab messen, mit dem du andere Männer mißt. Da hättest du ganz recht gehabt, empört zu sein, aber hier …! Solch eine impulsive Künstlernatur läßt sich eben hinreißen. Du hast ihm gefallen, er hat es dir gezeigt — nun, was weiter? Eisenlohr wird von den Frauen sehr verwöhnt.«

»Mögen sie ihn verwöhnen!« In des Mädchens Ton lag

Verächtlichkeit.

»Ich finde das nicht etwa nachahmenswert«, sagte Leonore rasch, und ihr lächelndes Gesicht wurde ernst. »Aber ein [124] bißchen Klugheit muß man doch walten lassen. Konntest du denn nicht eine liebenswürdige Art der Zurückweisung finden?«

»Nein.« Elisabeth sprach das »Nein« sehr schroff.

»Die Geschichte ist sehr fatal.« Frau Mannhardt stützte nachdenklich den Kopf. »Was soll er von dir denken? Hm, hm, ärgerlich!« Plötzlich fuhr sie auf. »Du hast dich unglaublich töricht benommen, Kind! Das vergißt er dir nie. Er wird es dir nachtragen.«

»Mag er!«

»Ach was!« Leonore wurde nun wirklich böse. »Man sagt das nicht so leicht hin! Er ist ein berühmter Mann. Ein Wort, eine Zeile von ihm gilt viel. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob er dein Freund ist oder dein Feind; er kann dir sehr schaden.«

»Ich mache mir nichts daraus!« Elisabeth zwang sich, ruhig zu bleiben, aber Leonore sah, wie es in ihr stürmte. »Mag er denn mein Feind sein, ich werde doch meinen Weg finden!« Sie lachte, aber es war nicht das ihr eigene, frische, schöne Lachen, es klang gezwungen. Wie ein Hauch ahnungsvoller Bangigkeit flog es über ihr Gesicht. »So etwas sollte mich hemmen?« Ihr Auge flammte, und sie trat der anderen einen Schritt näher. »Mein Freund Heider sagt: Ich pfeife drauf!« Sie wandte sich ab und ging zum Fenster; mit brennenden Augen starrte sie hinaus ins Dunkel.

Der Wind war stärker geworden, er heulte; dazwischen prasselte Regen, ganze Schauer von Tropfen wurden gegen die Scheiben gepeitscht. Eine böse Nacht. Der Himmel unheilschwanger, von undurchdringlichem Schwarz bedeckt; kein Stern. Ein scharfer Zug drang durch die Ritzen des Fensters. Es fröstelte Elisabeth. Wie Gespensterfurcht ein einsames Kind beschleicht, so kamen ihr unheimliche Gedanken.

Es war still im Zimmer. Nun rauschte Frau Leonores Kleid; sie kam und legte ihre Hand auf Elisabeths Schulter.

»Schon wieder böse, Liebchen? Ich meine es doch so gut [125] mit

dir. Ich denke ja gar nicht daran, an deinem Vorankommen zu zweifeln. Du mißverstehst mich.«

»Ja, wir verstehen uns nicht.« Elisabeth legte plötzlich die Hände vors Gesicht und stand dann regungslos.

»Mein Gott!« Leonore wußte nicht recht, was sie sagen sollte. »Du bist ungeheuer sensibel. Du bist überreizt. Nun, du bist eben eine Künstlernatur. Hätte ich geahnt, daß dich mein Vorwurf — es war ja nicht einmal ein Vorwurf — so schmerzen würde, ich hätte nichts gesagt. Verzeih! Du hast ganz recht, was soll dir Eisenlohr oder irgendein anderer schaden? Dir? Lache, habe nur keine Angst! Liebchen, hat dich mein dummer Vorwurf geschmerzt?« Sie umarmte Elisabeth.

Einen Augenblick sah es aus, als wollte die große Gestalt die kleine abschütteln. Dann ließ sich Elisabeth ans Licht ziehen. Schwer setzte sie sich auf den Stuhl am Tisch, ihr blonder Kopf neigte sich tief.

Leonore glitt nieder, in einer anmutigen Stellung lag sie vor der Sitzenden auf den Knien. »Liebchen, sieh mich an!« bat sie. »Was hat denn nur heute unser kleines Genie? Ja, es war unrecht von mir, dir einen Vorwurf zu machen. Schmerzt er dich noch?«

»Der schmerzt nicht.« Elisabeth schüttelte den Kopf und murmelte: »Ich verdiene einen Vorwurf; was wage ich mich auch allein — oh!« Sie legte plötzlich den Kopf auf den Tisch, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

Leonore war betroffen. »Tränen …? Was hast du denn nur, mein Kind, mein Liebchen, meine süße Elisabeth? Das kann dir ja in der Tat gleichgültig sein, was Eisenlohr sagt. Da gibt's auch noch andere Leute. Laß mich nur machen. Wer weiß auch, ob ich mich nicht irre; vielleicht ist er gar nicht böse, oder du hast dich überhaupt bei der ganzen Sache geirrt, er hat es gar nicht so gemeint. Weine nur nicht! Du weinst dir deine [126] lieben Augen ganz rot. So höre doch, Liebchen!« Sie streichelte das Mädchen und erschöpfte sich in Liebkosungen. »Du bist jung, du bist hübsch, du hast Talent, du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden —

wenn ich nur wüßte, warum du weinst?«

»Ich bin allein.« Es klang wie ein Stöhnen. Weiter sagte Elisabeth nichts.

Leonore sann nach — also *das* war's! Aha! Sie lächelte flüchtig, dann waren Gesicht und Stimme ganz Teilnahme.

»Du wirst dich verheiraten, mein Schatz!« flüsterte sie zärtlich. »Wir werden einen Mann für dich finden, einen Mann, der dir eine Position gibt. Dann kannst du freier schreiben, dich freier bewegen, unbeirrt; du kannst ganz ungestört deiner Kunst leben. Es wird mir zwar schwer, sehr schwer werden,« sie zog des Mädchens Kopf liebkosend zu sich herab, »aber ich gebe dich ja nicht her, im Gegenteil, ich gewinne noch einen Freund dazu.«

Elisabeth sagte nichts, langsam, wie träumend, richtete sie sich auf und strich sich das wirre Haar aus der Stirn.

»Sei nur wieder vergnügt«, schmeichelte Leonore. »Wofür bin ich denn da?«

»Leonore …« Elisabeth sprach zögernd, stockend; Röte stieg ihr so jäh ins Gesicht, als wollte ihr die heiße Lohe aus den Wangen schlagen. »Leonore, ich möchte dich wohl mal um etwas bitten. Du bist doch meine Freundin. Willst du einmal mit mir … willst du einmal dabei sein, wenn ich … ich … ich möchte gern …« Sie gab sich einen Ruck; ihre Lippen waren so spröde, die Worte wollten gar nicht darüber weg. »Ich möchte, daß du … einen Mann kennenlerntest, den ich … kenne.« Jetzt war es heraus; sie preßte die Hände in tödlicher Verlegenheit ineinander.

»Ei, ei!« Leonore lachte. »O du! Sieh mal einer an!« Sie drohte mit dem Finger.

[127] Elisabeth hielt ihr die Hand fest. »Nicht so! Es ist nicht zum Spaßen. Bitte, ich möchte wissen, wie er dir gefällt!«

»Du wirst doch keinen schlechten Geschmack haben? Ich bin riesig neugierig.« Leonore erhob sich lebhaft von den Knien. »Und das sagst du mir erst jetzt? Wer ist es denn? Wo hast du ihn kennengelernt? Kenne ich ihn denn noch nicht? Wohl was ganz Besonderes?«

»Er ist so ruhig, so sympathisch,« Elisabeth lächelte träumerisch, »so in sich gefestigt. Anders als die jungen Männer, die ich kenne.«

»Das ist ja sehr schön. Und wenn du ihn liebst …?«

»Ich liebe ihn nicht.« Elisabeth sagte es ruhig, mit einer großen Klarheit. »Ich kann auch keinen Menschen so lieben wie meine Kunst. Aber ich glaube, er würde einer Frau eine große Stütze sein.«

Leonore war einigermaßen verdutzt. »Nun,« sagte sie, »die Liebe findet sich ja in der Ehe, du hast ganz recht. Er ist wohl in brillanten Verhältnissen?«

Jetzt lachte Elisabeth, es war wieder viel vom alten, fröhlichen Klang in diesem Lachen. »Nichts weniger als das! Er ist Buchhalter, einer von vielen, an der Deutschen Bank.«

»Was …?« Frau Mannhardt sah Elisabeth an, als spräche sie Unsinn. »Buchhalter …? Kein Vermögen …? Buchhalter …?!«

Elisabeth nickte. »Kein Vermögen,« sagte sie sorglos, »ich glaube das wenigstens; ich habe mich doch nach seinen Verhältnissen nicht erkundigt!«

»Buchhalter … kein Vermögen …!« Leonore war sprachlos. Dann lachte sie plötzlich hell auf und schlug die Hände zusammen. »Liebchen, was sind das für extravagante Ideen? Du — haha —, nein, daraus wird nichts! Das kann ja nicht dein Ernst sein!«

»Wenn er mich liebte, würde ich ihn heiraten«, erwiderte [128] Elisabeth ernst. »Aber davon ist ja vorderhand gar nicht die Rede.« Sie saß sinnend.

Leonore sah sie an und schüttelte immerfort den Kopf. »Was so ein Dichterhirn nicht alles ausbrütet! Nein, unglaublich! Gar nicht zu sagen!«

»Willst du ihn einmal kennenlernen? Sieh mal!« Sie ging an ihren Schreibtisch. »Hier ist auch ein Brief von ihm.«

Leonore las. »Ganz nett. Sehr verehrungsvoll. Ein bißchen Verliebtheit ist auch zwischen den Zeilen.«

»Willst du ihn kennenlernen?«

»Gott, wenn du's denn gern haben willst, Schatz! — — Aber wozu? Konsequenzen hat das doch weiter keine.«

»Wieso … Konsequenzen … was meinst du damit?«

»Nun,« Frau Leonore wand sich ein wenig hin und her, »nun … ich … ihn auffordern, uns zu besuchen, kann ich doch unmöglich. Er paßt nicht in unseren Kreis. Und du selbst wirst bald diese kleine Marotte vergessen haben.«

»Meinst du?« sagte Elisabeth und behielt immer den gleichen Ernst.

In Frau Leonores Augen funkelte es. »Liebes Kind, im Leben jeder Frau kommen Stunden, in denen sie … sie …«, sie suchte nach einem Ausdruck, »sagen wir, in denen sie — Hirngespinste hat. Wer will dir es verargen? Meinetwegen, Liebchen, wenn er dir gefällt!« Sie lachte.

Elisabeth sah sie starr an. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen; es war sehr bleich.

»Ich drücke da ein Auge zu. Es gibt dir vielleicht eine hübsche Anregung. Aber dann —«, sie machte eine energische Handbewegung, »Strich drunter. Heiraten …? Unmöglich! Einfacher Unsinn! Weißt du, mein Herz, daß die Heirat mit einem solchen Menschen die größte Dummheit deines Lebens wäre? Und selbst, wenn er nicht deine Karriere untergrübe, die Zeit würde kommen, in der du dich seiner schämtest. Aber,« sie hob [129] mit zwei Fingern das gesenkte Kinn des Mädchens in die Höhe, »wozu über so etwas reden!«

»Wozu über so etwas reden!« wiederholte Elisabeth.

10.

Es war ein Winter ohne Schnee. Nicht einmal Weihnachtsschnee fiel. Mile meinte: »Nee, das is doch nich schön! Gar kein rechtes Weihnachten!« Und Elisabeth gab ihr recht. Sie dachte an ihre Kinderzeit. Da war sie neben dem Onkel in die Christmette gestapft, noch bei finsterer Nacht, aber der Schnee leuchtete hell und weiß; ihre Füße hatten Mühe gehabt, durchzudringen, doch unverzagt

hob sie die kleinen Beine. Eine wundersame Fröhlichkeit saß ihr im Herzen, färbte ihr die Wangen röter und ließ sie nicht müde werden. Glänzenden Auges, klopfenden Herzens blickte sie vorwärts; sie hörte das Glöckchen der kleinen Kirche, von ferne schon schauten die Fenster wie warm strahlende Augen hinaus in den Weihnachtsmorgen. Still war's, wie in Andacht versunken; kein Ruf, kein Hahnenschrei. Vom Kiefernwald her wehten Düfte; dem Kinde schienen sie köstlich wie Weihrauch und Myrrhen. So duftete der Wald nur ein einziges Mal im Jahr — er roch nach lauter Weihnachten. Leise knackte der Schnee unter den Tritten, leise fielen die Flocken nieder; sie hüllten alles in ein Festtagsgewand. Sie sah einen funkelnden Stern am Himmel — war es der Stern von Bethlehem? Er leuchtete heller als seine Brüder; klar und groß stand er über den Hütten des Dorfes. Sie jauchzte und lief ihm entgegen in seliger, freudvoller Gewißheit.

»Kein Schnee!« seufzte Elisabeth; sie lag noch im Bett, stützte sich auf den Ellbogen und lugte durchs Fenster. Schwarz, triefend vor Nässe lagen die Dächer da, eine dicke, graue Regenluft verhüllte den Himmel. Kein Weihnachtswetter. Und auch keine Weihnachtsstimmung.

[130] Elisabeth streckte sich lang aus und verschränkte die Arme unter dem Kopf — wo sollte sie heute nicht alles hingehen? Sie hätte sich zerteilen müssen.

Kistemachers bescherten um sechs. »Wir nehmen es dir todübel, wenn du nicht kommst«, hatte Frau Julie gesagt. »Aber pünktlich! Die Kinder bringen mich sonst um.«

»Selbstverständlich bist du bei uns, Liebchen!« Frau Leonore hielt es überhaupt anders gar nicht für möglich. »Wir haben Diner um sechs. Mach' dich recht hübsch, wir haben nette Leute da, sämtliche Junggesellen unserer Bekanntschaft.«

Und Marie Ritter erwartete sie auch. Die hatte gestern so herzliche Zeilen geschrieben: »Sie sollen bei uns eine Heimat finden, liebe Elisabeth, am Weihnachtsabend wird das Herz groß und weit und verlangt nach Liebe.«

Ja, das war's — eine Heimat! Elisabeths Augen blickten träumerisch. Sie mochte nicht aufstehen, es lag ihr schwer in den Gliedern; sie war müde — »faul«, schalt sie sich, hatte gar keine Lust, zu Kistemachers zu gehen, noch weniger zu Mannhardts. Eine wahre Angst ergriff sie, wenn sie daran dachte. Nur heute nicht, gerade heute nicht! Es klingelte draußen. Sie hatte sich ganz nach der Wand gedreht und den Kopf in die Kissen vergraben und wollte nicht sehen, nicht hören.

Eine Heimat, eine Heimat! Eine jähe Sehnsucht überkam sie, sie biß ins Kissen. Oh, wer eine Heimat hat, der sieht den Stern klarer am nächtlichen Himmel, zum Greifen nah. Sie sann und sann. Tiefe Atemzüge hoben ihre Brust, als ob sie ruhig schlummerte, aber sie schlief nicht, sie träumte: nächste Weihnachten? Ihre Hände falteten sich unter der Decke. »Ich möchte eine Heimat haben,« flüsterte sie, »dann werde ich erst werden, was ich werden muß.« Sie schloß die Augen; allerhand Bilder kamen …

»Aber, Fräulein, *noch* nich aufgestanden?« Mile stand vorm Bett und schlug die Hände zusammen. »Am heiligen Weih[131]nachtsabendmorgen? Zu Hause sind Sie schon um viere 'rausgekrochen.«

»Ja, zu Hause!« Elisabeth drehte sich um und sah die alte Magd mit feuchtschimmernden Augen an.

»Aber bis halb zehne!« Mile sprach sehr vorwurfsvoll. »Nu is ebend der Herr Heider gekommen, er will Sie durchaus sprechen.«

»Mich?« Elisabeth richtete sich rasch auf. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr sie und zugleich eine Freude. Was wollte er? Schon war sie auf den Füßen. »Er soll warten, Mile, rasch, geh, sag' ihm das.«

Als sie den heißen Kopf ins Waschbecken tauchte, kam sie sich sehr lächerlich vor. Warum regte sie sich eigentlich auf? Ihre Hände flogen; eine plötzliche Weihnachtsstimmung war über sie gekommen, die ungewisse Erwartung von etwas Gutem, Schönem, freudig Überraschendem. Aus dem Spiegel sah ihr ein frisches, schönes Gesicht entgegen, betroffen sah sie's an — ja, das war ihr eigenes.

Ihr Herz klopfte; sie lief ins Nebenzimmer, eine Weihnachtsmelodie summte ihr im Kopf.

»Weihnachten!« sagte sie fröhlich, als ihr Heider entgegentrat. »Guten Morgen!« Sie hielt ihm beide Hände hin.

Er drückte ihre Rechte und ließ sie dann rasch wieder fallen. War das nur die graue Morgenbeleuchtung, oder sah er wirklich so blaß aus? Er hatte Schatten unter den Augen. »Gekneipt«, sagte er leichthin auf ihren fragenden Blick. »Ebel und ich haben gestern abend lange zusammengesessen.«

»Ach!« Sie wurde rot, fühlte es und wurde noch röter.

»Ein riesig anständiger Kerl!« Er vermied ihren Blick und sprach hastig, ungeschickt, mit einer gewissen Geschwätzigkeit. »Man kann sich ganz auf ihn verlassen, er ist durch und durch wahr und ehrlich, vornehm von Gesinnung, bescheiden, ruhig, feinfühlig, er …«

[132] »Sie preisen ihn ja an wie ein Ausrufer«, unterbrach sie ihn mit einem kleinen, verlegenen Lachen.

Heiders Lippen zuckten. »Ich bin nur gerecht. Er …«

Was denn nur? Was wollte er sagen? Warum stockte er? Ihr Herz klopfte. Er sollte doch weitersprechen, sie hörte es gern. Aber er sagte nichts, und sie wurde unsicher und beklommen.

Sie schwiegen beide; der Wintermorgen sah ins Zimmer, grau und trüb, ohne Glanz. Auch des Mädchens Gesicht sah bleich aus in dieser Beleuchtung; sie blickte den anderen an mit großen, erwartungsvollen Augen.

Er räusperte sich, schluckte ein paarmal und sagte noch immer nichts.

»Nun …?« Sie fragte es fast ungeduldig. »Warum kamen Sie denn her?«

»Ach so!« Er fuhr sich über die Stirn. »Ich habe Kater — haha —, aber was für einen! Das graue Elend. Sie haben Mutter Maria noch nicht geantwortet, sie will gern wissen, ob Sie kommen?«

»Ach so. Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll!« Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß. »Ich soll zu Kistemachers und zu

Mannhardts kommen, beide rechnen auf mich, und ich …«, sie strich sich rasch mit beiden Händen übers Gesicht, »ich habe so gar keine Lust dazu. Aber ich kann nicht anders, ich darf sie nicht beleidigen.«

»Kommen Sie zu uns«, sagte er dringlich, aber ohne jede Freudigkeit. »Ebel kommt auch.«

Da war's heraus! Das — sie fühlte es deutlich —, das war's, worauf sie gewartet hatte. Der farblos graue Tag erschien ihr auf einmal nicht mehr so kalt beleuchtet. Ja, Ebel würde sich freuen, sie zu sehen. Sie sah sein hübsches Gesicht mit den treuen Augen vor sich. Er lächelte; er lächelte immer, wenn er sie ansah. Sein Lächeln hatte so etwas Liebenswürdiges, [133] Gutes, eine herzgewinnende Freundlichkeit glitt dabei über sein ganzes Gesicht; selbst das Braun der Augen schien einen goldenen Freudenschimmer auszustrahlen. »Ich komme!« sagte sie rasch. Und dann reichte sie Heider die Hand. »Ich bin ja auch bei Ihnen am liebsten!«

Er sah sie scharf an. »Ich hoffe, das Fest wird für Sie ein glückliches werden. Glücklich wie die ganze Zukunft!«

»Und das sagen Sie so trübselig? Pfui, Sie Böser!« Sie lachte übermütig, plötzlich froh geworden. »Heute ist Weihnachten!« Sie faßte ihn am Ärmel und schüttelte ihn leicht. »Heute muß *jeder* ein frohes Gesicht machen. Was haben Sie denn nur?«

»Ich …?« Er schluckte. »Erdmann macht mir Sorge, er ist krank,« sagte er kummervoll, »hustet und fiebert. Ich habe vor ein paar Tagen den Arzt kommen lassen, der zuckte die Achseln; viel gesagt hat er nicht.«

»Oh!« Ihre Stimme klang bedauernd. Aber, Heider hörte es wohl, ihr Herz war nicht recht dabei; sie war so ganz von ihren eigenen Ideen befangen. »Was fehlt ihm denn?«

»Der Erfolg.«

»Der ist freilich schön, das weiß ich … und wenn er nicht kommt …?« Sie sann nach, ein besonderer Ausdruck kam in ihr offenes Gesicht, halb Mitleid, halb Ungläubigkeit. Mit einem leichten Seufzer sagte sie: »Armer Erdmann!«

Er sprach nicht weiter mit ihr darüber, sondern empfahl sich bald. Er war heute anders als sonst, stiller, gedrückt; Mile hörte seine lustige Stimme nicht in der Küche, er machte heute keinen seiner Späße. An der Tür hielt er Elisabeths Hand einen Augenblick in der seinen und sah in ihr Gesicht, seine Augen saugten sich daran fest, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wurde rot und blaß und schien etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben, doch sagte er nur: »Donnerwetter, Erdmann! Ich muß nach Haus!«

[134] Elisabeth war von einer unheimlichen Geschäftigkeit. Sie lief hin und her; ihr Wesen hatte etwas Aufgeregtes. Für die anderen hatte sie längst kleine Gaben, aber nun mußte sie doch für Ebel auch etwas haben. Sie ging in ein paar Läden. Der Regen strömte; sie patschte durch, stand still und studierte die Schaufenster. Aber da war nichts, gar nichts, was sie ihm hätte schenken mögen. Es war ihr alles nicht gut genug; sie wollte ihm doch eine wirkliche Freude machen. Ihr Herz war heute weit offen, die ganze Weihnachtsfröhlichkeit stand in der Tür.

Sie kam nach Hause ohne Geschenk; sie hatte nichts gefunden. Immer noch überlegend, sprang sie die vier Treppen hinauf. Oben trat ihr Mile in höchster Erregung entgegen.

»So was! So was! Kommen Sie ’rein, Fräulein!«

Da brannte eine Lampe, viel zu kostbar für die bescheidene Umgebung. Ein schöner Genius trug die Vase, ein seidener Schirm hing wie ein rosiger Himmel darüber und auf dem rosenfarbenen Schirm goldene Sternchen und über dem Scheitel des Genius ein großer, zitternder, funkelnder Stern, in dem sich das Lampenlicht in schimmernden Strahlen und Reflexen brach. Ein entzückendes Kunstwerk.

»Den Stern des Ruhms
und tausend andere Lichter im Leben!«

schrieb Leonore Mannhardt.

»Geliebtes kleines Genie! Mögest Du beim Schein dieser bescheidenen Arbeitslampe Großes schaffen! Wir alle begleiten Deinen Flug mit Bewunderung und Freude. Auf Wiedersehen heute abend!

Immer Deine Leonore.«

Elisabeth stand betroffen; nichts von Freude war in ihrem Gesicht zu sehen. Sie hatte Mannhardts vergessen gehabt.

[135] Und Kistemachers?

Halt, war das nicht Frau Kistemachers Stimme? Richtig, sie sprach draußen mit Mile, und nun stürzte sie herein.

»Nur einen Augenblick, Elisabethchen! Mein Mann sagt, er hat so was Kostbares hier herauftragen sehen. Der Diener von Mannhardts ist ihm auf der Treppe begegnet. Nein, sind die nobel! Da können wir freilich mit unserm Federhalter nicht konkurrieren, wenn er auch vergoldet ist. Aber die Liebe gibt ja dem Geschenk den Hauptwert; da können wir's auch schon aufnehmen. Wirklich prachtvoll!« Sie unterzog die Lampe einer eingehenden Musterung. »Echte Bronze!« Sie war schon wieder an der Tür. »Also recht pünktlich! Um sechs! Und zum Abendbrot bleibst du doch natürlich da?«

»Das kann ich nicht«, sprach Elisabeth verlegen. »Ich komme um sechs und sehe bei euch den Baum brennen, aber dann — sei nicht böse!« Sie faßte Frau Julie um die Taille. »Ich möchte heute abend woanders hingehen.«

»Woanders …?« Frau Kistemacher war zuerst sprachlos, dann ging ihre Zunge mit unheimlicher Schnelligkeit. »Natürlich zu Mannhardts, die werden uns ja immer vorgezogen. Freilich, so großartige Diners geben wir nicht, wir sind keine Protzen, aber wir haben wirkliche Freundschaft für dich, und es ist sehr unrecht von dir, uns so hintenan zu setzen.« Sie fing an zu weinen.

»Sei nicht empfindlich!« sagte Elisabeth. Es tat ihr leid, daß Frau Kistemacher weinte, und doch brachte sie nichts Herzliches über die

Lippen.

»Natürlich zu Mannhardts — zu Mannhardts!«

»Auch zu Mannhardts nicht. Ich mag am Weihnachtsabend nicht unter lauter fremden Menschen sein. Wenn ich nicht anders kann,« der Gedanke fiel Elisabeth schwer wie ein Stein auf das Herz, »so gehe ich später noch auf eine Stunde hin.«

[136] »So?« Frau Kistemacher beruhigte sich schnell. »Ja, heute mag man auch nicht unter Fremden sein. Aber wirst du denn ganz allein bleiben? Ach, du wirst schon zu uns kommen!« Sie blinzelte und nickte dem Mädchen zu.

»Nein, ich kann nicht!«

»Ja, um alles in der Welt, wo gehst du denn hin?« Frau Julie regte sich schon wieder auf.

»Zu Marie Ritter«, sagte Elisabeth ruhig. Es stieg wie Trotz in ihr auf: mußte sie sich denn immer kontrollieren lassen?

»*Zu der* …?« Eine Flut von Vorwürfen strömte auf Elisabeth nieder. Frau Kistemacher kannte sich selbst nicht mehr, sie wurde in ihrer Heftigkeit ausfällig im höchsten Grade. Als Elisabeth auch noch etwas sagen wollte, schnitt sie ihr das Wort ab und schrie: »Wenn du heute nicht zu uns kommst, wenn du uns das antust, brauchst du überhaupt nicht mehr zu kommen!«

Ohne Adieu rannte sie zur Tür hinaus. Wie betäubt stand Elisabeth; mit einem Ausdruck des Ekels hielt sie sich die Ohren zu. Oh, wie häßlich diese Stimme schrillte! Und da stand die Lampe! Aufdringlich pflanzte sie sich mit ihrem Gold vor die Augen.

In des Mädchens Seele drehte sich etwas um und um. Sie pustete die Lampe aus und rückte sie in eine Ecke. —

Es wurde heute früh dunkel; schon um drei Uhr. Elisabeth hatte nach dem Mittagessen, das sie kaum berührte, zu arbeiten versucht. Sie hatte vor einigen Wochen ihren ersten Roman begonnen; Maier hatte ihr den sozusagen zur Pflicht gemacht: »Sie müssen den Roman herausbringen, so bald als möglich. Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.«

Sie hatte bis dahin flott gearbeitet; heute ging es nicht. Sie war

so zerfahren und konnte die Gedanken nicht konzentrieren. Die Arbeit widerte sie an und ebenso Frau Kistemacher, Leonore, die ganze Welt. Sie warf die Feder hin und lief [137] unruhig im Zimmer auf und nieder. Ihre ganze Weihnachtsfröhlichkeit war weg; sie fühlte nur eine beklommene Spannung.

Endlich ging sie zu Marie Ritter. Bei Kistemachers mußte der Baum brennen; die Hintertür stand offen, man hörte bis auf die Treppe hinaus das Jubelgekreisch der Kinder. Elisabeth stahl sich scheu wie ein Verbrecher vorüber, mit ihrem Päckchen im Arm. Tat sie denn etwas Unrechtes? Ihr Herz klopfte gegen den Karton, in dem die Puppe für Heidi verpackt war; sie hatte auch noch etwas anderes darin. Im letzten Augenblick war es ihr eingefallen: Ebel hatte sie neulich um eine Photographie gebeten. Sie hatte nur noch eine einzige, und von früher, im schwarzen Konfirmationskleid, mit mühsam glattgescheitelten Haaren; die hatte immer auf des Onkels Schreibtisch gestanden, nun wollte sie ihm die schenken. Ob er sich wohl freuen würde? In der Potsdamer Straße kaufte sie noch einen kleinen Rahmen, und dann lief sie, flüchtig wie ein Reh — alle Bahnen waren überfüllt, jeder hastete zu den Seinen —, der Grunewaldstraße zu. Eine große Unruhe peinigte sie. Was würde Leonore sagen? Der hatte sie eben in einem Rohrpostbrief abgesagt und heftige Kopfschmerzen vorgeschützt; wenn's möglich sei, würde sie später noch auf ein Stündchen kommen. Schamröte war ihr beim Schreiben ins Gesicht gestiegen; sie hatte die Lüge immer verachtet, und jetzt …? Oh, zu was drängten sie die Verhältnisse nicht!

Heftig trat sie zu, daß ihr das Wasser einer Pfütze bis in die Augen spritzte; sie lief wie gepeitscht. Schon war sie weit draußen; das Pferdebahngeroll hatte aufgehört, nur die Dampfbahn mit dem feurigen Auge schnob ihr wie ein Ungetüm aus dem Dunkel entgegen. Hier draußen waren die Christbäume seltener, ihr Licht strahlte nicht so hell durch die Fenster. Ein paar Betrunkene kamen aus einer Destille und schoben sich, schwerfällig taumelnd, über das Pflaster; Elisabeth drückte sich [138] an eine Hauswand und ließ sie vorüber. Ein schmerzliches Gefühl des Preisgegebenseins überfiel

sie ganz unvermittelt; etwas Heißes aus ihren Augen mischte sich mit den Regentropfen, die über ihre Wange liefen. Als die Männer sie streiften, stieß sie einen leichten Schrei aus und sprang in großen Sätzen davon.

Atemlos und glühend kam sie bei Marie Ritter an. Da war schon alles vorbereitet. In der Stube duftete das Bäumchen, in der Küche schuppte die halbwüchsige Magd den Karpfen; Heidi hockte auf einem Schemel daneben und machte große Augen. Aber von den Gästen war noch niemand da. Die beiden Frauen setzten sich wartend auf das altmodische Sofa. Sie schwiegen.

Draußen auf der abgelegenen Straße kein Wagengerassel. Eine ungeheure Stille kroch von den öden, verregneten Feldern die Häuser entlang, kroch hier ins Haus hinein, die Treppe hinauf, bis in die Stube. Von dem großen, brausenden Berlin kam kein Laut hierher, man saß wie im Grab. Und die hier — Elisabeth warf einen scheuen Blick auf die neben ihr Sitzende —, war die nicht auch schon wie eine Tote? Eine, die noch lebte und doch längst vergessen war?

Ein Schauer überlief das Mädchen. Sie strich sich über die brennende Stirn. Die kleine Stube war überheizt, das Tannenbäumchen duftete zu stark. Sie sprang plötzlich auf. »Wo bleiben sie nur?« Und dann setzte sie sich wieder hin, die Hände lässig herunterhängen lassend. Sie atmete beklommen.

Die grüne Arbeitslampe brannte auf dem Schreibtisch, aber sie erhellte das Zimmer nicht, sondern warf nur einen schwachen Schein bis nach dem Sofa hin. Marie Ritter sah die Bangigkeit in Elisabeths Gesicht nicht deutlich, sie fühlte sie mehr und hörte sie an den Atemzügen und an dem Klang der Stimme.

»Wie einsam ist es hier!« Des Mädchens Lippen zitterten, [139] angstvoll sahen ihre Augen umher. »Ich möchte nicht einsam sein!«

»Einsam?« Marie Ritter schüttelte den Kopf und warf einen bis ins Tiefste dringenden Blick auf die andere. »Sagen Sie lieber: nicht vergessen sein. Ich bin vergessen. Man hatte einmal sehr viel Hoffnungen auf mich gesetzt, ich selber die allergrößten. Man

sprach von mir, man schrieb über mich, man lobte mich — das war, als mein Roman viel Aufsehen erregte. Damals. Mein Gott,« sie faßte mit einem Lächeln an die Schläfen und zog ein paar Haarsträhnen durch die Finger, »es liegt ja noch gar nicht sehr weit zurück.« Durch das Halbdunkel kam ihre Stimme ganz leidenschaftslos, mit dem ihr eigentümlichen gedeckten Klang. Sie sprach so vor sich hin, als spräche sie nur zu sich selber. »Die Leute habe ich alle gekannt, von denen Sie erzählen. Ich verkehrte in ihren Salons, ich habe mir sehr gern Weihrauch streuen lassen. Der Erfolg hatte mich berauscht, ich ging wie von Flügeln getragen, da kam«, sie stockte plötzlich, wie ein Schauer ging es über ihre Gestalt, Elisabeth glaubte ihr Zittern zu fühlen, »Heidis Vater«, sagte sie in demselben ruhigen Ton. Sie machte eine Pause.

Elisabeth rührte sich nicht.

»Warum ich ihn nicht geheiratet habe?« sagte Marie Ritter, und dann, als gäbe sie sich selber Antwort: »Als wir von der Hochzeit sprachen, wurde es mir auf einmal klar: es war nur der Rausch des Erfolges gewesen, der mich in seine Arme getrieben hatte. Ein Entsetzen kam über mich. Nichts, gar nichts von Liebe war zwischen uns, nicht einmal Verständnis. Ich war geblendet gewesen von den Weihrauchwolken der Schmeichelei, taub gemacht durch Bewunderung. Alles in mir war erregt, die Sinne überreizt, jedes Gefühl gesteigert. Ich hatte mich über alle Schranken erheben zu können gemeint, ich war unsinnig vor Gier nach *mehr*, *mehr*! Ich griff nach den Sternen. Und dabei hatte ich den unklaren Drang, mich an [140] etwas halten zu müssen, ich stand nicht mehr fest, Himmel und Erde drehten sich um mich in einem brausenden Wirbel. Instinktiv suchte ich mich anzulehnen wie ein zartes Schlinggewächs, von der Natur darauf hingewiesen. Ich empfand die ganze Unfähigkeit der Frau, das Glück *allein* zu tragen, mit dem Erfolg *allein* zu sein.«

Marie Ritters Stimme hatte sich gesteigert, Rot kam auf ihre Wangen, ein unruhiger Glanz in ihre Augen, als lebe sie noch einmal alles durch.

Dann sank ihr Ton; er klang gleichgültig.

»Ich griff nach dem ersten besten. — Daß ich ihn nicht geheiratet habe, hätten sie mir nicht so übelgenommen, aber daß ich mich dann über das Kind freute, es bei mir behielt, es …«

»Mama! Mama!« Erschrocken fuhr Elisabeth zusammen. Draußen patschte Heidi mit den Händchen gegen die Tür. »Zünd' Lichtchen an, Mama!«

Marie Ritter sprang auf.

Elisabeth konnte sich nicht bewegen, sie blieb wie gelähmt sitzen. Eine furchtbare Angst krampfte ihr das Herz zusammen — — oh, nur nicht das! Sie brach in Tränen aus.

Heidis kindliche Stimme klang weinerlich von der Tür her: »Bei dir bleiben, Mama, es ist so dunkel!«

»Mein Kind, mein süßes Kind!«

War das noch Marie Ritters leise, klanglose Stimme? Sie war von zärtlicher Leidenschaft verstärkt; eine Liebesfülle, fast eine Glücksfülle strömte aus jedem Wort. Es klang wie im Triumph: »Mein Kind!«

Die schlanke Frau kam hoch aufgerichtet wieder zum Sofa zurück, das Kind auf dem Arm, und ließ es nicht los.

»Licht!« bat Heidi stürmisch und überschauerte die Mutter mit Küssen.

Marie Ritter lachte; es war ein Lachen ganz ohne Bitterkeit, ein recht von Herzen kommendes Lachen.

[141] »Ich zünde an«, sagte sie heiter und ging zum Tisch. »Ich will das Kind nicht länger warten lassen.«

Das erste Lichtchen flammte auf; Heidi stieß einen Schrei des Entzückens aus, glitt vom Arm herunter, hüpfte im Zimmer herum, jauchzte, klatschte in die Händchen, rannte wieder zur Mutter, umfing mit beiden Armen deren Knie und drückte das Köpfchen in die Rockfalten.

»Sie haben mich vergessen«, sagte Marie Ritter und hob lächelnd den Kopf. »Und ich habe den Erfolg vergessen — hierüber.«

Sie sprach es ganz einfach und legte dem Kind die Hand auf den

Kopf.

Elisabeth wandte sich ab, hastig trat sie ans Fenster und spähte nach dem nächtlichen Himmel.

Wo sie nur blieben …? Die Uhr zeigte acht; Heidi wurde müde. Langsam tröpfelten die Kerzchen ab.

»Ich begreife nicht, warum Heider und Erdmann und auch Ebel so spät kommen, alle drei?« Marie Ritter wurde nun auch unruhig. »Sonst erwarte ich niemand mehr. Sörensen ist in der Heimat.«

Sie nahm das Kind auf den Schoß und summte ihm leise ein Weihnachtslied.

Elisabeth stand noch immer am Fenster, die schlanken Hände aufs Fensterbrett gestützt, die heiße Stirn an die Scheibe gedrückt. Sie mochte sich nicht umdrehen, nicht die einsame Frauengestalt dort mit dem Kind auf dem Schoß sehen. Aber wohin sie blickte, immer das gleiche Bild. Draußen vorm Fenster im Dunkel der Regennacht tauchte auch eine einsame Gestalt auf — sie trug ihre eigenen Züge. Das war auch eine, nicht geschaffen, um das Glück allein zu tragen! Unfähig, mit dem Erfolg allein zu sein.

Sie zitterte bis ins innerste Herz und preßte die tränenfeuchten Augen zu.

[142] Marie Ritters Stimme störte sie auf. »Erdmann war die letzten Tage nicht wohl, es wird ihm doch nichts Ernstliches zugestoßen sein?«

»Ich werde hingehen«, sagte Elisabeth rasch. Es dünkte sie eine Erlösung, hier fortzukommen. Schon stand sie an der Tür. »Ich weiß, wo Heider wohnt, nur ein paar Häuser die Straße hinunter. Ich will sehen, wo sie bleiben.«

Draußen windverwehte Regenschauer. Hierhin fiel ein Tropfen, dorthin einer; wie eisige Nadeln stachen sie ins Gesicht. Ein Windstoß fauchte über die öde Straße, peitschte ihr die Röcke eng an den Leib und fegte ihr die Haare wirr ins Gesicht. Elisabeth trug keinen Hut, sie hatte nur eilig den Mantel umgeworfen und knöpfte ihn erst im Laufen zu. Jetzt fühlte sie die kalten Tropfen am Nacken niederrinnen, und doch empfand sie kein Frösteln; ihr war heiß

zum Ersticken.

Das war das Haus; im Seitenflügel, Hof drei Treppen, wohnten die Freunde. Oben glänzte ein Licht; sie schienen noch da zu sein. Elisabeth erstieg die enge Treppe.

Überall hinter den vielen Türen rechts und links Kindergequarr. Man roch Tannenduft, frischen Kuchen und Zwiebelgebratenes. Man hörte Töpfe rücken, Herdringe klappern, Singen und Lachen. Da spielte einer auf der Ziehharmonika irgendeinen Tanz, da wurden einer Kindertrompete klägliche Töne entlockt; hier öffnete sich die Tür vorsichtig, eine junge Person mit gebrannten Haaren, im feuerroten Unterrock, spähte neugierig hinaus auf die Treppe.

Endlich war Elisabeth oben. Eine über der Klingel angeheftete Visitenkarte zeigte ihr die rechte Tür; die war nur angelehnt. Sie klopfte; da niemand »Herein« sagte, trat sie ein.

Zuerst eine kleine Küche; der Raum war unbenutzt, leer und kalt, durch einen Kattunvorhang der Herd verdeckt, eine dünne Kerze flackerte am Boden.

[143] Und hier …? Elisabeth erschrak. Die schlecht schließende Tür des Nebenzimmers war aufgesprungen. Im Hintergrund stand ein Bett; sie erkannte Ebel, der sich darüber neigte und eine ächzende Gestalt niederzuhalten suchte.

»Hast du Eis, Kobes?« Ebel hob den Kopf, ein Strahl von Freude glitt über sein bekümmertes Gesicht, als er Elisabeth erkannte. »*Sie?!*« Er sagte weiter nichts; eine Welt von Erstaunen, Freude, ja Entzücken lag in dem einen Wort.

Sie trat rasch näher — was ging hier vor?

»Der arme Erdmann!« flüsterte er und heftete die Augen wieder fest auf den Liegenden. »Ruhig! Ruhig!« Er drückte den Unruhigen sacht nieder und legte ihm die Hand auf die Stirn. »Er bekam vor einer Stunde — ich wollte die beiden gerade abholen — eine tiefe Ohnmacht. Heider lief zum Doktor. Erdmann ist sehr schwach, er ist nicht bei sich.«

Elisabeth stand entsetzt; sie horchte, der Kranke sprach. Wie aus weiter Ferne klang seine Stimme, ganz ohne Kraft, ganz wesenlos.

Er schlug mit den hageren Armen um sich. »Weg, geht weg! Ich fühle die Dornen … in meinem Kopf … oh, oh!« Er bäumte sich und rang die Hände wie in unerträglichem Schmerz. Er richtete sich plötzlich halb auf und hielt mit ungeahnter Kraft Ebel von sich ab.

Jetzt schien er ihn zu erkennen. »Ah!« Er stemmte sich auf den Ellbogen, sein unruhig flackernder Blick irrte durchs Zimmer. »Seien Sie so gut — da in der Schublade«, er wies mühsam auf den tannenen Schreibtisch an der Wand gegenüber, »liegt es — hierher, hierher!« Ängstlich war seine Stimme; er streckte die Hände aus wie ein verlangendes Kind.

Was wollte er? Es graute Elisabeth. Dieses verfallene Leidensgesicht mit den überirdischen Augen war schrecklich.

Der flackernde Schein der Lampe warf die Schatten, unnatürlich vergrößert, an die kahle Wand. Die ausgestreckten Hände des Kranken schienen riesenhaft, sie griffen immer hinauf, [144] hinauf — immer riesenhafter, immer verlangender — — sie griffen ins Leere.

Ein ungeheures Mitleid erfüllte Elisabeths Seele, sie fühlte sich schwach, ohnmächtig, zu helfen und drängte sich dicht an Ebel.

Er lächelte ihr beruhigend zu. Er hatte keine Hand frei, aber ihr war, als umfasse seine warme Rechte die ihre. »Ängstige dich nicht,« sagte sein Blick, »ich bin bei dir!«

Auf dem Bettrand sitzend stützte er den Kranken mit seinen Armen und hielt ihn an der Brust wie eine Mutter ihr Kind; Elisabeth hatte nicht geglaubt, daß ein Mann so zart sein könne. Er strich dem Leidenden das Haar aus der Stirn und trocknete ihm den Schweiß ab und redete ihm gut zu, immer mit der gleichen wohltuenden Stimme.

Erdmann stöhnte: »Hier … hierher … gebt es mir doch! — Ach, die Dornen!« Er stieß einen gellenden Schrei aus und warf sich rastlos zurück.

»Wenn doch Kobes mit dem Eis käme! — Ja, lieber Erdmann, ja, gewiß, ich gebe es Ihnen gleich!« Ebel legte dem Kranken seine Hand wieder auf die Stirn. »Er will sein Manuskript«, flüsterte er

Elisabeth zu.

»Verlacht … verkannt …!« Jetzt sprach Erdmann ganz zusammenhängend, merkwürdig laut und feierlich, wie im Triumph: »Aber, ich bin ich geblieben, sie haben mich nicht untergekriegt. Nur der Tod … auch der nicht … die Würmer zernagen mich … ich bin Staub … der Wind bläst mich zur Sonne … ich selbst bin die Sonne … neigt euch!«

Eine schreckliche Hoheit lag auf seinem Gesicht, als er es mit hallender Stimme rief. Dann sank er zurück. Elisabeth zitterte am ganzen Leibe.

»Armer Kerl!« flüsterte Ebel. »Es geht ihm so schlecht, aber den Glauben an sich hat er nie verloren.« Er hielt dem Mädchen die Hand hin. »Gehen Sie, es ist hier so traurig für Sie!«

[145] Sie legte ihre Hand in die seine. »Ich bleibe bei Ihnen.« Sie neigten flüsternd die Köpfe nah zueinander.

»Wir waren in Sorge, wo Sie blieben, ich wollte Sie holen«, sagte sie leise. Es waren alle drei Freunde damit gemeint, aber sie sagte es mit einem Blick, als ob sie ihn, ihn ganz allein vermißt hätte.

Ebels Atem ging rascher; er war nicht so ruhig wie sonst. Die wirren Haare an ihren Schläfen zitterten vor seinem Gesicht; sie neigten sich beide zusammen über den Kranken und fühlten fast Herz an Herz schlagen. Ein Strom des Mitleids vereinte sie beide. Seine Hand hielt noch immer die ihre, sie ließ sie ihm ganz ruhig, erst als Heider atemlos eintrat, entzog sie sie ihm rasch.

Heider war sehr erregt. »Ich war eben bei Mutter Maria — geht! Geht!« Er wollte Ebel keine Handreichung mehr tun lassen und drängte ihn vom Bett weg, setzte sich selbst als Wächter daneben und legte dem Kranken Eis auf den Kopf. Dieser schien zu schlummern.

Ebel zögerte noch immer. »Soll ich nicht lieber hierbleiben?« Und doch hing sein Blick sehnsüchtig an Elisabeth.

»Nein. Geht nur, geht!«

»Aber ich komme wieder. Ich werde die Nacht mit dir wachen.«

»So geht doch!« Heider sagte es fast brüsk. Er legte den Kopf auf

den Rand des Bettes.

*

Das war ein stilles Weihnachtsmahl gewesen; die jungen Leute hatten sich stumm gegenübergesessen. Nun ging Marie Ritter und brachte das Kind zu Bett; es hatte erst jedem von ihnen das Mündchen zum Kuß geboten, und die unschuldigen Lippen trugen die zärtliche Berührung von einem zum andern fort.

[146] Sie waren allein. Am Tannenbaum waren die Lichter niedergebrannt, draußen dunkle Nacht. Nur in des Mannes Herzen, das fühlte Elisabeth, da war eine helle Flamme, die ihm aus den Augen leuchtete, und die als warmes, beglückendes Herdfeuer ein ganzes langes Leben brennen würde. Nie, nie würde sie den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als sie ihm ihr kleines Mädchenbild unter den Weihnachtsbaum gelegt hatte; es sah aus, als wolle er es an die Lippen reißen, mit Küssen bedecken. Aber er hatte die jähe Gefühlsaufwallung bezwungen, ihre Hand gefaßt und sie warm und ehrlich gedrückt. »Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals! Seit mir als Knabe von meiner Mutter beschert wurde, habe ich keine so große Freude mehr gehabt … auch da nicht … nein, noch nie!« Es klang ordentlich rührend, und wie er ihre Hand preßte! Sein Gesicht wurde schön durch die Röte der Freude, durch den goldigen Glanz der Augen.

Und welch guter Hausvater er war! Er hob das Kind auf den Stuhl und legte ihm vor; schnitt Brot und bediente die Damen mit einer ruhigen, geräuschlosen Liebenswürdigkeit. Er erriet ihre Wünsche, er sprach nicht zuviel und sprach nicht zu· wenig; immer war seine Art wohltuend.

Auf Elisabeths Platz lagen Rosen, er hatte ihr nichts anderes zu geben gewagt; sinnend neigte sie sich darüber und sog den süßen Duft ein. Dann stand sie auf vom Tisch, eine innere Unruhe trieb sie, sie fühlte, da mußte etwas kommen. Langsam näherte sie sich dem Tannenbaum.

Es war sehr still. Sie schwiegen. Sie warteten.

Das ganze Zimmer war voll von einer feierlichen, verschwiegenen Erwartung. Die horchte auf jedes Geräusch draußen auf der Straße, im Haus, im Korridor — würde jemand kommen und stören? Die belauschte jede Miene.

Ebel stand auf; er ertrug die Spannung nicht länger. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen; er sah auf das Mädchen, [147] das ihm so teuer war, und sah es wie durch einen Nebel. Da stand sie, gar nicht stolz, gar nicht hochmütig, so einfach, so lieblich, mit einer unsichtbaren Krone über der reinen Stirn. Er hätte niederknien mögen und sie anbeten. Er trat auf sie zu — seine Füße bewegten sich mechanisch, ohne eigene Kraft — er hatte nur den einen Willen: ihr nahe zu sein. Ganz nah. Sie zu hüten wie damals, als er sie, erschrocken und verwirrt, hilflos um Mitternacht auf der Straße traf. Hundertmal hatte er diese Szene wieder durchträumt, den Traum weiter und weiter ausgesponnen und doch das Ende sich nicht klarzumachen gewagt.

Jetzt neigte er sich dicht zu ihr, ganz dicht. Er mußte sprechen, es drückte ihm fast das Herz ab.

»Elisabeth,« sagte er, halb erstickt vor Bewegung, »ich habe gestern abend lange mit Heider gesprochen. Ich hätte es nicht gewagt — er hat mir Mut gemacht, Ihnen zu sagen, daß ich …« Seine Augen sahen sie an mit einer unendlichen Hingabe. »Ich liebe Sie sehr!«

Jetzt war es heraus! Ihr Herz hatte gestockt, jetzt schlug es wieder. Darauf hatte sie gewartet, und jetzt war es da … »Ich liebe Sie!« Und doch hatte sie kein himmelstürmendes Freudengefühl, als er es sagte. Sie stand regungslos und senkte den Kopf und erwiderte nichts.

Eine schmerzhafte Angst überkam ihn und zugleich eine schmerzhafte Zärtlichkeit. »Elisabeth,« sagte er sehr erregt, »es ist unbescheiden von mir, zuviel verlangt, ich weiß es — Sie stehen im Licht, ich ganz im Dunkel. Was bin ich? Ich bestürme Sie heute auch nicht gleich: Werden Sie meine Frau! Ich bitte Sie nur: Darf

ich mich Ihnen nähern, lohnt es Ihnen der Mühe, mich kennenzulernen — ach, sagen Sie nicht nein!« Er preßte flehend ihre Hände und sagte mit Inbrunst: »Ich lebe nur für Sie!«

Sein Ton berührte ihr Herz wie eine Liebkosung, sie konnte [148] nicht anders, sie sah ihn an und lächelte, ein süßes, vertrauensvolles Lächeln.

Ein strahlendes Aufleuchten ging über sein Gesicht; er fand keine Worte, aber er hätte keine bessere Art finden können, eine Frau zu gewinnen, als diese stumme, ehrerbietige Zärtlichkeit, mit der er ihren Blick erwiderte. Er bot ihr schweigend die Hand, sie legte die ihre hinein.

Sie standen nahe beieinander, sich gegenüber, Gesicht an Gesicht, aber eine Welt war zwischen ihnen. Er dachte nur an sie, und sie …? Sie war nicht mehr allein mit dem Erfolg, allein mit dem Glück, sie hatte Schultern, die es ihr tragen halfen. Er würde ihr immer zur Seite sein, ein zartfühlender Freund, eine treue Stütze. Er würde sie behüten, ihr alles aus dem Weg räumen, was ihre Arbeit störte. Sturm und Kampf und Erfolg, ein Siegeslauf hinauf zum Stern des Ruhms, und dabei ein stärkeres Ausruhen zu neuer Arbeit im friedlichen Schatten des Hauses. Ja, das würde gut sein!

Eine hingebende Mattigkeit kam über sie. Sie neigte sich ihm näher und näher, bis ihre Stirn seine Schulter berührte.

Sie fühlte den Schauer, der durch seine Glieder ging, sein Arm legte sich zart und zugleich fest um ihre Taille, sie rührte sich nicht und verharrte in dieser Stellung.

Was er nun sagte, verstand sie nicht; jetzt war er beredt. Wie ein leerer und doch wohllautender Schall schwebte es an ihrem Ohr vorüber. Und das würde so fortgehen, Jahre, Jahre, immer Arbeit und Glück und Ruhm, und diese Stimme immer an ihrem Ohr, dieser feste Arm sie immer umschlingend? — —

Mit einer entschlossenen Gebärde hob sie die Stirn und sah ihm frei ins Gesicht.

»Ich würde Sie immer lieben und hochhalten; mein ganzes Leben

lang«, sagte er jetzt. Seine Stimme wurde immer leiser, er flüsterte es wie ein heiliges Geheimnis, selig fragend: »Und Sie könnten meine Frau werden?«

[149] »Ja.« Ihre großen, offenen Augen zuckten mit keiner Wimper, sie hielten seinen sich in sie versenkenden Blick aus.

»Ist es wirklich wahr?« Er sah sie an wie einer, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt. Er war ganz blaß geworden.

»Ja.« Sie lächelte, und dann, ohne Ziererei, mit einem schönen, zarten Rot auf den Wangen, bot sie ihm die Lippen zum Kuß.

Er hielt sie umfangen, ihr blondes Haar bauschte sich an seiner Schulter, die seidenen Fäden bewegten sich im heißen Hauch seines Mundes. Er überragte ihre kräftige Gestalt und sah auf sie herunter, schwindelnd von einer großen Glücksempfindung. Er sagte immer wieder mit demselben tiefinnersten, wahrhaftigen Klang: »Ich liebe dich!«

Sie hörte es gern. Hier dies stille Zimmer, der Welt so fern, der duftende Tannenbaum, der trauliche Lampenschein paßten dazu. Ihre Augen waren halb geschlossen; wie ein zufriedenes Kind ließ sie sich einlullen von dem Schlummerlied. Vor den Fenstern pfiff rauher Wind; der konnte nicht herein. — — —

Ob Marie Ritter etwas geahnt hatte? Sie blieb lange; dann, als sie wieder hereinkam und die beiden unterm Tannenbaum fand, glitt ein wehmütig-freudvolles Lächeln über ihr Gesicht. Sie umarmte Elisabeth. »Sie haben recht getan«, sagte sie leise. »Er ist nicht der erste beste — nur der Beste. Ich gratuliere Ihnen von Herzen!«

Elisabeth hatte Mannhardts ganz vergessen, auch die andern alle, selbst Heider und Erdmann. Sie saß neben ihrem Bräutigam auf dem altmodischen Sofa. Sie hatten von der Zukunft gesprochen; Ebel hielt es für seine Pflicht, ihr seine Verhältnisse auseinanderzusetzen, und er tat es mit einer Genauigkeit, die bis in die kleinsten Einzelheiten ging, ohne daß er ihr etwas in zu rosigem Licht malte. »Und wird es dir genügen?« fragte er zuletzt. »Es ist nicht glänzend.«

Sie lachte. »Und verdiene ich denn nicht auch? Oh, eine [150] Menge! Mein Buch geht, das zweite wird noch besser gehen. So viele Journale wollen gern etwas von mir bringen, ich habe Anfragen genug, übergenug.« Sie nickte ihm stolz und heiter zugleich zu. »Wir werden zusammen arbeiten, nicht wahr? Ich werde doch arbeiten können?« sagte sie plötzlich, wie von einem jähen Mißtrauen durchzuckt. »Die Arbeit darf ich nie vernachlässigen. Das meinst du doch auch? Ich werde arbeiten können, du versprichst es mir!«

Er lächelte, hielt ihre Hand und sah ihr bewundernd ins Gesicht; seine Blicke sprachen von lauter Liebe. Und sie sprach mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen von — ihrem ersten Roman.

»Jetzt gilt's! Jetzt darf ich nicht müde werden. Siehst du,« sie sprang auf und zog ihn mit einer lebhaften Bewegung ans Fenster, »da ist er!« Ihr lächelndes Gesicht hob sich zum nächtlichen Himmel, daran einsam ein Stern funkelte.

»Ich habe schon als Kind geträumt, ich würde ihn erreichen, und ich bin ihm nachgelaufen durch Wiese und Wald.« Sie wies hinauf. »Wie er lacht!«

Ihre Augen strahlten siegesfroh. Eine unverwüstliche Gesundheit, eine blühende Freudigkeit strömten von ihr aus, eine unerschütterte Zuversicht. Sie lachte hell in übermütiger, fast kindlicher Heiterkeit. »Gib acht, du da oben, jetzt, jetzt hab' ich dich bald!« Dann lehnte sie sich an ihren Bräutigam.

»Dein Stern!« sagte er innig und küßte sie.

[151]

Zweites Buch.

1.

Ganz Berlin W befand sich in der Premiere. Man stand im Anfang der Saison, das Theaterinteresse war noch rege. Im Tiergarten trugen viele Bäume noch ihre Blätter, an den Straßen hatte der Herbstwind die von Sonne und Staub vertrockneten schon längst heruntergeschüttelt. Die Mittage brachten noch warmen Sonnenschein, aber die Morgen und Abende waren schon kühl.

Im Theater war geheizt; Treppen, Gänge, Garderoben, Zuschauerraum, alles durchweht von der gleichen laulichen Atmosphäre, die sich dem Eintretenden an Leib und Seele schmiegt wie ein weiches Seidenhemd. Man dehnt die Glieder bequem und wird faul dabei; man mag gar nicht mehr denken.

Es wimmelt von eleganten Damen, es duftet nach Parfüm und Puder. Raschelnde Seidenröcke auf den Treppen; vor den Spiegeln Gestalten, die sich äugelnd hin und her biegen und mit wohl gepflegten Händen an der Frisur zupfen.

Junge Herren, alte Herren, Gutsbesitzer aus der Provinz — man sieht's ihnen gleich an —, Neulinge hier, und da Theaterhabitués, die nie eine Premiere auslassen. Ein buntes Durcheinander. Und Wagen auf Wagen fährt vor, immer neue Erscheinungen tauchen auf.

[152] Man fängt nicht pünktlich an, aus Rücksicht auf das Publikum. Im Foyer ist das Gewoge undurchdringlich und Gesurr, Gesumm. Im Parkett klappen unaufhörlich die Sitze, ganze Reihen erheben sich, um einen Spätkommenden durchpassieren zu lassen. In den Logen sind noch viele leere Fauteuils, da kommt man

zuallerletzt; da nimmt man erst Platz im Moment, wenn der Vorhang aufgeht, man sitzt dann wie hingeweht, und das Publikum hat den überraschenden Anblick. Neueste Erfindungen der Mode — weiß, schwarz, alle Farben des Regenbogens, große Hüte, kleine Hüte, Spitzen, Pelz, Federn, Blumen, echte Steine. Man richtet das Opernglas, sieht hinauf und hinunter, neigt das Haupt, die Damen bewegen die Fächer, die Herren die behandschuhte Rechte. Das ist ein Sicherkennen, ein Sichgrüßen; man hat sich den langen Sommer nicht gesehen und ist vergnügt, sich hier auf dem Schlachtfeld zu treffen. Und auf der Bühne rollt sich ein Menschengeschick ab, schlecht und recht. —

Das Interesse war ungemein lebhaft. Alle Zeitungen hatten unermüdlich Notizen gebracht.

Drei Jahre hatte das Stück auf seine Aufführung warten müssen; zehnmal war es schon angenommen gewesen, wie die Autorin, Fräulein Wlodzimira Starzynska, erzählte, und immer wieder hatte sich die Aufführung zerschlagen. »Es ist zu stark, viel zu stark«, sagte sie. »Die Direktoren haben nicht den Mut gehabt.« Nun hatte sich Direktor Schwertfeger endlich entschlossen; für den Beginn der Saison hatte er ein ganz literarisches Programm entwickelt. Dies war seine erste Tat.

Wlodzimira Starzynska hatte aufregende Wochen hinter sich. Sollte man's glauben — oh, diese Schauspieler! —, keiner wollte spielen! Die Heroine, Fräulein Maschka, hatte dem Direktor eine böse Szene gemacht, sie hatte erklärt, sie würde eine solche Rolle nicht spielen, und sie dem Direktor umgehend [153] zurückgeschickt. Schwertfeger hatte das der wütenden Autorin geklagt und ratlos mit den Achseln gezuckt.

Wlodzimira lief zu Goedecke — wozu hatte man denn seine Verbindungen! Und siehe da, Fräulein Maschka spielte.

Nun aber der erste Liebhaber! Dieser Mensch entblödete sich nicht, vor einer der letzten Proben meldete er sich plötzlich krank. Schwertfeger war in Verzweiflung, nun mußte die Aufführung noch einmal hinausgeschoben werden. Sein ganzes Programm wurde

dadurch umgestoßen. Er schickte direkt von der Probe zu Egbert Schoenfließ. Sie bedaure, ließ Frau Schoenfließ sagen, aber ihr Mann könne wirklich nicht wagen, das Haus zu verlassen.

»Ausrede, nichts als Ausrede!« Wlodzimira war empört. »Die Frau läßt ihn nicht spielen, nur weil es *mein* Stück ist. Sie ist eifersüchtig. Ich werde ihn holen. Wo wohnt er?« Sie rannte hin.

Die kleine Frau Schoenfließ machte selbst die Tür auf und fuhr erschrocken zurück, als die stürmische Dame in Federhut und flatternder Boa hereinschnob.

»Warum kommt Ihr Mann nicht zur Probe? Es ist unerhört! Ich bin die Autorin!«

»Mein Gott, wenn er aber doch nicht kann«, sagte die kleine Frau ganz eingeschüchtert.

»Was fehlt ihm denn?« Es klang wie ein peinliches Verhör.

»Er hat Magenschmerzen«, kam es ganz zaghaft heraus. »Er hat Gurkensalat gegessen … sich erkältet, und …«

»Geben Sie ihm schwarzen Kaffee, Rotwein mit Stärke — ich werde ihm Tropfen besorgen. Er *muß* spielen! Er *muß*! Wo ist er?«

Frau Schoenfließ wich zitternd zurück; sie war nervös, die ganze Nachtruhe war ihr heute gestört worden. »Fräulein, er liegt im Bett!« Sie hielt die Hereinstürmende an der Boa fest.

[154] Die Starzynska hörte nicht. »Er *muß* spielen!« Sie riß sich los, schon war sie im Schlafzimmer.

»Herr Schoenfließ!« Sie stand am Bett, fast wäre sie über die Wärmflasche gestolpert; es roch nach allen möglichen Tees und Medikamenten. »Sie *müssen* spielen!«

»Es tut mir sehr leid, aber unmöglich — Sie sehen!« Er zeigte stumm auf den ganzen Apparat.

»Die Kunst geht über alles. Sie haben eine heilige Aufgabe!« Sie faßte ihn am Handgelenk und hob pathetisch die Rechte: »Stehen Sie auf!«

»Wie Jaïri Töchterlein: ›Stehe auf und wandle!‹« Ein zynisches Lächeln spielte um seinen Mund, er maß sie vom Kopf bis zu Füßen. »Da Sie nun einmal hier eingedrungen sind, gnädiges Fräulein —

Tinchen, meinen Schlafrock, meine Pantoffeln.« Er machte Miene, aufzustehen. »Entschuldigen Sie, ich muß wandeln, aber schleunigst.« —

Ja, Wlodzimira Starzynska hatte Schweres durchzumachen gehabt, in den Busen ihrer Freundin Mia hatte sie schreckliche Dinge ausgeschüttet.

»Du bist eine Heldin!« sagte diese bewundernd.

Heute war Frau Widmann in fieberhafter Erregung; ihre Blicke flogen wie die eines Feldherrn rechts und links durchs Theater. Da war die Schar der Freunde: Bolten, Goedecke, Mannhardt, ihr Ehemann. Jetzt gab Frau Mia das Signal, und sie klatschten wie rasend. Sie erzwangen den ersten Hervorruf. Und nun klatschte das Publikum nach, gut geleitet, angefeuert wie brave Soldaten durch das Beispiel der Offiziere. Und oben vom ersten Rang neigte sich Eisenlohr und klappte lächelnd mit dem Opernglas in die Linke. Das tat noch ein übriges, wie ein Brausen ging es durchs Haus.

In einer originellen Toilette — duftiges Schwarz, mit exotischen Riesenblumen durchwebt, Hals und Arme schimmerten darunter — stand Wlodzimira Starzynska an der [155] Rampe. Sie verneigte sich, ihre Kohlenaugen feuerten ins Parkett, ihre schlanken Hüften schienen von all den Autorsorgen und Mühen noch schlanker geworden.

»Famose Figur!« flüsterten die Herren hinter der vorgehaltenen Hand und blinzelten sich zu. »Bravo! Bravo!«

»Eine schicke Toilette!« lispelten die Damen. Sie benutzten eifrig Opernglas und Lorgnon. »Bravo! Bravo!«

Es war ein Erfolg. Ein berühmter Kritiker hatte zuerst den Urteilsspruch getan, nun war man sich einig: kein absolutes Meisterwerk, aber es war ein verheißungsvoller, Großes versprechender Wechsel auf die Zukunft. Und für eine Frau, noch dazu eine so junge, ganz ungeheuer.

»Bravo! Bravo!« Man klatschte, daß die Handschuhnähte platzten, man rief: »Heraus!«, man jubelte Beifall: »Bravo! Bravo!«

Ganz hinten im Parkett, wo der darübergebaute erste Rang

drückt und die Luft heiß und dick macht, hatte sich eine Frau erhoben. Sie war aufgesprungen, hatte sich nach vorn geneigt, beide Hände aufgestützt und den Hals lang gereckt. Sie war schon groß; sie schien sich noch nicht groß genug, nun stellte sie sich auf die Zehen. Nichts entging ihr. Röte stieg auf ihre Wangen.

Jetzt brauste neuer Beifall, der Vorhang hob sich noch einmal. Sie zog die Brauen finster zusammen, ihre Lippen zuckten, sie murmelte ein ungeduldiges Wort.

»Elisabeth!« Der Mann neben ihr faßte sie am Kleid und zog sie nieder. Er sah sie von der Seite an mit einem langen, liebevollen Blick; es war auch etwas von Besorgnis darin. Sie bemerkte seinen Blick nicht. Sie reckte den Hals auch im Sitzen, unverwandt starrte sie nach der Bühne.

Jetzt war's zu Ende. Schon rasselte der eiserne Vorhang herunter. Die Freunde stürmten hinter die Bühne, um die Autorin zu beglückwünschen; immer neue Freunde fanden sich [156] dazu. Allen vorauf eilte Frau Widmann; sie feierte heute einen Triumph — hatte sie nicht großherzig und neidlos dies Talent anerkannt und der Freundin treu zur Seite gestanden? Bis auf die Wahl der Toilette hatte sich ihre Freundschaft erstreckt.

Frau Mannhardt ließ sich von ihrem Gatten den kostbaren Abendmantel um die Schultern legen; sie war in Gesellschaftstoilette. Die drei Jahre schienen spurlos an ihr vorübergegangen, sie sah noch ebenso zierlich aus, ebenso pikant mit den klugen Augen und dem feinen Lächeln.

»Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!« rief sie ganz enthusiasmiert.

»Du hast es ja gleich gesagt, Lorle!« Mannhardt sah sich um: waren da nicht ein paar Bekannte? Er stellte den ersten. »Ausgezeichnet, ja, ja — meine Frau hat längst dies große Talent erkannt, sie war gar nicht von dem Erfolg überrascht. Entschuldigen Sie, wir müssen eilen, wir müssen doch wenigstens ein paar Minuten vor unseren Gästen zu Hause sein. Wir erwarten die Autorin. Darf ich bitten, Lorle?« Er reichte ihr den Arm.

Goedecke eilte geschäftig vorbei.

»Kommen Sie nicht zu spät, lieber Goedecke!« Leonore winkte lächelnd mit dem Fächer nach ihm zurück.

»Bin Ihnen sehr obligiert, jnädigste Frau, ich beordere nur soeben den Wagen für unsere jefeierte Autorin. Wir kommen sofort!« Er rief es ihnen mit lauter Stimme nach und rannte dann den Gang hinunter. Vor einer Logentür stieß er auf Bolten, der soeben Alinde Rosen einen Schleier um die rosaseidene Kapuze band. »'n Abend! Auch bei Mannhardts, lieber Bolten ?« fragte Goedecke so im Vorüberstreifen.

»Natürlich!« sagte Bolten. »Ich habe die ersten Versuche der Autorin der Öffentlichkeit übergeben, ich werde doch nicht fehlen. Wir«, er zeigte auf Alinde, »waren eben bei ihr hinter der Bühne, haben beide einen«, er wischte sich den Mund und schnalzte mit der Zunge, »Kuß bekommen!«

[157] Goedecke hatte das letzte schon nicht mehr gehört, er drängte sich durch die Menge, lief die Treppe hinunter, tauschte hier einen raschen Händedruck, erteilte dort einen Nicker und rief dort ein »Servus, Servus!« Er rannte fast gegen eine Dame, die von einem großen Herrn geführt wurde; derb trat er ihr auf den Fuß. Zwei brennende Augen sahen ihn einen Augenblick an. Wo tat er doch gleich das Gesicht hin, es war ihm so bekannt — ah! »'n Abend, 'n Abend!« Es war die Reinharz. Donnerwetter, hatte die eingepackt!

Die Wagen waren fortgerollt, die Menge hatte sich verlaufen, hier und da kamen noch ein paar Nachzügler, schwatzend und lachend. Das Theater war geleert, nur Wohlgerüche aller Art schwängerten noch die laue, verbrauchte Luft. Die Garderobieren zogen ihre abgeschabten Mäntelchen an, die Logenschließer steckten noch einmal ihre Nase in den Theaterraum. Kein Hauch zurückgeblieben von all dem Beifall, kein Wort der Ewigkeit aufgespart; alles gegangen mit den schwatzenden, geputzten Menschen, mit den Kritikern, die nach Hause eilten, um, selbst noch im Verdauen, dem Publikum das Gericht zu zerlegen, das man ihm vorgesetzt hatte.

Unter den Nachzüglern waren auch Wilhelm Ebel und seine Frau. Elisabeth hatte gezögert, ganz langsam Schritt vor Schritt gesetzt; sie ließ sich ziehen. Alle anderen hatten schon den Theaterraum verlassen, da warf sie noch einen letzten langen Blick nach der Bühne hin.

»Komm!« Ihr Mann legte den Arm um ihre Schultern und hüllte sie in den Mantel; steif und stumm ließ sie's geschehen. Als er ihr auch das Spitzentuch um den Kopf binden wollte, machte sie sich ungeduldig frei; sie trat vor den Spiegel. Ein erhitztes Gesicht mit gespannten Zügen und weit geöffneten Augen sah sie an. Man stieß sie, um sie drängte sich die Menge. Leonore Mannhardt ging vorbei und grüßte steif. Auch Frau von Lindenhayn kam an Eisenlohrs Arm vorüber; die immer [158] noch schöne Frau nickte freundlich. Elisabeth neigte mechanisch den Kopf; sie hätte den Gruß gar nicht bemerkt, wenn ihr Mann sie nicht angestoßen hätte. Sie sah niemand.

Ohne ein Wort ging sie an seinem Arm durch die klare Herbstnacht. Eine wunderbar reine Luft, wie nie im Sommer, fächelte die breite Straße entlang.

»Das tut wohl«, sagte Ebel aufatmend, »nach dem da drinnen. Was für ein ungesundes Zeug!«

Ein paar Theaterbesucher, gleich ihnen verspätet, überholten sie. »Genial!« sagte einer. Er schien ein Mann vom Fach. »Ich werde nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Stück zu lenken!«

»Da hörst du's! Da hörst du's doch!« Elisabeth lachte laut auf. »Du stehst vereinzelt mit deiner Ansicht.« Ihr Lachen klang nervös und gereizt.

»Möglich,« sagte er ruhig, »darum ändere ich meine Ansicht doch nicht.«

»Du verstehst nichts.« Sie sprach mit schneidender Ironie. Er drückte ihren Arm. »Meine Elisabeth,« sagte er, sich zu ihr beugend und ihren Blick suchend, »sei nicht verstimmt. Sieh, wie hell die Sterne scheinen! Atme — die Luft ist ein Labsal! Und dann kommen

wir nach Haus, und du machst uns den Tee, dann gehen wir noch einmal zu unserem Kind,« seine Stimme erhielt einen innigen Klang, »zu unserem lieben Kind!«

»Ja«, sagte sie tonlos. — — — — — —

Drei Jahre waren Wilhelm Ebel und Elisabeth verheiratet. Sie waren also noch ein junges Ehepaar, und doch — Elisabeth fühlte sich alt. Lange, lange Jahre zurück lag der Abend ihrer Verlobung. Da hatten Lichter am dunklen Baum gestrahlt, hoffnungsfroh und siegesfreudig war sie aufs Meer der Zukunft hinausgesegelt. Da war ihr Schiff mit Rosen bekränzt gewesen, lustig flatterten die Wimpel im Morgenwind. Freunde begleiteten ihre Fahrt. Freunde?

[159] Als Elisabeth Frau Mannhardt ihre Verlobung mitgeteilt hatte, starrte diese sie an, als spräche sie in einer fremden Sprache. Das verstand Leonore nicht — einen solchen Menschen heiraten? Mit der Freundschaft war es vorbei; ein eiskalter Hauch wehte plötzlich von ihr zu Elisabeth. Diese fühlte das kalte Wehen und zog sich zurück. Sie machte mit ihrem Bräutigam wohl noch einen Besuch bei Mannhardts, empfing auch eine Einladung, aber sie sagte lachend ab. Je größeres Erstaunen die Leute über ihre Verlobung zeigten — und das Erstaunen war allgemein, man zeigte es ihr mehr oder minder unverhohlen —, desto trotziger hob sie den Kopf. Was wollten sie alle? Gott sei Dank, daß sie niemand brauchte. Keinen, nur ihn! Ein eigensinniger Zug setzte sich um ihren Mund fest, und sie war in der Verlobungszeit oft gereizt.

»Das verliert sich in der Ehe sofort,« hatte Frau Kistemacher zu dem Bräutigam gesagt, »ich war geradeso.«

Kistemachers erwiesen sich sehr treu; sie fühlten sich Elisabeth nun doch eine Stufe näher gerückt; ein Geschäftsmann, noch dazu aus kleinen Verhältnissen wie sie auch, das paßte. »Sie haben das Rechte getan«, sagte Kistemacher. »Eine solide Basis, liebe Freundin, dann blüht das Geschäft.« Er bot Ebel das »Du« an.

Frau Kistemacher besorgte für Elisabeth alles, die Aussteuer an Wäsche, die ganze Wohnungseinrichtung. Tagelang lief sie umher, gehetzt wie ein Jagdhund, stürzte alle Augenblicke zu Elisabeth

hinauf, zeigte ihr Proben, dieses, jenes, kam mit Katalogen, mit Porzellan, mit Emaillegeschirr, füllte die kleine, stille Stube mit ihrem Geschwätz, lachte, stöhnte, je nach Bedürfnis, und stellte die Kochtöpfe auf den Schreibtisch.

Elisabeth konnte nicht arbeiten; abends lag sie schlaflos im Bett und machte sich Vorwürfe darüber. Eine Reihe von Entwürfen, eine Kette von Ideen, die sie vorher gehabt, standen um ihr Bett — ungeborene Kinder, die nach Leben schrien. Sie [160] versuchte zu schreiben, sie quälte sich; es gelang nicht. Aufgeregt warf sie die Feder hin, und dann beruhigte sie sich selber: bald war ja die Hochzeit, und danach würde sie wieder arbeiten — ja, arbeiten! Sie beschleunigte die Hochzeit und sehnte sie mit Ungeduld herbei.

Ebel war kein anspruchsvoller Bräutigam, tagsüber war er auf der Bank, nur abends wollte er gern bei seiner Braut sein. Er führte sie auch ins Theater, und da fiel es ihr auf, welch natürliches und gesundes Urteil er hatte; sie freute sich darüber, es war eine Genugtuung, und doch — dort trafen sie andere, die verdarben ihr das Vergnügen. Elisabeth war bekannter gewesen, als sie selbst es geahnt hatte; man gaffte sie an. Und sie merkte Verwunderung an jedem Blick, an jedem Gruß.

Eines Tages erhielt sie die erste schlechte Rezension; Maier schickte sie ihr, ebenso, wie er ihr die guten gesandt hatte. Er schrieb freundlich an den Rand: »Man muß auch solche Käuze hören.«

Es war das erste scharf Tadelnde, das sie über sich las. Da stand etwas von »maßloser Überschätzung«, »Geschöpf der Clique« und so weiter. Sie war außer sich. Frau Kistemacher, die gerade in höchst wichtiger Mission, mit den ersten Mustern der Bettwäsche, kam, wurde beiseite geschoben. »Sehr schön, sehr schön, bitte nachher!« sagte Elisabeth und lief zu Marie Ritter; die war nicht zu Hause. Dann ging sie zu Heider; seit dem Weihnachtsabend war sie nicht mehr hier hinaufgestiegen. Auf den Treppen wieder Kindergequarr, hinter allen Türen Poltern, Töpfeklappern und Gesang. Selbst die Ziehharmonika piepte wieder. Alles wie damals — nur der

Weihnachtsgeruch fehlte, dieser süße Duft. Und in ihrem Herzen fehlte auch etwas. Das pochte wohl ebenso rasch wie damals, vielleicht noch rascher, aber nicht in ahnungsvoller Erwartung, nicht in unbestimmter Sehnsucht. Kein bräutliches Gefühl war in ihr — sie dachte nur an die Rezension. Stürmisch nahm sie Stufe um Stufe. [161] Sie riß an der Klingel und fiel Heider fast in die Arme; sie hielt ihm die Kritik vor die Augen.

Er sah sie verwundert an. »Und *darüber* erregen Sie sich so? Pfeifen Sie drauf! Diese Kritik hat ein Ihnen persönlich Übelwollender geschrieben, darauf will ich wetten. Hahaha!«

Er konnte lachen?!

»Übrigens ist bei aller Bosheit ein Körnchen Wahrheit darin. Die Clique ist mächtig, auch bei Ihnen ist sie's gewesen.«

»Bei mir?!« Wie konnte er das sagen? Sie wurde böse. »Lache drüber!« hatte ihr Bräutigam gesagt, als er spät am Abend zu ihr kam; er hatte viel zu arbeiten gehabt, hungrig und müde saß er nun in der Sofaecke. Mile brachte das Abendessen herein; gleich würde Frau Kistemacher kommen, die sich als Anstandsdame opferte.

Elisabeth schob die Schüssel zurück. »Hier, lies erst!«

Er las. »Lache!« sagte er und lachte selbst. »Wenn sie dich angreifen, mußt du etwas wert sein. Unbedeutende greift man nicht so an.«

Sie beruhigte sich und lehnte den Kopf an seine Schulter.

»Elisabeth, meine Elisabeth,« flüsterte er, »bald meine geliebte Frau!« Zärtlich streichelte er ihre Wangen.

Sie versanken beide in Träumereien; das Essen auf dem Tisch dampfte nicht mehr, es war schon kalt geworden. Plötzlich richtete sie sich auf. »Ich werde arbeiten,« sagte sie hart, »ich werde ihnen zeigen, wer ich bin.« Eine gereizte Entschlossenheit klang aus ihrem Ton, ihre Augen fuhren unruhig umher. »Bald sind wir verheiratet, und dann …«, sie hatte ihn zerstreut angesehen, ihre Blicke schienen sich einzubohren, »dann kann ich arbeiten!«

*

Nun hatten sie schon ein Kind.

Der Knabe schlief fest, als die Eltern an sein Bettchen traten. [162] Wie hübsch er war! Sein blondes Köpfchen lag in die Kissen eingewühlt, und zwei geballte Fäustchen zeigten sich oben auf der Steppdecke.

Ebel zog seine Frau näher heran. »Sieh mal, was er sich für rote Bäckchen geschlafen hat! Prächtig gesund sieht er aus, Gott sei Dank!« Er kniete hin und küßte die kleinen Fäuste.

Um Elisabeths Mund irrte ein flüchtiges Lächeln, sie stand in Gedanken, das Gesicht geradeaus gerichtet. Sie war nicht mehr in dieser kleinen Stube, in der Windeln am Ofen trockneten und der ruhige Atem des schlafenden Kindes einzig zu hören war — sie war weit weg. Sie sah die wechselnden Bilder auf der Bühne und hörte den Beifall des Publikums. Sie sah sich selbst an der Rampe erscheinen, sich verneigen — es war nicht der Zuschauerraum, der sich endlos im Schein strahlenden Lichtes dehnte, in dem immer neue Köpfe auftauchten, immer neue Gestalten — Reihen, endlose Reihen — — — — *es war die ganze Welt*. Alle Menschen drängten herzu, lauschten ihren Worten, und ihre Worte zündeten ein Feuer an, das brannte wie Osterfeuer auf den Bergen. Die Herzen brannten, Tausende von Augen blickten zu ihr auf, Hände reckten sich ihr entgegen — — — — — —

Sie schrak zusammen, Ebel hatte ihre Hand gefaßt. »Laß doch, Wilhelm!«

Er wies auf das schlafende Kind, das zu träumen schien; es bewegte die kleinen Lippen und lächelte.

Sie sah es an mit krauser Stirn. Da lag es so unschuldig, und es hatte ihr doch so viele Schmerzen gemacht, sie gehindert, gehemmt; ihre Schwungkraft gelähmt vor seiner Geburt. Und *nach* seiner Geburt …?! Bereitete es ihr von seinem ersten Schrei an nicht jeden Tag neue Sorgen? Der kleine Körper wollte gepflegt sein, der kleine Geist auch schon. Es war ihre Pflicht, sich dem zu unterziehen, sie war moralisch dazu gezwungen. Und doch war noch anderes da, was sie mächtiger [163] zwang, gebieterischer, was sie zum

Schreibtisch riß, ihr befahl, wie ein Herr seinem Leibeigenen, ihr die Feder in die Hand preßte. »Schreibe!«

Gewiß liebte sie ihr Kind. Sie drückte es oft an sich in stürmischer Zärtlichkeit und küßte sein flaumiges Köpfchen, legte seine Händchen an ihre Wangen, an ihre Stirn, streichelte seine nackten Beinchen, seinen sammetweichen kleinen Nacken. Wer konnte sagen, daß sie ihr Kind nicht liebte?! Es schnitt ihr durchs Herz, wenn sie es rufen hörte; es war an die Tür gekrochen — lieber Gott, auf allen vieren —, »Mam! Mam!« Und nun hatte es sich gestoßen, sich weh getan. Es weinte. Und sie preßte die Hände an die Ohren und starrte auf das Papier — oh, das Weinen drang doch bis zu ihr. Nein, nichts hören! Immer fester die Ohren zugehalten, nicht gehört, nicht gesehen, nicht aufgesprungen! — — —

Sie sah auf ihren Mann nieder. »Laß das Kind schlafen,« sagte sie herb, »sonst haben wir keine Ruhe. Mille ist schon zu Bett, ich kann nicht mehr von ihr verlangen, als sie tut; sie ist alt und schwach.«

»Wir werden noch ein Mädchen nehmen«, sagte er und sah sie besorgt an. »Ich will nicht, daß du dich übernimmst.«

»Wirst du das denn können?« Ein Zug qualvoller Unruhe irrte über ihr Gesicht. »Du hast schon so viele Ausgaben.« Sie setzte sich plötzlich schwer auf den nächsten Stuhl und ließ die Hände in den Schoß fallen.

Sofort erhob er sich von den Knien und trat vor sie hin, ihren Kopf an sich ziehend. »Ach, solche Sorgen!« Er bemühte sich, seinen Worten einen scherzhaften Anstrich zu geben. »Ich brauche doch nicht in ein paar Jahren gleich ein Krösus zu werden. Das kommt schon nach und nach von selbst. Ich werde schon noch ein Mädchen bezahlen können.« Und ernster fügte er hinzu: »Vorderhand verbrauchen wir eben noch, was wir verdienen.«

[164] »Was *du* verdienst.« Und dann murmelte sie: »Ich wollte dir helfen. Ich müßte dir helfen!«

Er schien das nicht zu hören und streichelte unablässig ihr blondes Haar. »Es ist eigentlich unverantwortlich von mir, daß ich dir nicht längst ein zweites Mädchen gehalten habe — ich mache

mir Vorwürfe.«

»Du?!« Sie sagte es in einem ganz eigentümlichen Ton, hob rasch den Kopf und sprang auf, eine qualvolle Unruhe schien sie zu peinigen, mit großen Schritten ging sie vor ihm hin und her. »Was bin ich?!« Sie erhob leidenschaftlich die Stimme, ohne Rücksicht auf das schlafende Kind. »Was leiste ich? Nichts! Gar nichts!« Die Hände an die Schläfen legend, starrte sie zu Boden. »Ich wäre so stolz, auch etwas zu geben; ich habe dir nichts in die Ehe gebracht als die lumpige Aussteuer, mein kleines Erbteil ging dabei zur Hälfte drauf. Du arbeitest, du plagst dich — oh, ich weiß es wohl!« Sie hob den Kopf und sah ihn an mit brennenden Augen. »Du revidierst Bücher, du suchst allerlei Nebenverdienst. Denkst du, ich sehe nicht, wie müde du oft bist? Und ich …«, eine heftige Gereiztheit gegen sich selbst brach sich Bahn, sie sprach ohne jede Logik, »ich faulenze. Ich quäle mich, aber ich schaffe nichts; ich kann nichts mehr, es war ein Zufall, der mir den ersten Erfolg in den Schoß warf. Ich habe kein Talent. Ich sitze am Schreibtisch, ich empfinde und kann's doch nicht in Worte kleiden, ich sehe und kann's doch nicht beschreiben. Alles ekelt mich an; mein eigenes Schreiben, es genügt mir nicht, es ist erbärmlich. Ich verzweifle!« Sie brach mit einem Seufzer ab, der wie ein Stöhnen klang. Mit schlaff herunterhängenden Armen stand sie da und tief gesenktem Kopf. »Ich versprach mir Erfolg,« murmelte sie, »mir, dir! Ich habe gelogen.«

Er hatte ihren leidenschaftlichen Erguß nicht unterbrochen, sondern sie ruhig ausreden lassen. Seine Stirn war zusammengezogen, seine Augen sahen traurig darein, aber er unterdrückte [165] den schmerzlichen Klang seiner Stimme. »Elisabeth, du bist so ungerecht gegen dich! Er zog sie in die Arme. »Du gibst so unendlich viel, viel mehr, als du selbst weißt!« Er küßte sie zärtlich. »Meine liebe Frau!«

Sie ließ sich seine Küsse gefallen, aber erwiderte sie nicht. Plötzlich riß sie sich los, faßte ihn mit beiden Händen vorn am Rock und sah ihm starr ins Gesicht. Ganz nahe funkelten ihre Augen

den seinen. »Kann *die* etwas?« stieß sie hervor. »Sage mir, war der Erfolg gerecht? Kann sie mehr als ich? Du, lüge nicht!« Sie rüttelte ihn.

»Eifersüchtig, Elisabeth?« Er blickte sie ernst an. »Das solltest du nicht sein, du hast es nicht nötig!«

Von einem plötzlichen Impuls getrieben, warf sie sich ihm an die Brust. Das Kind wachte auf mit einem hellen Schrei, die Eltern beachteten es nicht. Elisabeth schluchzte, dazwischen lachte sie.

»Es ist lächerlich — hahaha —, oh, ich weiß es, es ist schlecht von mir! Ich werde schlecht! Wilhelm,« sie klammerte sich mit beiden Armen an ihren Mann, »das waren Höllenqualen. So dazusitzen, das zu hören, zu wissen: Du kannst das besser machen … und doch … doch … ja, ich bin eifersüchtig!« Sie zitterte am ganzen Leib. »Ich schäme mich, ich kann nicht dafür, ich beneide sie alle, alle haben Glück, ob verdient oder unverdient — nur ich nicht!«

»Du bist unbescheiden, Elisabeth! Da sind doch viele, die dich hochstellen, Heider, Erdmann zum Beispiel. Erdmann ist so krank, aber er läßt sich immer deine Sachen vorlesen. Es gibt Kritiker …«

»Oh, nur die Parias der Literatur! Sei still,« unterbrach sie ihn, »die zählen nicht.«

»Und Maier, was hat er gestern noch gesagt?«

»Gut, sehr gut. Aber er freut sich nicht, wenn ich komme. Der Mann will ein Geschäft machen, mit mir macht er keins.

[166] Und ich werde auch nicht mehr schreiben, nein, keine Zeile mehr!« Sie gab sich einen Ruck und richtete sich auf. »Nein, nie mehr!«

»Das wäre Sünde«, sagte er vorwurfsvoll.

»Was willst du?« Sie ballte die Hände. »Ich will mich nicht zerquälen, zermartern, mein Leben am Schreibtisch verbrauchen — um nichts. Sieh mich an,« sie breitete die Arme nach den Seiten und stand wie ans Kreuz geschlagen, »wie sehe ich aus?! Das macht das Nagen inwendig, immerfort — es frißt. Es läßt mir keine Ruhe Tag und Nacht. Ich habe etwas in mir, das treibt mich fortwährend:

voran, voran! Es steht immerfort mit der Hetzpeitsche hinter mir. Und nachts — ach, du weißt nicht, was ich leide!«

War das ein Aufschrei? Kein lauter, und doch gellte er durchs Zimmer, drang in jeden Winkel, packte das Herz und preßte es zusammen. Das Kind im Bettchen richtete sich auf und starrte die Mutter mit großen, verständnislosen Augen an.

»Meine arme Frau!« Ebel war sehr bleich geworden. »Ich weiß es wohl. Was soll ich für dich tun?« Er sah umher, wie hilfesuchend. Sie saß wieder auf dem Stuhl, ganz in sich zusammengesunken.

Er kniete vor ihr nieder und legte beide Arme um ihren Leib. »Ich liebe dich, liebe dich so sehr!«

»Ich will Anerkennung haben,« sie stieß ihn zurück, »ich will Ruhm haben, Ruhm, ja, Ruhm! Nur der genügt mir. Ich will nicht im Staube kriechen, ich will fliegen, hoch über den anderen. Ich muß Anerkennung haben,« sie fuhr sich in die Haare und krampfte die Hände in die schweren Flechten, »ich kann sonst nichts schaffen. Ich bin ausgetrocknet, verschmachtet. Gib mir das!« Sie packte ihn bei beiden Schultern und sah ihn mit glühenden, gierigen Augen an. »Wenn du mich liebst, gib mir das!«

»Ich kann nicht«, sagte er tonlos.

[167] »Siehst du, was vermag die Liebe?« Sie lachte bitter auf. »Nichts!«

Er antwortete nicht, sondern ging mit schwerem Tritt aus der Stube; an der Tür wandte er sich noch einmal um. »Ich werde den Tee jetzt machen.«

»Papa!« krähte das Bübchen hinter ihm drein.

»Sei still, schlafe!« Elisabeth fuhr auf, trat an das Bettchen und rüttelte unsanft an dem Gitter. »Du sollst sofort schlafen!«

Das Kind weinte erschrocken. Da zog es wie Schamröte über das Gesicht der Mutter, sie beugte sich hastig nieder. »Schlaf, Kindchen, schlaf!« Mit zittriger Stimme sang sie, stoßweise kam der Atem; plötzlich versagte ihr der Ton. Sie stürzte neben dem Bettchen auf die Knie, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte herzbrechend, verzweifelt.

Das Kind lachte dazu, es war ihm ein Spaß; spielend zauste es in ihren Haaren.

2.

Eine Hochzeitsreise hatten sie nicht gemacht; am zweiten Tag nach ihrer Vermählung hatte die junge Frau bereits am Schreibtisch gesessen. Endlich war das Ziel erreicht, nun konnte sie wieder ungestört arbeiten! Mit einer Art Rührung hatte sie die Feder ergriffen; Wehmut war auch dabei. Das alte Zylinderbureau, vom Großonkel ererbt, hatte einem neuen Schreibtisch weichen müssen; Frau Kistemacher erklärte kategorisch, es verschimpfiere die ganze niedliche Wohnung. Nun prangte der neue Schreibtisch auf der kleinen Estrade im Erker: braunes, schön poliertes Nußbaumholz, grüne Tuchplatte, allerhand Schnitzereien und Galerien, sehr hübsch, aber doch fehlte Elisabeth die plumpe, behagliche Gestalt des alten. Sie hatte sich schon als Kind in des Onkels Stube dahinter versteckt. Und sie vermißte die vielen Tintenflecke, die unzähligen Spritzer und Spritzerchen auf der Ausziehplatte. Es war, als [168] sei mit dem alten Schreibtisch die alte Sicherheit von ihr gewichen; sie traute sich nicht recht an die Arbeit, und als diese fertig war, gefiel sie ihr nicht.

Ihre Augen sahen schärfer als sonst. »Maßlos überschätzt«, »Geschöpf der Clique« — das waren Worte, die trafen wie Peitschenhiebe; und der Schmerz verlor sich nicht, immer wieder war er da. Sie feilte an ihrem Stil, verbesserte und verbesserte, strich Zeilen aus, nein, Seiten; sie wurde gereizt, ungeduldig und lauschte mit geschärftem Ohr auf das Urteil anderer, sie ward gierig nach Lob. Ein Tadel brachte sie ganz danieder; dann konnte sie tagelang nicht arbeiten. In Tageszeitungen, in Journalen las sie die Kritiken über neue Bücher. Früher hatte sie das nicht getan, da genügte ihr das eigene Schaffen, es füllte sie ganz aus; nun sah sie, da waren auch noch andere, die etwas leisteten, die bewundert

wurden. Früher hatte sie das als selbstverständlich hingenommen, sie war noch nicht mit ihnen in eine Reihe getreten, hatte sie noch von unten mit selbstloser Verehrung angestaunt. Jetzt war das anders.

Es reckte etwas in ihr den Kopf auf, schlängelte sich um ihr Herz und ward größer und größer. War es Eifersucht, war es Selbstkritik, war es Ruhmsucht, war es ernstes Streben? Sie wußte es selbst nicht zu nennen. Immer häufiger konnte sie tagelang nicht schreiben, eine tiefe Niedergeschlagenheit kam dann über sie. Man mäkelte an ihr herum.

Ein Jahr nach ihrer Verheiratung hatte sie ein zweites Buch veröffentlicht; sie hatte daran gearbeitet mit einer leidenschaftlichen Hingebung und einer fast krankhaften Zähigkeit. Damals war sie oft leidend gewesen, mühsam hatte sie sich an den Schreibtisch geschleppt; mit eisernem Fleiß hatte sie die Gedanken gezwungen, die abirren wollten. Schweiß und Tränen waren aufs Papier getropft. Nichts mehr von der Naivität früheren Schaffens, von der befriedigenden Heiterkeit, dem mitleidigen Ernst. Sie lachte und weinte nicht mehr mit den [169] Gestalten, die sie schuf, nein, das war sie selbst, immer nur sie allein, die blutenden Herzens rang, mit sich und mit der Welt.

Das Buch gefiel nicht. Verständnisvolle Kritiker verfehlten zwar nicht, es lobend hervorzuheben; aber was den Erfolg macht, das Publikum, das blieb ganz gleichgültig. Und wo waren die Freunde geblieben, wo die Schmeichler? »Ja,« sagte Maier, als er die ersten hundert Exemplare mit Not und Mühe verkauft hatte, »dabei wird's auch wohl fürs erste bleiben. Wer kauft heutzutage Bücher? Wenn's nicht die Clique macht! Sie haben persönlich für die Leute an Interesse verloren, liebste Frau. Da ist zum Beispiel die Mannhardt …«

»Sprechen wir weiter nicht davon«, sagte Elisabeth mit zitternder Stimme.

Maiers Augen blickten teilnehmend auf die junge Frau. »Übrigens, gleich nach Erscheinen Ihres Buches war Frau von

Lindenhayn bei mir, sie holte es sich selbst. Und gestern sagte sie mir, wie hoch sie Ihr Talent stellt.« Er hatte der Autorin eine Freude machen wollen, das bleiche Gesicht trug einen so düsteren, wirren Ausdruck; nun war er betroffen, denn Elisabeths Lippen zuckten.

»Sehr freundlich«, sagte sie schneidend. »Sie war ja auch nicht meine Freundin.«

Ein Geschöpf der Clique?! Jetzt, wo Elisabeth es nicht mehr war, wußte sie, daß sie es gewesen war. Eine ohnmächtige Wut überkam sie, ein Grimm gegen sich selbst — war sie denn blind gewesen? — und zugleich eine Sehnsucht nach jenen Tagen der Verblendung, in denen ihr der Stern greifbar nahe schien, in denen sie darauflos marschiert war in einem goldenen, fröhlichen Selbstvertrauen.

»Den Stern des Ruhms und tausend andere Lichter im Leben!« Oft dachte sie an diese Worte Leonores, obgleich sie die Lampe in eine Kiste verpackt und auf den Boden getragen hatte. Diese Kostbarkeit paßte nicht in ihre einfache Einrichtung. [170] Elisabeth schalt sich selbst kindisch, sie konnte auch bei diesem Schein nicht arbeiten. Sie wollte im Dunkeln sitzen, sie hatte keine Lichter mehr im Leben.

Und dann wurde ihr Kind geboren.

Im Wochenbett las sie die Kritiken über ihr Buch. »Sind neue da?« fragte sie jeden Tag ihren Mann.

»Ich weiß es nicht, rege dich darüber nicht auf! Du fieberst doch nicht? Du hast so rote Backen.« Die Sorge sprach ihm aus jedem Wort, aus jedem Blick. Er hatte nur Augen für ihr leibliches Wohl und für das Kind. Er war eben ein Philister.

»Geh und suche, ob du Rezensionen findest, geh in ein Café, in ein Lesekabinett. Du mußt doch wissen, wo du Rezensionen findest. Ich will sie lesen, alle lesen!« Sie griff mit unruhigen Händen auf der Bettdecke hin und her, und ihre Augen waren weit aufgerissen.

*

Heute saß Elisabeth an ihrem Schreibtisch. Um sie her war es

still. Sie hatte sich abgehetzt; das neue Mädchen, ein ungeschickter Trampel, der alles zerbrach, alles anbrennen ließ, dazu gern an der Haustür stand und bei dem Burschen vom Hauptmann gegenüber Zeit und Arbeit vergaß, wusch heute. Mit aufgestreiften Ärmeln, bis zur Nasenspitze mit Seifenschaum bespritzt, setzte sie die Küche unter Wasser. »Sehen Sie sich vor, das Wasser läuft sonst durch die Dielen in die untere Etage«, hatte Elisabeth gemahnt. »Wir dürfen eigentlich gar nicht in der Küche waschen.« — Der Junge bekam Backzähne und war sehr weinerlich; man konnte ihn keinen Augenblick verlassen, sonst schrie er durchdringend. Mile mußte ihn hin und her tragen, auf ihrem Schoß schaukeln, mit ihm schäkern, sich ducken und Kuckuck spielen. Die Alte machte ein böses Gesicht, ihr Rücken war steif, das Kinderwarten wurde ihr sauer.

[171] »Ich wer's nich lange mehr machen«, hatte sie zu Elisabeth gesagt. »So leid mir's tut, Sie im Stich zu lassen, aber ich muß mich zur Ruhe setzen. Sie sitzen den ganzen Tag am Schreibtisch, Sie wissen nich, was das heißt, den schweren Jungen schleppen. Und dann das junge Ding, die Berta! Von so 'ner Jöhre muß sich unsereins noch über den Mund fahren lassen.«

Es war Elisabeth mit Zentnerlast aufs Herz gefallen: wenn Mile ging! Wem sollte sie dann das Kind anvertrauen? Mit Blitzesschnelle schossen Schreckensbilder an ihr vorüber — — — das Kind schreit — es stellt sich im Bettchen auf — es lehnt sich übers Gitter — es stürzt heraus, kopfüber. Die gewissenlose Magd schäkert auf der Treppe, sie hört nicht, und die Mutter hört auch nicht, die sitzt am Schreibtisch. Oder an der Straßenecke, wo die Menschen hasten und die Wagen vorüberrasseln, Schienen sich kreuzen, da steht das Mädchen und begafft die Schaufenster, achtet nicht auf das Kind, es krabbelt auf dem Trottoir — plumpe Füße sind seinen kleinen Händchen nahe — es wird gestoßen, getreten — wo ist die Mutter? Die sitzt am Schreibtisch. Oder das Bübchen ist schon älter, es kriecht auf den Stuhl am Fenster, es guckt hinaus, der Wind spielt mit seinen Haaren, und die Sonne vergoldet sein

Gesichtchen — da, ein Lärm auf der Straße — neugierig legt es sich über die Brüstung — immer weiter — immer weiter — seine kleinen Beinchen zappeln in der Luft, es lacht, es jauchzt — — — jetzt ein Schrei! — — — — — —

Elisabeth fühlte es eiskalt über ihren Rücken rieseln. Sie ging noch einmal hinein zu ihrem Kind und starrte es an, als sähe sie es zum letztenmal; sie strich über das blonde Köpfchen, kniete nieder und preßte den Kleinen an sich, lange und heftig. Dann ging sie, mit zusammengezogenen Brauen und einem Zug um den Mund, als litte sie körperliche Schmerzen, wieder hinaus.

[172] Sie saß am Schreibtisch, die Feder in der Hand. Um sie kein Laut, und doch in ihrem Ohr fortwährend der durchdringende Schrei einer Kinderstimme. In der Nacht hatte sie wach gelegen, die Hände auf die Brust gedrückt, wie um das unbändige Klopfen des Herzens niederzuhalten. Nebenan in der Wohnung, auf der anderen Seite des Korridors, schlug die Uhr drei. Sie hörte es deutlich durch die Wand; ebenso ein behagliches Dehnen im Bett; wie die Bettstatt knackte; jetzt ein Gähnen und ein Schnarchen. Das war die Stunde vorm Morgengrauen, in der die Glücklichen schlafen; sie konnte nicht schlafen. Mit brennenden Augen starrte sie ins leere Schwarz. So hatte sie Nächte gelegen.

Es wollte sich in ihr etwas losreißen, es rang nach Gestaltung, es formte sich und zerging wieder und formte sich von neuem in anderer Gestalt; sie warf sich ohne Rast auf ihrem Lager — hin — her — ihr Kopf glühte, ihre Pulse hämmerten, hinter ihrer Stirn tobte eine Flucht gehetzter Gedanken. Sie stemmte sich auf die Hände und saß halb aufgerichtet, die Augen ins Dunkel gebohrt; es wühlte in ihr und drängte zum Licht, sie fühlte Schmerzen in Leib und Seele, schneidend, wie bei der Geburt ihres Kindes.

Und nun war es da. Ermattet lag sie langgestreckt, ihr Atem ging ruhiger. Nun sah sie — da war kein leeres Schwarz mehr. Greifbar deutlich standen Gestalten vor ihr, lächelten sie an, traten dicht an ihr Lager und streichelten sie mit weichen Händen. »Liebe uns, du hast uns unter dem Herzen getragen!« Sie hörte die Stimmen

sprechen, klar und deutlich — lange Reden, Fragen, Antworten — hier war Licht, dort Schatten, die Gestalten verteilten sich auf beide Seiten, und sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie mühelos hin und her zu schieben wie Figuren auf dem Schachbrett.

»Morgen, morgen!« Mit einem Seufzer der Erleichterung, mit einem Erlösungszug um den Mund war die Müde ein[173]geschlafen. Nachdem sie längst schlummerte, schloß erst Ebel die Augen.

Auch er hatte wach gelegen; er konnte nicht schlafen, wenn sie sich ruhelos warf. Nicht das Rascheln der Kissen, nicht der laute, fliegende Atem seiner Frau störten ihn, etwas anderes ließ ihn auf jeden Laut horchen, gleich ihr mit brennenden Augen in das Dunkel starren. Wo waren sie hin, jene Nächte, in denen sie sich an ihn geschmiegt? Von Liebe hatten sie auch damals nicht gesprochen, aber doch waren die Nächte schön gewesen — sie hatte ihm ihre Gedanken anvertraut. Ihre Ideen erhielten Fleisch und Bein, wenn sie sie vor ihm erstehen ließ; sie hatte oft gesagt, es werde ihr leichter, zu schaffen, wenn er darum wisse. Nun ließ sie ihn nicht mehr teilnehmen.

Seit jenem Herbstabend im Theater war sie wortkarg und verschlossen. Sie brütete stumm, ganz in sich versunken. Er sah wohl, es ging etwas in ihr vor, aber er fragte nicht; er scheute sich, mit einem Wort das zu verscheuchen, was vielleicht erst im Aufdämmern begriffen war. So wartete er und wartete trübe Tage, einsame Nächte. Er litt mit ihr. — —

Elisabeth Reinharz schrieb ein Drama. Sie wußte nicht recht, wer ihr einmal gesagt hatte: »Nur das Theater macht berühmt.« Sie hatte das nicht vergessen. Und hatten nicht schon Mannhardts sie darauf hingewiesen, hatte sie nicht dramatisches Talent? Sie war dessen sicher. Aber nur heimlich, heimlich, keinem Menschen etwas davon verraten! Und dann auf einmal mit der Vollendung dastehen, und dann den Triumph von Wlodzimira Starzynska noch übertrumpfen! Was würde ihr Mann sagen? Sie wußte, er litt jetzt, aber dann würde er sich freuen und stolz auf seine Frau sein. Und der kleine Wilhelm? Dem würde sie den Grundstein zu einem

Vermögen legen, ihr schwindelte, wenn sie an die hohen Tantiemen der Bühnenautoren dachte.

Sie war voll von einem fieberhaften Schaffensdrang. Wenn [174] nur nicht die häuslichen Kümmernisse gewesen wären, diese störenden Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens! Man wurde aufgehalten, gehemmt, heruntergerissen von der Höhe; man brauchte dann Stunden, Tage, um mühsam wieder hinaufzuklimmen.

Der erste Akt war fertig, und nun arbeitete Elisabeth am zweiten. Es war ihr heute schwer geworden, sich hineinzufinden — was mochte das Mädchen in der Küche anstellen, und ob das Kind ruhig war? Sie las die Seiten wieder und wieder durch, die sie gestern geschrieben hatte. Das konnte ihr nicht genügen; sie setzte stärkere Lichter auf, und dann gefiel es ihr ganz und gar nicht. Nein, so ging das nicht! Sie verdarb alles, was sie gestern gut gemacht hatte. Unwillkürlich dachte sie an diese Kritik, an jene — welche Fehler sollte sie doch vermeiden? Sie fröstelte, wurde bleich und abgespannt von allem Ändern und Wiederändern. Aber endlich hatte sie sich gefunden, die störenden Gedanken verschwanden, nun konnte sie arbeiten.

Auf ihren blassen Wangen zeichnete sich eine heiße Röte ab, die Feder flog über das Papier. So war's recht! Sie fühlte eine Wollust, das niederzuschreiben, hier alles zusammenzutragen, was sie gesehen, empfunden und — verachtet hatte. Einmal mußte es heraus, sie erstickte sonst daran. Mit satirischer Schärfe zeichnete sie die Schwächen der Gesellschaft, unerbittlich sahen ihre Augen, grausam wahr stellte sie die Gestalten hin, hart wie das Leben selbst.

Sie hatte den Kopf kühn erhoben und sah kaum aufs Papier. Oh, sie war doch etwas! Allen Kleinmut fühlte sie abfallen, sie dünkte sich groß in ihrem Werk. Die Arbeit war wie ein nervenerregendes Reizmittel, das den Augen neuen Glanz gab, den Wangen warme Röte. Es spornte an — nichts mehr von Müdigkeit — es wischte die Enttäuschungen, die Demütigungen fort, es verlieh Selbstvertrauen

und Tatkraft. Sie gab sich ganz ihrer Arbeit hin.

[176] Es hatte geklopft; sie hörte nicht. Nun steckte das Mädchen den Kopf herein. Berta schien etwas verängstigt und trocknete ihre roten Arme unausgesetzt an der nassen Schürze ab.

»Der Hauswirt is da«, sagte sie und bemühte sich, ein recht harmloses Gesicht zu machen. »Es soll 'runterjelaufen sein bei die Leute unten. Is das ein Radau! Man sollte wirklich meinen — na!« Sie setzte eine beleidigte Miene auf.

Bleich stürzte Elisabeth in die Küche, jäh herausgerissen aus ihrer Gedankenwelt; kaum konnte sie Worte finden; sie entschuldigte sich verwirrt bei dem erzürnten Wirt. Sie tat des Guten zu viel; der ungebildete Mensch trumpfte immer mehr auf. Die Mieter unten hätten nach ihm geschickt, der ganze Plafond sei ruiniert, und so weiter. »An einer Stelle trippt es sogar«, sagte er. »Überhaupt beklagen sie sich, Tag und Nacht dies Kindergeschrei!« Es seien gute Mieter, die würde er nicht ziehen lassen, setzte er hinzu.

Ausziehen …? Wie ein drohendes Gespenst tauchte das vor Elisabeth auf. War es denn noch nicht genug der Unruhe? Immer neue? Wochenlang nicht arbeiten können?!

Wie zerbrochen saß sie wieder am Schreibtisch. Wie sollte sie jetzt wieder anfangen? Das Gehirn war ihr wie ausgetrocknet; sie las die letzten Zeilen, und die kamen ihr lächerlich, ganz überspannt vor. So redete doch niemand. Nein, sie mußte sprechen wie der grobe Hauswirt, alltäglich, platt, trivial — nur so sprechen Menschen!

Ein Ekel überkam sie; die Feder fallen lassend, stemmte sie die Ellbogen auf, stützte den Kopf in die Hände und sah mit müden Augen vor sich hin. In grenzenloser Abspannung mußte sie gähnen. Solange man im Steigen bleibt, immer hinauf den Berg, spürt man die Müdigkeit nicht; aber wehe, wenn man stehenbleibt! Dann sind die Knie steif, die Füße schwer, man fühlt die Unmöglichkeit, weiterzugehen. Elisabeth war ganz verzagt, sie konnte nicht mehr. Drei Stunden hatte sie gearbeitet, [176] das war noch nicht viel; war

sie denn so schwach, so leistungsunfähig?

Mit einer gewaltsamen Anstrengung zwang sie sich; sie fühlte, wie ihre Nerven sich anspannten, straff zum Zerreißen, aber es *mußte* sein — heute noch weiter, jetzt gleich, denn morgen kam wieder eine andere Störung — nur keinen Aufschub! Sie biß die Zähne zusammen, ihr Kinn steifte sich, ihr Gesicht wurde streng, wie aus Stein gehauen. Der Kopf schmerzte sie, der Ideengang wollte sich verlieren in ein Labyrinth; wie Irrlichter huschten allerlei blöde Gedanken hin und her, aber mit eiserner Energie suchte sie immer wieder den Pfad auf. Sie ließ nicht ab, sie schrieb, sie strich durch, sie schrieb und strich wieder durch, und nun — Triumph! —, jetzt konnte sie wieder arbeiten! Besser als vorher. Eine trotzige Freude breitete sich über ihr Gesicht, mit keckem Anlauf nahm sie ein Hindernis, und nun noch eins, und nun flog die Feder dahin mit spielender Leichtigkeit, ein wohldressierter Renner, der jedem Schenkeldruck seines Herrn gehorcht.

Sie fühlte keine Müdigkeit und spürte auch keinen Hunger. Flüchtig blickte sie auf die Uhr — nun ja, es war Mittagszeit, aber was tat das? Wilhelm hatte es ihr zur Pflicht gemacht, auszuruhen und genügend zu frühstücken; er kam erst gegen sechs Uhr nach Hause, dann aßen sie. Aber nein, nur keinen Aufenthalt — voran!

Man hörte nichts im Zimmer als das Kritzeln auf dem Papier, als das Wenden der Seiten. Plötzlich ein Klingeln draußen. Das störte sie nicht, dagegen war Elisabeth taub; es war auch der Berta streng eingeschärft worden, wenn die Frau arbeitete, wurden keine Besuche angenommen, wer es auch sein mochte.

Draußen fand eine ziemlich lange, flüsternd geführte Unterredung statt. Nun näherten sich Tritte der Stubentür — nun ein Klopfen — zugleich wurde die Klinke niedergedrückt. »Guten [177] Tag! Na, liebe Elisabeth, wie geht es dir denn? Was macht der Junge?«

Das war Frau Julie Kistemacher, die ihre Jüngste bei sich hatte. »Ich störe dich wohl?«

Die Schreibende war hoch aufgefahren, erschreckt stand sie da,

wie eine aus dem Hinterhalt Überfallene; die Feder rollte aufs Papier und machte einen häßlichen Klecks. Elisabeth war bleich, dann bedeckte sich ihre Stirn mit Zornesröte — hatte sie dem Mädchen nicht verboten, Besuche anzunehmen?

Als ob sie's erriete, sagte Frau Julie: »Dein Mädchen wollte mich erst abweisen, sie sagte, sie sollte keinen Besuch annehmen. Aber ich bin doch kein Besuch. Und wenn man so viel zu tun hat wie ich, und wenn man einen so weiten Weg hat wie ich, will man doch nicht gern an der Tür wieder umkehren. Scheußlich von euch, daß ihr so weit 'rausgezogen seid, bis hier nach Schöneberg! Vor zehn Jahren war hier noch freies Feld — ih, was sage ich, vor sechsen. Man sieht sich ja gar nicht mehr!«

»Ja, es ist sehr weit«, sagte Elisabeth zerstreut; ihre Gedanken waren noch ganz bei der Arbeit.

Frau Kistemacher saß schon auf dem Sofa; ihre Jüngste, ein munteres Mädchen, stöberte im Zimmer herum. »Na, aber im Sommer,« Frau Julie sprach tröstend, »dann kommen wir öfter, dann betrachten wir das als Landpartie, nicht wahr, Gretchen? Du kommst doch gern zu Tante Elisabeth? Sie wollte heute durchaus mit dem kleinen Wilhelm spielen. Laß, Kind, laß, das darfst du nicht anfassen«

Elisabeth war auf die Estrade gesprungen und hatte dem Mädchen ihr Manuskript aus der Hand gerissen; es blätterte neugierig darin. Man schickte Gretchen ins Kinderzimmer.

»Was ich sagen wollte,« Frau Kistemacher zog die Handschuhe aus und knöpfte den Mantel auf, »hast du nicht Lust, dir etwas Schweinefleisch einzupökeln und auch selbst Wurst [178] zu machen? Wir könnten uns zusammen ein kleines Schwein kommen lassen, ich habe die Adresse von nem billigen Schlächter da in deiner Gegend. Du willst nicht? Es macht ja etwas Arbeit, aber es schmeckt doch ganz anders und ist außerdem auch billiger.«

Elisabeth schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Zeit.« Sie fühlte, wie es ihr in jeder Fingerspitze zuckte, es riß sie mit Gewalt — dahin — dahin! Einen sehnsüchtigen Blick warf sie nach dem

Schreibtisch.

Ah so, du schreibst wohl wieder?« Julie Kistemacher schickte einen neugierigen Blick hinüber. »Was denn?«

Elisabeth zögerte mit der Antwort. Sie mochte nicht lügen, und Näheres mochte sie auch nicht sagen. »Ja, ich — ich schreibe«, erwiderte sie gepreßt.

»Also ein Geheimnis. Früher warst du nicht so zurückhaltend, da erfuhren wir gleich alles. Weißt du noch, wie du mit deinen Arbeiten immer heruntergelaufen kamst? Du trautest dich nicht, was aus der Hand zu geben, ehe mein Mann sein Urteil gefällt hatte. Lieber Gott, wie manchen Abend hat er noch spät darüber gesessen! Ja, ja, das war eine schöne Zeit!« Frau Julie schwelgte in Erinnerungen, sie legte sich ins Sofa zurück, ihr frisches, vollwangiges Gesicht bekam einen elegischen Ausdruck. »Das war wirklich ideal!« Sie seufzte. »Ja, ja, es kommt manchmal im Leben ganz anders, als man denkt.« Aufmunternd sah sie Elisabeth an. »Mein Mann sagt, du solltest doch wieder mal was Größeres versuchen, 'nen Roman oder so was. Wenn du verlegen um Stoffe bist, na, ich sage dir, dann mußt du dich an meinen Mann wenden, der erlebt was, sage ich dir! Seit du verheiratet bist, ist es so still von dir!«

Elisabeth wurde rot, sie glaubte aus Frau Kistemachers Worten eine versteckte Geringschätzung herauszuhören. »Du hast wohl mein letztes Buch vergessen?«

[179] »Ach so, das! Ja, ich will dir sagen …« Frau Kistemacher besah ihre Nägel, dann setzte sie sich in Positur. »Da wir gerade davon sprechen, ich bin immer für Aufrichtigkeit: das wäre doch nicht mehr als recht gewesen, daß du uns das Buch geschenkt hättest. ›Laß doch,‹ sagte mein Mann, ›ich werde es dir kaufen.‹ Aber nein, von meiner Freundin kann ich doch wohl die kleine Aufmerksamkeit erwarten! Wir haben es nicht gelesen.« Vorwurfsvoll sah sie Elisabeth an; diese sagte nichts. Frau Kistemacher fuhr fort in einem Ton, der sich allmählich mehr und mehr zuspitzte. »Das ist ja sehr schön, daß du so ganz in deinem

Mann aufgehst, aber du darfst doch deine früheren Freunde nicht gänzlich vernachlässigen.«

Elisabeth reichte ihr die Hand. »Verzeih,« sagte sie müde, »du hast recht, ich habe mich zu sehr eingesponnen. Ich habe keine Zeit.« Es klang sehr kleinlaut.

Frau Julie Kistemacher schnellte vom Sofa auf. »*Ein* Kind, die kleine Wirtschaft, und jetzt sogar zwei Mädchen! So gut habe ich es anfangs nicht gehabt. Du hast doch nicht so viel zu tun!«

»Ich habe nicht so viel zu tun«, wiederholte Elisabeth; ein herzzerreißendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Ich hätte auch nicht so viel zu tun, wenn ich nicht …« Ihr Blick suchte wieder den Schreibtisch; dann senkte sie den Kopf.

»Na, du brauchst doch nicht ums tägliche Brot zu schreiben, was sitzt du denn den ganzen Tag am Schreibtisch? Sehr unrecht!« Frau Julie faßte sie unters Kinn. »Was warst du für'n frisches Mädel!«

Elisabeth nickte nur.

»Du sitzt viel zuviel zu Hause, du mußt dich zerstreuen, öfter was mitmachen. Im Kaufmännischen Verein sind so reizende Bälle. Wir wollen auch mal zusammen in ein nettes Lustspiel gehen, recht was zum Lachen. Oder in den Zirkus. Du gefällst mir gar nicht!« Sie legte den Arm um Elisabeths Schulter [180] und sah sie besorgt an. »Du bist auch mager geworden und hast Schatten unter den Augen.«

»Ich hatte gerade gearbeitet.«

Frau Kistemacher hörte gar nicht. »Ei, du bist doch noch verhältnismäßig 'ne junge Frau! Ein bißchen lebenslustig sein, hörst du? Du bist das deinem Mann schuldig. Die Männer sind nun mal so, sie wollen vergnügte Gesichter um sich sehen. Eine Frau hat sich's immer selber zuzuschreiben, wenn ein Mann sich von ihr abwendet.«

»Meinst du?« Wie ein plötzliches Erschrecken zuckte es durch Elisabeths matten Blick.

»Na, bei deinem brauchst du keine Angst zu haben, das ist ein Musterehemann; aber es fiel mir auf, ich kann es dir nicht verhehlen, er sah neulich schlecht aus. Ich fragte nach dir, da sagte

er: ›Meiner Frau geht's gut.‹ Aber er sagte das so traurig. Ihr habt euch doch nicht gezankt?«

»O nein!« Elisabeth lachte, aber es war ein hartes, klangloses Lachen; und dann, wie sich besinnend, fragte sie hastig: »Du findest, er sieht schlecht aus?«

»*Sehr* schlecht!« Frau Julies rundes Gesicht zog sich in die Länge. »Miserabel. Wie hat der Mann in den paar Jahren gealtert! Wenn ich nur wüßte, was ihr Leutchen macht?!« Sie hob mit einem halb ernsten, halb scherzhaften Lachen drohend den Finger. Und dann klopfte sie der jungen Frau auf die Schulter:

»Kriegt nur erst zwei, drei Kinderchen, dann werdet ihr wieder frischer!«

»Um Gottes willen!« Elisabeth sprang auf und lief wie von Angst gejagt im Zimmer hin und her. »Das wäre ein Unglück!«

»Wieso?« Die andere sah verständnislos drein.

»Ich könnte nicht arbeiten«, murmelte Elisabeth tonlos. »Nein, nein!« Abwehrend streckte sie die Hände aus.

[181] Frau Kistemacher erhob sich entrüstet vom Sofa. »So was zu sagen! Ich würde mich doch der Sünde schämen. Das hätte ich nicht von dir gedacht. Möchtest du es nie bereuen!« Sie knöpfte ihren Mantel zu und zog die Handschuhe an. »Meinst du, deinem Mann wären ein paar gesunde Kinder nicht lieber als deine ganze Schreiberei?« Sie öffnete die Tür und rief nach ihrer Jüngsten; als sie keine Antwort erhielt, lief sie ins Kinderzimmer.

Elisabeth blieb allein zurück; sie stand mitten in der Stube und starrte auf den Teppich. Ihre Blicke bohrten sich ordentlich in das Muster ein; sie rührte sich nicht. Ihr Mann schlecht aussehend?! Ja, er sah schlecht aus. Hatte sie's nicht selbst schon bemerkt? Er hatte Falten auf der Stirn, Falten um den Mund, und das schöne Braun seiner Augen war ohne goldigen Glanz; er saß oft in Gedanken verloren, und dann seufzte er.

Er tat ihr leid —aber warum hatte er sie denn geheiratet? Eine Frau wie sie war kein Spielzeug; sie mußte schreiben, schaffen und konnte keine Rücksicht nehmen. Wie Groll wollte es in ihr

aufsteigen, und doch, sie konnte ihm nicht zürnen — — ach, sie hatte es ja selbst so gewollt!

Jetzt zuckte sie zusammen, Frau Kistemachers Organ war wieder zu hören; sie kam aus der Kinderstube und schäkerte noch im Gang mit dem Jungen. »Adieu, Wilhelmchen! Du armes Jungchen! Adieu!«

Warum sprach sie so? Armes Jungchen — diese Zärtlichkeit hatte etwas Besonderes. Elisabeth riß die Tür auf. Da stand Frau Kistemacher und winkte heftig mit beiden Armen; Mile hielt den zappelnden Knaben. »Adieu, Wilhelmchen, adieu, mein armes Jungchen!«

»So ein süßes Kind!« sagte Frau Julie immer noch in dem gleichen bedauernden Ton. »Komm, Gretchen!« Sie nahm ihre Jüngste fest an die Hand. »Wir gehen jetzt.«

Elisabeth wollte dem Mädchen einen Apfel holen. »Nein, [182] nein, laß nur,« wehrte die Mutter, »wir wollen nicht bei der Arbeit stören. Komm, Gretchen, komm!«

Ehe sich die Entreetür schloß, sah Frau Kistemacher noch einmal in das Gesicht der jungen Frau, es war so blaß, so leidensvoll. Ihre Zuneigung gewann die Oberhand. »Na, Elisabeth, laß dich bald bei uns sehen«, sprach sie gutmütig. »Komm doch mal abends mit deinem Mann ganz gemütlich. Sag', wann wollt ihr kommen?«

»Sowie ich mit meiner Arbeit fertig bin.« Elisabeth wollte die Tür schließen, eine zitternde Unruhe zog sie zurück zum Schreibtisch; sie konnte es kaum mehr aushalten.

Frau Kistemacher blieb noch stehen, jetzt war sie ernstlich böse. »Immer und immer arbeiten«, grollte sie. »Früher liefst du zu Gott und der Welt, und jetzt sitzt du zu Hause wie angeschmiedet! Nimm's mir nicht übel, liebe Elisabeth, es gibt doch auch noch andere, die etwas leisten. Ich lese jetzt ein himmlisches Buch von der Widmann — was die alles studiert hat! Wie schön spricht sie über die Pflichten der Ehe! Drei Kinder hat sie auch, ist mir erzählt worden; die hat doch gewiß ganz anders zu tun als du, und doch sehe ich sie schon alle Morgen früh mit ihrer Freundin, der

berühmten Starzynska, vorbeiradeln. Und im ›Frauenwohl‹ ist sie auch stets. Hab' du dich nur nicht so! — Komm, Gretchen!« Wie eine Gewitterwolke, gejagt vom Sturm, stob sie davon.

Nun konnte sich Elisabeth wieder an den Schreibtisch setzen. Da lockte das weiße Papier, die Feder steckte im Tintenfaß, es war ganz still, heimlich-traulich im Zimmer; die Primeltöpfe, die Wilhelm neulich dort ans Fenster gestellt, fingen an, süß zu duften. Frühe Winterdämmerung schaute durch die Scheiben, stahl sich in jeden Winkel und lullte nach und nach alles ein.

Sie konnte nicht weiterschreiben; sie warf sich aufs Sofa mit einem Jammerlaut und drückte das Gesicht ins Polster. Sie fühlte sich namenlos elend, ihre Nerven waren wie auf Draht [183] gespießt, man hatte ihren Geist auf die Folter gespannt. Wäre die doch nicht gekommen! Nicht genug, daß sie sie herausgerissen hatte aus der schönsten Schaffensfreude, nein, jetzt war sie ganz verzweifelt. Sie wand sich in Qualen; in ihrem Kopf war ein unentwirrbares Chaos von Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Gier und Selbstvorwürfen. Das zuckte, das zerrte, das drängte, das nagte, das bohrte, das stieß; es war, um den Verstand zu verlieren. Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und stöhnte. Dann lag sie auf dem Rücken, regungslos, die Augen geschlossen, die Hände geballt, ganz hingenommen von ihren Gedanken.

Es wurde ganz dunkel. War sie eingeschlummert? Eine dumpfe Bewußtlosigkeit umfing sie; sie träumte von ihrem Stück — so ging der zweite Akt weiter, ja, so war er gut, sehr gut! So mußte der Schluß sein. Ah, was war es für eine Erleichterung, das von der Seele zu haben! Es atmete sich besser, der furchtbare Druck des Werdens, der Tag und Nacht auf der Seele lag, war gewichen; so sanft schlug das Herz, so ruhig ging der Atem. — — — — — —

Mit jähem Schreck fuhr Elisabeth auf. Berta stand dicht vor ihr. Sie trug die Küchenlampe in der Hand; der gelbe Blender warf einen unangenehmen, den Augen wehe tuenden Schein.

»Ich sag's ja immer, die Lampe brennt scheußlich«, sagte Berta. »Daß wir hier keinen Jas haben, in herrschaftliche Wohnungen ist

das doch immer. Oh, Madam,« das Mädchen war gutmütig, »haben Sie sich erschreckt?«

»Nein, nein!« Elisabeth war schon auf den Füßen. »Was ist passiert?«

»Jar nischt!« Berta sah ihre Dame verwundert an. »Wenn Frau Ebel nu mal in die Küche kommen möchte — ich kann mir nich kümmern, ich habe noch mit der Wäsche zu tun, und der Herr wird jleich kommen.« —

[184] Wilhelm Ebel saß seiner Frau beim Mittagessen gegenüber und war erschrocken über ihr Aussehen. Sie schien um Jahre älter, so verarbeitet, an den Augenwinkeln nach den Schläfen zu unzählige kleine Fältchen, und von der Nase abwärts zogen sich zwei tief eingegrabene Linien. War das seine schöne, blühende Elisabeth? Er sah sie an in einer stummen und doch beredten Angst.

»Was siehst du mich so an, Wilhelm?« Sie hatte es sanft sagen wollen, aber es klang gereizt.

»Meine liebe Frau!« Er legte plötzlich die Gabel hin, nahm ihre Hand und küßte sie; dann ließ er die nicht los, sondern drückte seine Augen, seine Stirn darauf. »Du hast wieder zu viel gearbeitet.«

»Hätte ich nur!« Es brach los wie ein Unwetter. »Frau Kistemacher kam und störte mich. Oh, die …!« Sie starrte auf ihren Teller.

»Aber das Mädchen hatte doch Befehl …« Er machte Miene, aufzuspringen. »Berta!«

»Laß nur, laß!« Sie zog ihn nieder. »Das nutzt doch alles nichts. Ich werde immer gestört, immer! Da kommt dieses, da kommt jenes.« Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Hauswirt. »Und Berta ist zu nachlässig. Mile will auch nicht bleiben, ich komme nicht mehr zum Arbeiten. Ich kann nicht mehr arbeiten!«

Ein verzweifelter Zug verzerrte ihr Gesicht, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzustöhnen. »Die Dienstboten, der Haushalt, das Kind,« sie knickte ganz zusammen, »ich kann manchmal nicht mehr!«

»Und da bin *ich* noch!« sagte er traurig. »Oh, was machst du mir

für einen Vorwurf, Elisabeth! Wärst du nicht meine Frau geworden, dir wäre besser.« Er starrte vor sich nieder, die Stirn in finstere Falten gezogen. Draußen ging der eisige Winterwind und stöhnte an den Scheiben. Für Minuten [185] schwiegen sie, eine herzbeklemmende Stille war im Zimmer. Die Speisen dampften; niemand rührte sie an.

»Bist du mir böse?« fragte sie dann scheu, ohne den Blick zu heben.

Er breitete die Arme aus. »Meine arme Frau!«

Sie schien seine ausgebreiteten Arme nicht zu sehen, sondern schüttelte den Kopf. »Du bist arm,« sagte sie schneidend, »ich habe dich betrogen. Was hast du denn? Eine traurige Häuslichkeit, eine Frau, die nichts leistet, eine Frau, die immer mißvergnügt ist, oh,« sie hob die Hände in leidenschaftlichem Schmerz, »sie brauchte es mir nicht erst zu sagen, ich habe es wohl gefühlt: du bist nicht glücklich! Ja, du siehst schlecht aus!« Sie sprang auf ihn zu und drehte sein Gesicht nach der Lampe, der hellere Schein zeigte dessen ganze Traurigkeit. »Bist du unglücklich? Ach ja, ach ja!« Sie schluchzte, ein trockenes, herzabstoßendes Schluchzen ohne jede Träne. »Ich habe dich so weit gebracht. Da ist nichts von Jugend, nichts von Freudigkeit mehr, ich habe sie davongejagt. Ich verderbe dir dein Leben, ich quäle dich!«

Sie fiel vor ihm nieder, ihre unruhigen Hände tasteten an seinem Rock hin und her. »Armer Mann!« Und dann sprang sie wieder auf und hob die Hand und ballte sie zur Faust, ein wilder Blick war in ihren Augen. »Dieses verfluchte Schreiben! Wenn ich’s nur lassen könnte! Es macht dich unglücklich, mich unglücklich, es macht unser Kind unglücklich … es hat mich behext … haha,« sie lachte grell, »ich habe keinen anderen Gedanken mehr, nur schreiben … des Nachts, des Morgens, am Tag … solch ein Unsinn, Makulatur, die zu nichts taugt! Aber ich kann nicht anders!« Ihre Stimme wurde weich; sie weinte. »Wir könnten glücklich sein, du bist so gut, wir haben ein liebes Kind. Aber nein, nein!« Sie schüttelte die wirren Haare aus der Stirn und richtete sich hoch auf. »Ich *will*

etwas erreichen! Ich *will*! Ich *will*!«

[186] Jede Muskel in ihrem Gesicht war angespannt; sie zitterte vor Begier.

»Du wirst etwas erreichen

»Ja, wenn es zu spät ist!«

»Habe Geduld!« Er sah sie bittend an. »Laß uns Geduld haben!«

»Geduld?!« Sie lachte höhnisch. »Wie sagt doch Heider? Nun, ich *pfeife* auch auf die Geduld! Warten, warten ich habe keine Zeit zum Warten. *Jetzt* will ich groß sein, heute, morgen — wenn ich alt und müde bin, brauche ich nichts mehr von der Welt. Jetzt, jetzt!« Sie streckte die Arme aus und zog sie dann wieder an sich mit einer Gebärde, als presse sie etwas an die Brust. »*Jetzt* will ich ihn haben!«

»Elisabeth!« Er legte ihr mahnend die Hand auf den Arm.

»Laß mich nur!« Sie sah ihn zürnend an. »Was verstehst du davon? Du ahnst ja nicht, wie es in mir aussieht. Du kennst nicht das verzehrende Feuer, das in mir brennt. Du weißt nicht, was es heißt, ohne Erfolg arbeiten. Es ist schrecklich, es ist entsetzlich; es peitscht einen mit Dornen voran und reißt einem das Herz in Stücke. Man ist verzagt, matt, zu Tode erschöpft — — und doch immer wieder ein Peitschenschlag. Ach, nur *ein* Erfolg!«

»Ich habe geglaubt, der echte Künstler frage nicht nach dem Erfolg«, sagte er ernst. »Das Höchste sei ihm die eigene Überzeugung.«

»Redensarten!« Sie kreuzte die Arme über der Brust und starrte finster vor sich nieder. »Dann bin ich eben keine echte Künstlerin.«

»Und doch bist du's!« Er war aufgestanden und näherte sich ihr liebevoll. Auf seinem Gesicht stritten Mitleid, Trauer und Zärtlichkeit. »Elisabeth, das sind schwere Zeiten, wir müssen sie gemeinsam tragen. Du hast doch ein Herz, das mit dir fühlt, vergiß das nie! Viele sind ganz allein.«

[187] »Keiner leidet so wie ich«, murmelte sie dumpf.

»Viele.« Er senkte den Kopf.

»Und bin ich denn eine Künstlerin, eine wirkliche, wahrhaftige,

berufene? Oh, diese Zweifel!« Sie rang die Hände. »Wenn mir nur einer die Gewißheit gäbe — bin ich eine?«

Er sah sie voll an. »Ja, du bist eine!« Ein Lächeln ging über sein Gesicht, ein vertrauendes, hoffnungsreiches Lächeln.

»Ja …?« Sie starrte ihn ungläubig an.

»Ja!« sagte er einfach.

Wie ein Erlösungsseufzer kam es aus ihrer Brust; es war ein tiefer, befreiender Atemzug. Langsam trat sie an ihn heran, ganz dicht, ihr Atem schlug ihm mit Gluthauch ins Gesicht, sie verwandte keinen Blick von ihm. »Sag' es noch einmal!« Ihre Augen waren weit aufgerissen und sahen ihn durchdringend an.

Er zuckte mit keiner Wimper. »Und wenn du kein Wort mehr schreiben könntest, und wenn jetzt niemand deinen Namen kennte — du bist doch eine Künstlerin, eine große Künstlerin! Habe Mut!« Sanft streichelte er über ihre Wangen. »Du wirst dich durchringen, deine Zeit kommt noch — ich weiß es.« Seine Ruhe hatte ihn verlassen, er sprach erregt, ein steigendes Rot auf den Wangen. »Ich weiß es!«

»Ist … das … wirklich … wahr …?« Langsam, gleich schweren Tropfen fielen die Worte von ihren Lippen. »Kannst du es mir schwören?« Sie krampfte die Finger in seinen Rock.

»Ich schwöre es dir bei allem, was uns teuer ist, bei unserem Kind, bei unserer Liebe!« Ihre Leidenschaft hatte ihn angesteckt, er ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und zog sie auf seinen Schoß. »Meine liebe, liebe Frau, meine Geliebte, sei unverzagt, sei ruhig, sei heiter! Ich liebe dich ja so sehr!« Er bedeckte ihr Gesicht, Stirn, Mund, Wangen, ihren Hals mit Küssen. »Sag's mir einmal,« eine unendliche Sehnsucht sprach aus seiner Stimme, »du hast es mir noch nie gesagt: liebst du mich?«

[188] Sie lag wie betäubt in seinem Arm; ihre geschlossenen Lider zuckten. Jetzt fühlte er ein Zittern durch ihren Körper gehen.

»Liebst du mich?« flüsterte er dringend, aus trockener Kehle heraus, wie ein verdurstend Schmachtender um Wasser fleht.

Sie öffnete die Augen, aber ihr Blick traf nicht ihn, er war in

fernste Fernen gerichtet. *

»Liebst du mich?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte sie abwesend.

3.

Über den neuen Kirchhof weit draußen im flachen Feld — man sah nur noch die letzten Häuserreihen von Schöneberg quer in die Öde hineingeschoben — wehte der Wintersturm mit ungeahnter Gewalt; er fand kein Hemmnis und sauste dahin, daß das Wasser in den Pfützen hoch aufspritzte und die kleinen Bäumchen längs des Eisenbahndamms sich wie schlanke Gerten bogen.

Sie waren erst im vorigen Jahre gepflanzt, ihre Kronen bestanden aus zwei, drei Ästchen; vor jedem Windstoß beugten sie sich und duckten sich wie furchtsame Kinder — er ließ sie stehen. Aber den einzigen großen Baum weithin, dort die hohe Silberpappel, die wollte er nicht leiden. Er blies gegen sie an mit ungestümer Wut, er zauste sie und verfing sich in ihren Ästen, er rüttelte an ihnen, stöhnend vor Anstrengung: fort, fort, du *darfst* nicht bleiben, alles Hohe muß weg! Krach! Der Stamm war gespalten bis ins Mark; bald würde er sich neigen.

Der Pfiff der Lokomotive tönte schriller als sonst über den Schienenstrang und klang wie ein gepreßter Angstschrei; ein schwarzes, fortreißendes und selbst fortgerissenes Ungetüm, so sauste der Zug dahin. Krächzend flogen Raben auf und zerteilten mit ihren Flügeln den niedergeschlagenen Dampf. Flogen sie? Sie schienen nur zu fliegen, denn sie wurden willenlos mit [189] fortgefegt von dem unwiderstehlichen Luftstrom und flatterten angstvoll. —

Am offenen Grab stand ein Häuflein Menschen, in der großen Einsamkeit zusammengeweht. Mäntel und Röcke blähten sich wie Segel, in der nächsten Minute wurden sie an den Körper geklatscht, und das Wasser wurde aus den Augen gepreßt von dem furchtbar

peitschenden Winde.

Erdmann wurde zu Grabe getragen.

Heider starrte tränenumflorten Blickes dem Freunde nach in das offene Grab; und dann wandte er sich zu den übrigen, er schlug unbewußt den feierlichen, getragenen Ton eines Predigers an:

»Wir gönnen ihm die Ruhe. Es gibt ein Märchen, darin steigt das schönste Weib aus dem Schoß des ewigen Meeres und küßt den am Ufer Harrenden aufs Herz. Nun kann er sie nicht mehr vergessen, sein Herz hat ihren Kuß verspürt, es schlägt nur für sie, er sehnt sich nach ihr zu Tode. Der …« er deutete mit zitterndem Finger hinab in die Gruft, »der war von der Kunst aufs Herz geküßt. Sie hatte ihn ganz. Sie war seine Familie, seine Geliebte, sein Besitz, sein Glück, seine Religion. Sein Leben war ihr Tempel, in dem er sich selbst von heiliger Flamme verzehren ließ für sie.« Heider machte eine Pause; seine Stimme wurde noch feierlicher. »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber werden wir von Angesicht zu Angesicht schauen. — Amen!«

Er weinte laut. »Erdmann, lieber alter Junge, leb' wohl!«

»Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden«, sprach der Totengräber und präsentierte die Schippe voll Sand.

Elisabeth war die erste, die hineingriff, mechanisch tat sie es, mechanisch ließ ihre Hand die nassen Sandklumpen fallen. Weit beugte sie sich über und starrte mit brennenden, neiderfüllten Blicken in das gähnende Loch.

[190] Der eiskalte Regen schlug ihr ins Gesicht, der Wind riß ihr fast die Kleider vom Leibe, sie zitterte, sie fror, und doch war ein unauslöschlicher Brand in ihr; sie stand und starrte und rührte sich nicht vom Fleck. Oh, der da unten! Sie dachte an seine Worte, als sie zum erstenmal mit ihm bei Marie Ritter zusammengewesen war. Damals war sie noch unbefangen, die Kunst war ihr ein Glück, eine Lebensfreude mehr gewesen. »Ich werde hungern und frieren, verlacht sein; wenn ich sterbe, werde ich allein sterben — aber ich werde der Kunst wahrhaftig dienen.« Deutlich hörte sie seine Stimme. Ja, ja — sie schauderte —, so mußte es sein! *So* dient man

der Kunst!

Sie fühlte nicht, daß heiße Tränen ihr über die Wangen liefen.

Der Totengräber und seine Gehilfen arbeiteten rasch bei dem schlechten Wetter. Immer mehr füllte sich die Grube, schon war von dem Sarg und seinem Grün nichts mehr zu sehen. Elisabeth blieb, bis der letzte Spatenstich getan war. Vergebens zupfte sie ihr Mann am Ärmel. »Du wirst dich erkälten, komm!«

Heider flüsterte: »Ich bitte, gehen Sie nach Hause!«

Ihr war, als läge da unten ihr Kamerad, ihr zweites Ich, sie konnte sich nicht trennen. Die paar Leidtragenden hatten sich längst zerstreut, ein paar Kollegen, jüngere Leute mit unbekannten Namen, dann noch ein paar Nachbarn aus dem Hinterhaus. Die Totengräber buddelten mit immer größerer Hast. Nun warfen sie die Spaten hin, nun waren sie fertig, nun würden sie nach der nächsten Destille eilen, um sich aufzuwärmen.

Auch Elisabeth ging endlich am Arm ihres Mannes fort; er führte sie sorgsam und hielt den Schirm über sie. An ihrer anderen Seite ging Heider, aber sie sprachen kein Wort. In der im Kapellenstil erbauten Leichenhalle hatten Marie Ritter und Sörensen gewartet; noch ein Herr war bei ihnen, anständig [191] in Schwarz gekleidet, der trug einen Zylinder. Er lüftete ihn und trat auf Heider zu.

»Habe ich die Ehre, mit Herrn Heider zu sprechen?«

Heider blickte verstört auf, man sah es ihm an, wie unangenehm es ihm war, jetzt einem Fremden Rede und Antwort stehen zu müssen.

»Einen Augenblick, Herr Heider! Gestatten Sie!« sagte der in Schwarz. Sie traten beiseite; man hörte den Fremden nur noch sagen: »Ich bin Berichterstatter; ich bin beauftragt, im Namen meiner Zeitung bei Ihnen anzufragen, ob Sie mir einige Notizen …«

Auf dem Wege zur nächsten Straßenbahnhaltestelle sprach man nur von dem Verstorbenen. Sörensen war gereizt und schalt auf Gott und die Welt. »Die Dichterei, ja alle Kunst ist ein verfluchtes Metier. Es ist am besten, man hängt’s an den Nagel und sieht sich beizeiten nach was anderem um, das seinen Mann nährt und wobei

man sich nicht die Seele aus dem Leibe schindet.« Er fuhr sich über die Augen. »Da möchte man doch lieber Steine kloppen! Armer Stackel!«

Marie Ritter mußte lächeln, trotz aller Betrübnis. »Und doch war Erdmann glücklich«, sagte sie sanft. »Er hat in seinen Träumen gelebt und ist in einem schönen Traum hinübergegangen. Er hatte Atemnot, Heider und ich unterstützten ihn. ›Höher, Kobes,‹ sagte er, ›so … ich fliege … ah, wie schön!‹ Wir hielten ihn noch in den Armen, als er schon längst tot war; wir ahnten es gar nicht, so friedlich war er entschlummert. Er lag da mit einem glücklichen Lächeln.« Marie Ritter reichte Ebel die Hand. »Sie haben ihm so viele Freundlichkeiten erwiesen in der letzten Zeit, Herr Ebel, ihm Wein geschickt und Früchte; das waren ihm immer große Erquickungen.«

Elisabeth sah ihren Mann von der Seite an — das wußte sie ja gar nicht!

Er war rot geworden. Oh, wie gut er war!

[192] Sie hing sich fester in seinen Arm; ihr war sehr elend. Eine grenzenlose Trauer trug sie im Herzen.

Jetzt kam Heider hinter ihnen dreingelaufen, sehr erregt.

»Was sagt ihr?!« rief er ganz außer Atem. »Stellt mich da der Kerl! Ist ein Reporter für irgendeine Zeitung, steckt hier die Nase herein, bringt dann eine Notiz und bekommt seine paar Mark dafür. Muß hier bei dem Sauwetter herumpanschen, damit die guten Spießbürger sich morgen früh beim Kaffee bei der Beschreibung von eines Dichters Beerdigung — ohne Geistlichen, ohne all den gewohnten Klimbim — gruseln. Er war neugierig wie eine Wachtel. Fragte mich aus, ob da nicht irgendwelche nachgelassenen Schriften wären, und so weiter, und so weiter. Er fragte, da war das Ende von weg!«

»Du hast ihn doch ’rausgeschmissen?!« grollte Sörensen. »Ich meine«, verbesserte er sich, »stehenlassen?! Solange einer lebt, kümmern sie sich den Dreck um ihn, ist er aber tot, ja dann, jawoll, dann möchten sie das Geheimste aus seinem Schreibtisch

herausschnuppern. Kobes, du wirst dich doch auf so was nicht einlassen?!«

»Doch!« nickte Heider. Sein blasses, verweintes Gesicht bekam einen getrösteten Ausdruck. »Wenn doch mehr Anfragen kämen! Erdmann würde sich darüber freuen. Er war ein Idealist, es würde ihm guttun, daß wenigstens nach seinem Tode nach ihm gefragt wird. Er hat der Mitwelt nie gezürnt, daß sie sich nicht um ihn kümmerte, er war nur böse auf die, welche die Kunst mißbrauchten. Ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht alles, was ich kann, tun soll, um ihm die Freude zu machen.«

Sörensen brummte etwas Unverständliches, und dann sagte er: »Am Ende setzen sie ihm noch ein Denkmal auf irgendeiner Brücke oder sonstwo, wo es nicht hinpaßt.« Er lachte kurz und trocken.

Also tot, tot mußte man erst sein, um beachtet zu werden?!

[193] Elisabeths Herz krampfte sich zusammen, wie im Traum hörte sie die Reden der anderen; sie dachte an ihr eigenes Geschick.

Finster grollend sah der Himmel nieder, kein einziges Stückchen von klarer Farbe daran, alles wirr durcheinander, grau und schwarz, ringsum eine Einöde und Schmutz und Kälte. Eine trostlose Verlassenheit.

An der Straßenbahnhaltestelle trennte sie sich von ihrem Mann; es war schon über Mittag, und er mußte auf seine Bank eilen, er hatte sich nur mit Mühe freigemacht.

»Fahre rasch nach Hause«, sagte er besorgt zu ihr. »Du siehst angegriffen aus; ziehe trockene Schuhe an, ich bitte dich darum!«

Seine Blicke suchten in ihr Inneres einzudringen. »Mach’ nicht so verzweifelte Augen!« stieß er plötzlich hervor.

Machte sie denn verzweifelte Augen? War es schon so weit mit ihr, daß man ihr die Verzweiflung vom Gesicht ablas? Sie zwang sich zu einem Lächeln und hielt es die ganze Zeit über während der Fahrt in der Straßenbahn fest. Sie wußte nicht, wie traurig dies Lächeln aussah. Augen, die wie erloschen immer vor sich hinblicken, eine vornüber geneigte Gestalt, herabgezogene Mundwinkel, die Gesichtsfarbe sehr bleich — und dann dieses

Lächeln!

Was sollte sie zu Hause? Ihr Stück war fertig, aber sie hatte keinen Mut, es jemand einzureichen. Sie fühlte, wenn man ihr diese Arbeit tadelte, sie gar zurückwies, das würde sie nicht überleben — nein, das nicht! Es war ein Teil von ihr selbst, ein Stück ihres Herzens, Blut und Schmerzen; ihr Glaubensbekenntnis. Wenn man das zurückwiese, woran sie so gearbeitet hatte, Tag und Nacht, wenn man das mit einem kritischen Lächeln beschaute, was ihr heilig war, es gar verhöhnte — nein, das konnte sie nicht ertragen! Lieber hielt sie es verborgen in dem geheimsten Winkel ihres Schreibtisches, sagte keinem etwas davon, zog es nur bei verschlossenen Türen hervor [194] und hielt dann Zwiesprache mit ihrem Werk, berauschte sich daran und wiegte sich in übertriebenen Hoffnungen. Nein, nein, es heimlich halten, es keinem verdammenden Urteil aussetzen! Dann würde sie selbst verdammt sein. Und doch, Ruhe hatte sie so auch nicht. Immer schwebte es ihr auf der Zunge, davon zu sprechen; sie hatte schon die Lippen geöffnet, da hielt eine Scheu sie im letzten Augenblick zurück. Es prickelte ihr in den Fingerspitzen, das Manuskript hervorzuholen. »Seht, das habe ich geschrieben!« Ach, es war eine Qual!

»Sie sehen sehr blaß aus«, sagte Heider. Er hatte sie begleitet; wie ehemals gingen sie miteinander über die Straße. »Sie sind doch nicht krank?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nicht körperlich krank, aber …« Und dann brach es plötzlich aus ihr heraus mit Sturmesgewalt: »Ich leide!«

Sie glaubte sich in jene erste Zeit fröhlicher Kameradschaft wieder zurückversetzt, in der sie ihm gegenüber mit ihrem Vertrauen nicht zurückgehalten hatte. Sie erzählte von ihrem Stück, von ihren Qualen, und sie schloß: »So habe ich denn kein Vertrauen mehr zu meiner Arbeit. Zu all dem, was ich gelitten habe — wer kann die tausend Qualen nennen! —, ist noch der Zweifel gekommen, und der ist schrecklicher als alles andere!« Sie riß den

Schleier herunter, mit einem unterdrückten Schmerzenslaut hielt sie die Hand an die Stirn. »Manchmal glaube ich, ich werde verrückt.«

»Lassen Sie mich Ihr Stück lesen«, sagte er dringend.

»Und wenn Sie es tadeln?!« Sie sah ihn mit glühenden Augen an. »Lassen Sie es mich nur lesen!« »So kommen Sie gleich, gleich! Sie sollen es gleich lesen!« Sie faßte seine Hand und riß ihn mit sich über die Straße. »Wir dürfen keine Zeit verlieren, setzen Sie sich in mein Zimmer, lesen Sie es da. Ich will warten, bis Sie es gelesen [195] haben, eine Stunde, zwei Stunden — ich habe schon so lange gewartet, rasch, rasch!«

Er folgte ihr willig; hier war keine Zeit zu verlieren, das sah er. Das Wasser ging ihr bis an die Kehle. —

Er saß an ihrem Schreibtisch und las, von der kleinen Lampe hell beleuchtet. Sie hockte in einem Winkel des Zimmers ganz im Dunkel, müßig die Hände im Schoß zusammengekrampft, und beobachtete ihn, belauerte seine Mienen; bei jedem Stirnrunzeln zuckte sie zusammen, bei jedem wohlgefälligen Nicken atmete sie auf. Es war ganz still im Zimmer; man hörte nur das Wenden der Blätter und leise, zitternde Atemzüge. Draußen wurde es ganz dunkel; hier innen stand die Zeit still.

Anfänglich war es Heider sehr schwer geworden, mit Aufmerksamkeit zu lesen, seine Gedanken wandelten einsame Wege zurück zum öden Kirchhof im sturmdurchbrausten Feld. Er hätte es nicht für möglich gehalten, aber bald waren all seine Gedanken, all seine Empfindungen hier bei diesen Worten. Er las und las, er war im Bann; eine große Leidenschaft schlug ihm aus diesen Blättern entgegen, ein helles Flammenmeer loderte, eine wilde Anklage reckte die Faust. Da war Kraft, da war Empfindung, da war ein verzweifeltes Ringen, und da war ein Sieg. Es wurde ihm kalt und es wurde ihm heiß, seine Seele wurde mitgerissen, er vergaß alle Kritik. Er atmete rasch und erregt, und dann sprang er auf — jetzt war es zu Ende.

»Frau Ebel! Elisabeth!«

Sie kam aus dem Winkel auf ihn zu, groß, schlank, die Füße

mühsam voranschiebend. »Nun?« Alles, was an Spannung, Erwartung und angstvoller Hoffnung möglich ist, war in dieses Wort gepreßt. »Nun?!«

Er faßte stürmisch ihre Hände. »Famos!« All seine alte Frische war wieder da. »Ich freue mich, ich freue mich von Herzen!« Er schüttelte ihre Hände. »Das haben Sie gut [196] gemacht, *so* wollte ich Sie haben, voll, groß, ganz! Ich …« Er bückte sich und — was er sonst nie getan hatte — küßte ihre Hand. »Alle Achtung! Bravo! Bravo!«

Was war das für ein wundervoller Klang?! Ein himmlischer Klang, der Kranke gesund macht und Tote wandeln heißt.

»*Sie* sagen das?!« Gierig sah sie ihn an, sie wollte sie noch einmal hören, diese seligmachenden Worte. »Sie tadeln mich nicht?!« Sie beugte sich vor und hing an seinen Lippen; auf einmal war sie wieder jung, schön und blühend.

»Jetzt wage ich es nicht mehr, Sie zu tadeln!« Er lächelte. »Sie sind mir zu groß geworden, Frau Elisabeth. Freuen Sie sich, ich freue mich mit Ihnen!«

Sie stand noch immer lauschend, mit vorgeneigtem Kopf, als könne sie nicht genug hören; man sah es ihren Lippen an, daß sie schlürften, Genesung tranken. Ihre Augen leuchteten.

»Oh, Sie!« Sie atmete, als sollte ihr die Brust springen. »Sie geben mir das Leben wieder, Leben, Glück, Gesundheit. Oh, Sie!« Sie trat plötzlich ganz dicht an ihn heran, ihre Augen streiften ihn strahlend. Nun fühlte er einen Kuß auf seiner Wange. »Ich danke Ihnen — danke Ihnen!« Sie lachte und weinte.

Draußen hatte es geklingelt. »Da kommt Wilhelm!« Sie stürzte nach der Tür, ihre Bewegungen waren rasch, mädchenhaft leicht. Schon war sie hinaus, schon hing sie dem Gatten am Halse. »Wilhelm! Wilhelm!« schluchzte sie.

»Was ist denn geschehen?!« Man sah es Ebel an, er war nicht gewohnt, mit einer Freudenbotschaft empfangen zu werden. »Warum weinst du, Elisabeth?«

»Vor Freude, nur vor Freude!« Was sie lange nicht getan hatte,

sie küßte ihn und zog ihn in die Stube hinein. »Hier, frag' ihn! Wilhelm, ich bin wie erlöst! Es ist gut — oh, die Qual —, mein Stück!« Sie sprach mit fliegendem Atem und [197] ließ ihren Mann nicht los; blindlings tastete ihre Hand nach Heider. »Sagen Sie's ihm — er wird sich ja so freuen! So sagen Sie's ihm doch!«

Heider war zurückgewichen; ein seltsames Gefühl zog sein Herz zusammen — er sah die Frau immer noch in den Armen des Mannes. »Ich gratuliere!« sagte er gepreßt.

»Hörst du's? Hörst du's nun?!« Elisabeth lachte, so voll, so sonor. »Nun bist du überrascht, ich habe ein Stück geschrieben, es ist gut, es wird aufgeführt werden, nun kommt der Erfolg, nun ist die böse Zeit vorbei! Freue dich!« Sie lachte wieder.

Ebel fühlte ein wehmütiges Entzücken; so hatte sie lange nicht gelacht, das war das alte, siegesfrohe Lachen. Er preßte sie fester an sich, und dann nahm er ihren blonden Kopf zwischen beide Hände und beugte ihn etwas zurück. Er sah ihr in die Augen. »Warum hast du mir denn nichts davon gesagt?«

Sie zwinkerte mit den Lidern und wurde purpurrot. »Ich … ich wollte …«, sagte sie unsicher, »ich wollte erst eine Gewißheit haben. Ich …«, ihre Miene wurde düster, »ich hätte ein Mißlingen nicht ertragen. Wie ein plötzliches Erinnern zog's über ihr Gesicht. »Ich hätte mich vor dir geschämt«, flüsterte sie.

Sein Blick glitt fragend zu Heider. Dieser hatte sich mit dem Manuskript zu schaffen gemacht; als er Ebels Blick auf sich gerichtet fühlte, sagte er: »Das Stück deiner Frau ist ausgezeichnet. Der Erfolg ist sicher.« Er legte die Hand fest auf die Blätter. »Das *muß* wirken!«

Ebels Gesicht war von einer strahlenden Freude wie verklärt, er zog seine Frau wieder an sich. »Gott sei Dank, Elisabeth!« sagte er. Es kam ihm aus tiefster Seele. — —

Sie ließen den Freund heute nicht fort, er mußte mit an ihrem Tische sitzen. Es verlangte Heider, allein zu sein, und doch mochte er sich nicht trennen, er konnte den Blick nicht von Elisabeth lassen. Das war wieder das Mädchen, an das er [198] heimlich viele

Lieder gerichtet, die er niemand gezeigt hatte und die er niemals veröffentlichen würde.

Elisabeth trug noch das schwarze Kleid vom Begräbnis her; ihre durchglühten Wangen und ihre schimmernden Haare hoben sich reizvoll darüber. Wie sehr verschönt das Glück! Elisabeth sah das selbst im Spiegel. »Glück ist Erfolg«, dachte sie und nickte lächelnd ihrem Spiegelbild zu.

»Hast du keinen Wein mehr?« fragte sie ihren Mann. »Laß uns trinken; ich bin schon wie im Rausch.« Sie sprach aufgeregt. »Gib mir Wein, laß uns anstoßen. Es lebe der Erfolg!«

Ebel sah zögernd auf Heider. Würde es ihn nicht verletzen? Aber Heider nickte zustimmend.

So ging er und holte eine Flasche; es war alter Rheinwein, firn und feurig. »Ich hatte sie noch für Erdmann gekauft«, sagte er leise, als er sie entkorkte. »Das erste Glas zu seinem Gedächtnis!«

Heider stand auf und hob sein Glas mit einer gewissen Feierlichkeit, golden perlte der Wein.

»Auf den Erfolg der Lebenden und des Toten!« sprach er stark.

4.

Man hätte es nicht glauben sollen, der tote Erdmann war in Mode gekommen. Herr Eugen Goedecke hatte die glückliche Idee gehabt, einen Vortrag über den so früh Dahingerafften im Literarischen Klub halten zu lassen, mit Proben aus seinen Schriften. Der Vorschlag wurde mit Akklamation angenommen; niemand Geringeres als Eisenlohr selbst hatte sich erboten, die Vorlesung zu halten. Er genügte einem inneren Bedürfnis, es schien ihm eine Pflicht, dem jungen, kongenialen Kollegen in würdiger Weise den Nachruf zu gestalten.

Der Andrang war groß, der Saal überfüllt, trotzdem man den sonstigen Eintrittspreis erhöht hatte. Im Publikum bildete [199] sich eine Legende vom »verhungerten Dichter«. Man bedauerte das

arme, junge Genie. Irgend jemand hatte herausgebracht, daß ein gewisser Heider den Verstorbenen in rührender Freundschaft unterstützt und ihm liebevoll die Augen zugedrückt hatte. Wer war dieser Heider? Ein äußerst talentvoller junger Lyriker, der wunderbar schöne Gedichte geschrieben hatte. Es traf sich gut, man konnte sie gerade noch den jungen Mädchen auf den Weihnachtstisch legen.

Maier hatte alle Hände voll zu tun gehabt. Eine Ausgabe von Erdmanns sämtlichen hinterlassenen Werken sollte veranstaltet werden. Da war zu sichten und zu ordnen; Heider stand ihm dabei zur Seite. Ein Bildnis des Verstorbenen sollte den ersten Band schmücken; der Nachruf Eisenlohrs war zur Vorrede verarbeitet worden.

Elisabeth hatte Maier in voller Arbeit getroffen, als sie eines Morgens zu ihm gekommen war und ihr Stück gebracht hatte; sie wollte ihn um Rat fragen.

»Einreichen, einreichen«, sagte Maier. Er wühlte gerade in einem Haufen kaum leserlich beschriebener Blätter, zwischendurch kamen auch nur abgerissene Papierfetzen. »Ich stecke jetzt so in Arbeit mit der Erdmann-Ausgabe. Ob ich Ihr Stück drucken will?« Er sah einen Augenblick nach ihr hin, und dann suchte er weiter. »Ja, hm, das will ich schon. Wer weiß — vielleicht läßt sich später damit — sehen Sie, wer hätte gedacht, daß mit dem Erdmann was zu machen wäre! Nun geht er.«

»Ich möchte gern wissen, an wen ich mich zu wenden habe,« sprach sie gepreßt und plötzlich niedergedrückt — sie hatte gedacht, Maier würde erfreuter sein —, »soll ich es einem Agenten übergeben?«

»Bewahre!« sagte der Verleger rasch. »Die schneiden nur Geld. Das Geschäftliche kann ich Ihnen auch machen. Aber die Hauptsache müssen Sie selbst tun — Konnektionen, Konnektionen! Ohne Konnektion kommt man an kein Theater.«

[200] »Auch nicht, wenn das Stück gut ist ?« fragte sie mit zuckenden Lippen.

Maier lachte. »Darüber wollen wir nicht sprechen, das ist ein unerquickliches Thema. Sie kennen doch Goedecke? Wissen Sie was, der ist der Mann dazu!«

Elisabeth wehrte heftig ab. »Unter keiner Bedingung! Ich will keine Protektion, ich brauche keine Protektion!« Sie warf den Kopf hintenüber, eine flammende Röte zeichnete sich auf ihren Wangen ab. »Nein, keine Protektion«, sagte sie noch einmal ganz energisch.

»Nun, dann versuchen Sie's so.« Maier hatte die Achseln gezuckt. »Sie können ja erst mal der Reihe nach an die Theater versenden, aber schicken Sie an die verschiedenen Theater zu gleicher Zeit; hintereinander können Sie's gar nicht abwarten.« —

Elisabeth mußte an jenes Gespräch denken, als sie heute wartete, wartete wie alle Tage. Noch immer keine Antwort, von keinem Theater! Und es war Frühjahr geworden. Der kleine Wilhelm spielte im Sand in den Schöneberger Anlagen. Weiter hinaus, hinter Plankenzäunen, grünten die Stachelbeerbüsche, und an den Straßenecken boten alte Weiber Hyazinthensträußchen feil, auf Tannenzweige gebunden.

Jeden Tag eine neue Knospe, ein neues grünendes Blatt; wenn das so weiterging, war bald der Sommer da. Und immer noch keine Antwort! Elisabeth hatte einen gespannten Zug um die Mundwinkel und einen spähenden Blick in den Augen. In den ersten Wochen war das Warten leichter gewesen, da hielt die Gewißheit baldigen Erfolges stand und verkürzte die Zeit; da träumte sie die schönsten Träume, immer von der Aufführung ihres Stückes. Dann verging die Zeit schon weniger angenehm, gelinde Zweifel tauchten auf — würde das Stück auch gefallen? Mit diesen Zweifeln sich herumzuschlagen war kein Vergnügen, sie schwirrten unheimlich heran wie Fleder[201]mäuse in der Dämmerung, ehe das Licht brennt; man mattet sich ab im Kampf gegen dies gespenstische Ungeziefer, und dann versinkt man allgemach in eine müde Resignation. Warten, warten, in Geduld warten!

Aber dann kam die dritte Periode, die schlimmste: die der verzehrenden Ungeduld. Keinen Morgen klingelte der Briefträger,

ohne daß Elisabeth ihm entgegengestürzt wäre; er kam immer um neun Uhr, aber schon lange vorher stand sie auf der Lauer. Nichts, wieder nichts! Oder nur ein paar gleichgültige Briefe. Es verletzte sie weiter gar nicht, daß ein Zirkular unter den bedeutenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen der Hauptstadt herumging mit der Bitte, Bild und Biographie einzusenden; es sollte ein Prachtwerk erscheinen: »Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.« Elisabeth Reinharz hatte man vergessen. Maier war wütend darüber; sie zuckte die Achseln, es war ihr ganz gleichgültig — sie wartete nur; wartete immer. Nachts lag sie wach, der Schlaf floh sie beharrlich. Dann schrieb sie Briefe in Gedanken, daß sie nun endlich Antwort haben wolle: entweder — oder. Am Tage schrieb sie die Briefe wirklich; sie bat und drängte und wurde brüsk. Keine Antwort! Als hätte sie in ein noch nie erreichtes Land jenseits des Nordpols Tauben entsandt, so verflatterten ihre Briefe, wie jene im ewigen Schweigen, in Nacht und Eis.

Es war nicht mehr zu ertragen.

Draußen schwollen die braunen Knospen mächtiger, heimliche Veilchen fingen an zu duften. Heute mußte Bescheid kommen. Elisabeth hatte vom Aufstehen an ein Beben in den Knien, eine bleierne Schwere in den Gliedern, das Gefühl eines lastenden Schicksals über sich. Ihr Mann war schon um acht Uhr fortgegangen; noch eine ganze Stunde mußte sie allein sein, bis der Postbote kam. Sie wartete in fieberhafter Ungeduld und rannte wie eine arme Maus in der Falle im Zimmer hin und her. Da — endlich —, jetzt klingelte es! Ein plötzlicher Schreck [202] lähmte sie; für Augenblicke stand sie starr, die Augen weit aufgerissen — was würde er bringen, Gutes oder Böses? Nun stürzte sie zur Tür, ihre zitternde Hand konnte kaum den Schlüssel umdrehen.

Der Postbote hielt ihr ein Paket in Buchform hin.

Da — sie kannte das Format —, ihr Stück! Zurück …?

Schwindelnd, taumelnd erreichte sie die Stube. Sie riß die Verpackung ab, schnitt sich die Finger an dem Bindfaden blutig und fühlte den Schmerz nicht. Ein Brief lag dabei.

»Sehr geehrte Frau!

Ich bedaure, das am 5. Dezember vergangenen Jahres freundlichst eingesandte Manuskript nicht annehmen zu können. Die hochinteressante Arbeit hat meinen vollen Beifall, doch ist dieselbe für mein Theater leider nicht geeignet.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Die Direktion.«

Weiter nichts …?! Nicht angenommen …?! Nicht einmal gesagt, weswegen abgelehnt?! Mit einer Redensart abgefunden, wie man einen verschämten Armen von seiner Tür weist, dessentwegen man sich nicht in Unkosten stürzen will.

Elisabeth lachte bitter. Es stieg ihr etwas in die Kehle, bis auf die Zunge, das schmeckte wie lauter Galle. Oh, diese Enttäuschung, diese schreckliche Enttäuschung! Darum hatte sie also gehofft, geharrt wie ein Narr, monatelang?! Deswegen nicht arbeiten, die Gedanken nicht konzentrieren können?! Ja, ja, Narr, Narr, dreimal Narr!

Was würde Wilhelm sagen? Er war so gewiß, so siegessicher, er hatte das Stück gelesen und war begeistert. »Es kann ja gar nicht anders sein,« hatte er gesagt, »es muß gleich angenommen werden.«

Ihr Gesicht verzerrte sich in Schmerz. Das wurde nie angenommen, *nie*! Das war schlecht, das war erbärmlich! [203] Warum redete Wilhelm ihr so etwas vor, er tat es doch nur, um sie zu beruhigen. Hätte er lieber das Gegenteil behauptet, die Enttäuschung wäre nicht so furchtbar gewesen. Eine zornige Lust überkam sie, mit ihm zu schelten. Sie wollte ihm nach, hin auf die Bank, ihn — ja, was wollte sie denn eigentlich?! Wie zerbrochen sank sie auf den nächsten Stuhl. Sie weinte sich die Augen rot und ging umher, als sei ihr das Liebste gestorben; sie brachte die Stunden hin in dumpfem Brüten, bis er endlich wiederkam.

Sie sprach mit ihm, als habe er sie persönlich beleidigt. »Du hast

auch gesagt, mein Stück wäre gut, und nun, nun … es ist zurückgekommen … lies, da!« Sie reichte ihm den Brief.

Er las ihn und legte ihn dann wieder in dieselben Kniffe. Sie starrte ihren Mann an — nicht einmal seine Gesichtsfarbe hatte sich verändert, er war nicht rot und nicht blaß geworden, und er lachte. Er konnte lachen?!

»Und dein Stück *ist* auch gut!« sagte er dann und streichelte ihr sanft die Wange. »Ich kenne dich ja gar nicht mehr! Was hat das zu bedeuten: *eine* abschlägige Antwort?!«

»Ich habe keine Hoffnung mehr«, sagte sie tonlos und senkte den Kopf immer tiefer und tiefer.

»Was ist aus dir geworden?!« Eine plötzliche Ergriffenheit sprach aus seiner Stimme. »Das Warten hat dich nervös gemacht. Wer weiß, morgen schon schreibt vielleicht ein anderes Theater und nimmt es an.« Nun war es wirklich keine trostreiche Redensart mehr, er sprach aus innerster Uberzeugung. »Ich weiß es gewiß, du wirst siegen. Mut, nur kurze Zeit noch Mut!« Er sprach so herzlich und sah ihr so innig in die Augen; sie schöpfte noch einmal Mut, für kurze Zeit.

Als hätten sie sich alle miteinander verschworen, so liefen nun die Antworten der Theater ein. An fünf hatte man’s geschickt, fünf schickten’s auch wieder zurück. Die Begleitbriefe waren mehr oder minder freundlich, Redensarten ohne Belang. [204] »Bedaure sehr, mit Stücken überhäuft zu sein …«, »leider an eine Aufführung wegen des überaus modernen Sujets nicht zu denken …«, »ein schönes Versprechen für die Zukunft, falls die geschätzte Autorin andere Wege einschlägt …«, und so weiter.

Der eine schrieb kurz, der andere länger; es kam alles auf dasselbe heraus: zurück!

Elisabeth las die Briefe nicht zu Ende, nur immer die ersten Worte, dann hatte sie genug. Sie war krank, nicht nur seelisch, auch ihr starker Körper wollte nicht mehr Widerstand leisten; dieses Warten, dieses monatelange Harren hatte die Nerven aufs äußerste angespannt, nun rissen die Fäden. Nun begriff sie Erdmann: ein

Erfolg, nur ein Erfolg, nur der macht wieder gesund!

Sie schleppte sich am Arm ihres Mannes zu Maier; konnte der denn nicht helfen? Sie ging allein in sein Bureau; Ebel wartete unten, er mischte sich grundsätzlich nicht in ihre literarischen Besprechungen.

Er wartete lange. Immer hin und her marschierte er auf dem Trottoir. Frühlingssonnenschein spielte auf den grauen Steinen und vergoldete sie; da war nichts mehr von Wintertrübe und Winterrauheit in der Luft, ein warmes, lindes Wehen kam gezogen und umschmeichelte das Herz mit sanftem Flügelschlag. Ebel fühlte es, es strömte plötzlich ganz in ihn über mit einer zauberhaft schnellen Freudigkeit. Machte es das Grün in den Vorgärten, das rosige Blühen der kleinen Mandelbäume? Im Getriebe des Alltags, in den täglichen Sorgen, im Gram seiner Häuslichkeit, in den getäuschten Hoffnungen hatte dieses Gefühl oft entschwinden wollen, in der letzten Zeit glaubte er es völlig fort; nun war es wieder da.

Er sah sehnsüchtig nach den Fenstern — wenn sie doch *jetzt* herunterkäme! Wie eine Eingebung kam es plötzlich über ihn — sie mußte fort von hier, fort aus diesen durchlärmten Straßen, den hohen Häusern, diesem Stein- und Menschen[205]meer, hinaus in Luft und Sonne. Sich in irgendeinem Waldwinkel vergraben, nichts von der Welt mehr wissen, nur sich geliebt fühlen — das mußte ihr gut tun!

Er blieb nachdenklich stehen und überlegte: wenn er Urlaub nähme und mit ihr und dem Kinde fortreiste, in ihre Heimat vielleicht?! Sie sprach in letzter Zeit viel von den blauschimmernden Kiefernwäldern und den niedrigen Dorfhütten und hatte dabei stets ein eigentümliches Flimmern in den Augen; er glaubte ihrer Stimme eine gewisse Sehnsucht anzuhören. Ja, das würde ihr gut tun, in der heimatlichen Natur würde sie gesund werden! Bessere Zeiten würden kommen, ach ja, bessere Zeiten!

Es war kein selbstisches Empfinden, was ihn seufzen ließ; er dachte nur an sie. Er sah, wie sie sich quälte, und er litt mit ihr.

Hilflos dabeistehen und sehen, wie ein geliebtes Wesen leidet, das ist doppelt schwer. Er nahm den Hut ab und ließ den weichen Frühlingswind um seine heiße Stirn fächeln. Es würde schwer zu machen sein, ein Haushalt hier, ein Haushalt dort — aber es *mußte* gehen. Er rechnete und rechnete.

Da kam sie; er erschrak über ihre finstere Miene.

»Weißt du was, Elisabeth,« sagte er und trat hastig auf sie zu, »sowie es warm ist, wollen wir fort von hier! Ich werde um Urlaub bitten.«

Sie sah ihn erstaunt an.

Er nickte und lächelte. »Ich sehe es gar nicht ein, warum du nicht einmal dahin kommen sollst, wohin du dich doch sehnst.« »Woher weißt du das — woher«

»Ich weiß es.« Weiter sagte er nichts, aber sie errötete merkwürdig, wie er sie durchschaute! Es wurde ihr fast unbehaglich.

»Ich kann nicht fort,« sagte sie rasch, »erst muß mein Stück aufgeführt sein. Es ist mir nun klar, ich *muß* es durchsetzen, koste es, was es wolle!«

[206] »Ruhe dich erst aus, schone dich und fange dann mit frischen Kräften an!« bat er.

»Nein!« Eine hartnäckige Zähigkeit zeichnete sich um ihre Mundwinkel. »Nein, erst das Stück, dann die Erholung. Wie könnte ich ruhig sein, wenn sich mein Schicksal nicht entschieden hat. Wenn einer zum Tode verurteilt ist und man läßt ihn angebunden auf dem Henkerblock noch eine Stunde leben, was hat er dann von dieser Stunde Leben? Ich danke dir!« Sie nahm seinen Arm und drückte ihn. »Nachher, nachher so gern, aber erst das Stück! Maier sagt, ich muß …« Sie brach ab und sah ihren Mann düster und zerstreut an. »Geh nach Hause, Wilhelm, ich muß noch einen Gang machen.«

»Soll ich dich nicht begleiten?« fragte er besorgt; sie sah so blaß aus. Sie richtete sich straff auf, in jeder Muskel trotzige Entschlossenheit. »Du kannst mir nicht helfen, ich muß allein

gehen.«

Sie trennten sich. Er ging ohne Widerspruch, er wußte, der reizte sie nur; aber an der Ecke drehte er sich noch nach ihr um — da stand sie und sah ihm nach. Ihre Blicke begegneten sich, rasch kam sie noch einmal zurückgelaufen, faßte seine Hand und sah ihm in die Augen. »Du bist sehr gut!« — —

*

Herr Eugen Goedecke wohnte Klopstockstraße 9o. »Sprechstunde 5–7 Uhr«, stand an der Tür. Breite, marmorne, mit roten Läufern belegte Treppen führten zum zweiten Stock; auf jedem Treppenabsatz stand eine Palme vor dem Butzenscheibenfenster und ein altdeutsches Stühlchen darunter.

Als Elisabeth klingelte, öffnete ihr ein niedliches Mädchen in Hamburger Häubchen und rosa Kleid. Auf einem silbernen Tablettchen nahm sie die Karte in Empfang; ganz wie in großen Häusern.

[207] »Herr Goedecke läßt bitten!«

Es öffnete sich ein pompös eingerichtetes Zimmer mit Smyrnateppich, geschnitztem Paneelsofa, schweren Übergardinen und vielen Ölbildern. Lauter Porträte von Verwandten, man sah es an den seidenen Kleidern der Damen, an der Behäbigkeit der Herren mit dem dicken Siegelring am Zeigefinger. Überall Nippes und Kunstgegenstände, bunt durcheinandergestellt; Goedecke hatte die Manie, auf allen Auktionen zu kaufen. Da waren Meißener Tassen und Schäferpaare, da Tanagrafiguren, da bronzene Statuetten, da Gipsbüsten, da venezianische Gläser; auf dem Tisch vor dem Sofa eine riesenhafte Alabastervase mit künstlichen Blumen.

»Womit kann ich dienen?« Goedecke kam aus dem Nebenzimmer gerannt; er schien Nachmittagsschlaf gehalten zu haben, seine linke Wange war dunkelrot und zeigte den Abdruck eines gestickten Kissens. »Lange nicht jesehn! Wollen Sie sich nicht placieren?!«

Er hatte es nun einmal im Griff, diensteifrig die Sessel zu rücken. Im stillen überlegte er: was wollte die eigentlich von ihm, tauchte die auch mal wieder auf? Etwas wollen wollte sie. Er setzte sich in Positur.

Elisabeth sah ihn an. In den drei Jahren war er noch röter geworden, noch aufgeblasener; es wurde ihr schwer, die Worte zu finden. Ohne jeden Übergang sagte sie: »Ich wollte sie um Ihren Rat bitten, Herr Goedecke.«

Aha! Er rieb sich die Hände.

»Ich weiß nicht, ob Sie etwas von mir gelesen haben, ich …«

»Na, erlauben Sie mal!« Das ging doch nicht anders, wenn jemand seinen Rat wollte, mußte Goedecke liebenswürdig sein, das war ihm angeboren. »Ich bin doch kein Prolet!« Er tat ganz beleidigt. »Ich jehe mit der jesamten Produktion unserer modernen Literatur Hand in Hand. Ich die geschätzte Autorin von ›Einfache …‹, ›Einfache …‹« Er konnte nicht [208] gleich auf den Titel kommen, zum Glück war ihm noch die Hälfte davon eingefallen. Nun verbarg er das Fehlende unter einem gekränkten: »Hm, hm — nicht kennen? Apropos, da war ich vorigen Sommer in Pontresina, habe lebhaft an Sie jedacht, habe da einen Stoff jefunden — Landleben, Stallduft, Sennerin, Messerstiche und so was —, jroßartiger Stoff, janz was für Sie!«

»Sie sind sehr gütig!« sagte Elisabeth mit eigentümlich ironischer Bedeutung; am liebsten wäre sie aufgestanden und fortgegangen. Aber was half's? Sie brauchte ihn. Konnektionen, Konnektionen allein, hatte Maier gesagt. Sie fühlte, daß sie rot wurde; sie schämte sich. »Ich habe ein Stück geschrieben«, sprach sie dann leise.

»Nanu? Sie …?!« Er sah sie unter hochgezogenen Augenbrauen an. »So. Das ist ja sehr nett.«

»Es soll gut sein.« Der Stolz kam ihr. »Leute, die viel verstehen, haben es mir gesagt.«

»So.« Er stützte das glattrasierte Kinn in die Hand und sah wichtig drein. »Hm. Es jibt heutzutage vielleicht im janzen fünf, sagen wir sechs Leute, die ein Drama zu beurteilen verstehen. Hm.«

»Es *ist* gut!« Mit einer hoheitsvollen Gebärde hob sie den Kopf und sah ihn mit ihren düsteren grauen Augen an, als wollte sie ihn zu Boden schmettern.

Er wurde ganz klein. »Sie sind ja janz exzeptionell bejabt, habe ich ja immer jesagt: starke dramatische Ader. Jewiß sehr interessant!« Er spitzte den Mund.

»Würden Sie es lesen?« fragte sie. Sie hätte lieber gleich sagen sollen: »Sie werden es lesen!«, so befehlend war ihr Ton. Sie ließ den Blick nicht von ihm.

Sie imponierte ihm. Donnerwetter, hatte die ein paar Augen! Er wurde geschmeidig. »Lesen? Ich bitte Sie, mit Verjnüjen!« Er legte die Hand aufs Herz. »Mir 'ne Ehre. [209] Wieviel Stücke habe ich nicht schon protegiert! Und das muß ich sagen, ich habe mich nie jeirrt. Schwertfeger hat den Sukzeß mit der Starzynska auch nur durch mich jehabt. Kassenstück — Kassenstück!«

»Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mein Stück lesen wollten.« Sie zwang sich, eine gewisse Verbindlichkeit in ihren Ton zu legen. »Vielleicht, daß Herr Direktor Schwertfeger dann …«

Goedecke zog die Achseln hoch. »Schwertfeger ist sehr schwierig!« Er wiegte den dicken Kopf bedenklich hin und her. »Aber na, wollen mal sehen!«

»Direktor Schwertfeger hat das Stück bereits gehabt, aber mein Verleger Maier sagte mir, daß ich mich trotzdem durch Sie noch einmal an ihn wenden sollte.«

»Hat er das jesagt? Sagte er das? So.« Über Goedeckes Antlitz glitt ein geschmeicheltes Lächeln.

»Der Direktor schrieb mir nicht, warum er es abgelehnt hätte.«

»Jott, meine verehrte Frau, er hat es jar nicht jelesen. Ich kenne Schwertfeger, er schiebt jerne auf die lange Bank. Und dann,« Goedecke zwinkerte ihr vertraulich zu, »entre nanu, er hat keine Ahnung, keine Initiative. Mit Wadler, seinem Regisseur, arrangiere ich alles!«

Elisabeth erhob sich. »Ich schicke Ihnen also mein Stück, Herr Goedecke.«

Ihre großen Augen sahen ihn an mit einem seltsam verwirrenden Blick. »Und wenn es Ihren Beifall hat, dann …«, sie verzog keine Miene, nur ihre Nasenflügel zitterten leicht, »dann … dann …«

»Na, dann«, lachte er, »verlassen Sie sich janz auf mich. Wird Schwertfeger jesteckt! Meinen Freund Wadler, den«, er schlug sich auf die Tasche, »hab' ich hier« Er hielt ihr siegessicher die Hand hin. »Also schicken Sie mir man jleich das [210] bewußte Opus. Morjen, übermorjen schon werde ich mich dafür einsetzen. Aber nur, wenn es meinen Beifall hat!«

Als Elisabeth die Treppe hinunterstieg, mußte sie sich am Geländer festhalten, das Blut sauste ihr in den Ohren; es war ihr glühend zu Kopf gestiegen und legte ihr einen Schleier mit roten, tanzenden Punkten vor die Augen. Nein, *so* konnte sie nicht nach Hause gehen! Sie fühlte die klaren Augen ihres Mannes auf sich gerichtet und hörte ihn fragen: »Wo warst du?« Sollte sie ihm sagen, bei Goedecke, bei diesem … diesem …! Sie hatte selbst in übermütigen Stunden über ihn gespottet, und nun hatte sie bei ihm — gebettelt!

Eine grenzenlose Scham kam über sie; sie hätte sich auf das Trottoir hinwerfen und rufen mögen: »Tretet alle auf mich! Ich bin nichts anderes wert, als euch unter die Füße zu kommen!«

Wie auf der Flucht jagte sie die Straße hinunter. Nur fliehen, fliehen vor sich selber, das eigene Ich loswerden, dies verzweifelte, gemarterte Ich! In allem Kummer, in allen Enttäuschungen war wenigstens der Stolz geblieben, der Stolz auf sich selber — nun war auch der dahin! Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen: sahen ihr denn nicht alle die Demütigung an? Sie war unten, ganz tief unten. Gehetzt, gepeitscht, rannte sie davon, sie selbst wußte nicht, wohin. Ihre Kleider flatterten im Frühlingswind; die Vorübergehenden sahen ihr nach.

Nun war sie im Tiergarten. Weiter, weiter. Immer dichter wurde der Park, verstohlener die Wege. Oh, sich wie ein wundes Reh im Dickicht verbergen und da verbluten, verbluten ungesehen!

Jetzt kreuzte sie die Fahrstraße zum Neuen See; viele Leute spazierten, eine Equipage rollte heran, Elisabeth mußte zur Seite treten. Zwei Damen saßen darin; die eine mit eleganter Einfachheit gekleidet, die andere auffallend in jugendlich hellen Farben und blumenbeladenem Hut. Es durchfuhr Elisabeth. [211] »War das nicht die Reinharz?« fragte Wlodzimira Starzynska ziemlich laut und drehte sich neugierig um.

»So?« Eleonore Mannhardt zeigte kein Interesse.

Die Einsame am Weg, der die sich drehenden Räder den Staub ins Gesicht wirbelten, hatte die Worte gehört. Oh, Marter auf Marter! Schaudernd sah Elisabeth sich um: jetzt hatte sie die betretenen Wege verlassen, ganz allein ging sie auf dem schmalen Pfad am Wasser, ein feuchter Dunst stieg zu ihr auf, und im Gebüsch lagerten noch die gestorbenen Blätter des vergangenen Jahres und moderten. Tot, tot sein wie sie! Tiefer wurden die Schatten des Abends, der Seespiegel zeigte sich dunkler und dunkler an den Rändern; der Pfad war kaum erkennbar.

Eine ungeheure Todessehnsucht kam auf den Schwingen dieser feuchten Luft. Sie stieg aus der schwarzen Tiefe auf mit verführerischen, lockenden Armen. Sie flüsterte im Rauschen der Bäume.

Sonst kein Laut, kein Ruf, kein Fußtritt.

Sterben, sterben! Elisabeth stand unten am Wasser und starrte hinein, und dann irrte ihr Blick geistesabwesend in die Runde. Kein Mensch … ruhig der See, ruhig der Himmel … aber da … da … ihr starrer Blick belebte sich, ihr steinernes Gesicht zeigte eine Regung: da zog ein Stern auf, blaß, kaum sichtbar am noch nicht ganz dunklen Himmel. Da stand er.

»Mein Stern!« Halb stöhnend, halb schluchzend kam es über ihre Lippen; sie wankte auf den Weg zurück, ihre Füße waren so schwach, aber sie mußte voran, sie *mußte*. Taumelnd erreichte sie die nächste Bank und sank darauf nieder. — —

Ebel wartete lange auf seine Frau; immer wieder sah er nach der Uhr — wo blieb sie? Er sah zum Fenster hinaus und schaute nach

jeder Seite. Es war dunkel auf der Straße. Der kleine Wilhelm war längst zu Bett gebracht worden, der Vater ging und blickte auf das schlafende Kind nieder. Er hatte sich [212] hierher geflüchtet; hier fand er einen Anhalt in der Unruhe, die ihn gepackt hielt, hier mußte er stillstehen, hier konnte er nicht hin und her rennen, immer auf und ab. Wo blieb sie? Er suchte sich in die Züge des ruhigen Kindergesichts zu vertiefen — — so unentwickelt, so inhaltsleer, und doch für ihn eine ganze Welt. Sein Glück. Er wagte nicht, es sich einzugestehen: sein einziges Glück!

Er beugte sich nieder und sog den Atem seines Kindes ein. Wer so ruhig atmen könnte! Wo blieb sie? Eine Angst um sie erfüllte ihn, ihm war, als schwebe ein Unheil über ihr, als müsse er sie halten und schützen.

»Ich werde nervös«, murmelte er und strich sich über die Stirn. Da — er fuhr zusammen —, es hatte geklingelt, sie war's!

»Gott sei Dank!« Er trat ihr entgegen und zog sie in die Stube. »Wo warst du so lange? Du bist ja ganz blaß, ganz kalt! Ich habe mich geängstigt.«

»Geängstigt?« Sie sah ihn mit einem eigentümlich leeren Blick an. »Du hast dich geängstigt?« wiederholte sie; ihre Stimme klang ganz tonlos. »Das tut mir leid.« Sie reichte ihm die Hand, aber es war kein Druck in der Berührung dieser eiskalten Finger; schlapp entglitten sie seinem Griff wieder. »Sei so gut, packe heute abend noch mein Stück ein,« sagte sie, immer mit der gleichen Tonlosigkeit, mit demselben leeren Blick, »es muß an Herrn Eugen Goedecke geschickt werden, Klopstockstraße 90. Ich war eben bei ihm.«

»Bei Goedecke?!« Er sah sie verwundert an.

»Jawohl.« Für einen Augenblick stockte ihr der Atem; sie wurde noch bleicher. »Ich habe ihn um seine Protektion gebeten.«

»Du … Ihn …?!« In Ebels Gesicht stieg langsam eine Röte. »Du machst wohl Scherz?« Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr.

»O nein! Ich habe um seine Protektion gebeten, Herrn [213] Goedeckes Protektion!« Sie betonte jede Silbe und verschmähte es,

einen milderen Ausdruck zu wählen. Noch einmal sagte sie: »Herrn Goedeckes Protektion. Ich brauche Protektion.«

Ebel setzte sich schwer auf den Stuhl am Tisch. »Du um Protektion bitten? Und bei diesem Gecken, den du selber für nichts hältst?!« Er stützte den Kopf in die Hand. »Das tut mir sehr leid.«

»Packe nur das Stück ein,« sagte sie, »es hilft nichts mehr. Sie biß die Zähne aufeinander.

Er sah sie ernst und traurig an. »Das hättest du nicht tun dürfen, Elisabeth!« Seine Stimme klang strenger, als sie sie jemals gehört hatte. »Du stehst zu hoch, um dich so zu demütigen. Früher warst du stolzer. Wie konntest du … Protektion … und von … Goedecke!« Er faßte sich an den Kopf. »Wie konntest du das tun?«

»Konntest du … konntest du …« , sprach sie ihm nach. »Stolzer?! Hahaha!« Sie lachte grell auf. »Du hast keine Ahnung, was weißt du von der Kunst?!« Sie stemmte beide Hände auf den Tisch, beugte sich vornüber und starrte ihren Mann mit glühenden Augen an. »Die frißt einen mit Haut und Haar, sage ich dir; mit allem, was an einem ist. Die saugt einem das Mark aus den Knochen. Da,« sie streckte ihre beiden durchsichtigen Hände aus, »das sind nicht mehr meine Hände, meine Arme, mein Kopf, meine Brust, mein Herz, mit fieberhafter Geschwindigkeit tastete sie an sich herum, »alles gehört ihr, alles! Oh,« sie fuhr sich mit einem Stöhnen nach den Schläfen, »sie macht einen unbarmherzig gegen sich selbst, gegen andere. Man geht über Leichen. Man hat keine Ehre mehr, keinen Stolz, kein Gewissen. Sie macht einen zitternden, hündischen Sklaven aus einem, sie macht einen toll, rasend!« Sie beugte sich immer weiter über den Tisch, in ihren Blicken schien sich der Wahnsinn zu entzünden, rastlos fuhren ihre Augen hin und her. »Glaubst du, ich, ich selbst bin es gewesen, die da [214] hingegangen ist und gebeten hat und Protektion erbettelt? Meine Füße wollten nicht — sie wurden gezwungen. Schritt für Schritt mußten sie machen … *mußten* … sie gingen die Treppe hinauf … sie standen vor der Tür … sie traten in die Stube. Und dieser Mund, wollte der sprechen? Er *mußte*. Die Zunge rührte sich, die Lippen formten

Worte, die Stimme gehorchte — — ich mußte, ich *mußte*!« Sie wußte nicht mehr, was sie sprach; die Leidenschaft riß sie fort. »Ich würde mich noch mehr demütigen,« schrie sie, »ich würde sogar zu Eisenlohr gehen, ich würde zu Frau Mannhardt gehen, ich würde alle bitten, alle! Ich bin verrückt, ich weiß es. O Gott, nur ein Erfolg! Ich bin besessen, ja, ich bin schlecht!« Sie schrie es laut in wilder Selbstanklage, ihr blasses Gesicht stierte unheimlich, jede Fiber an ihr zitterte; ihre hohe Gestalt duckte sich tiefer und tiefer. »Oh, ich bin schlecht, ich bin erbärmlich!«

»Elisabeth!« Er suchte ihren Vorwürfen Einhalt zu tun. »Du sollst nicht so sprechen. Du versündigst dich, du bist krank, du …«

Sie überschrie ihn. »Ich möchte sterben, hörst du, sterben! Aber sie läßt mich nicht sterben — ich muß leben. Immer gepeitscht, immer gehetzt, immer gequält, unglücklich … verzweifelt …« Die Stimme versagte ihr.

»Und *das* ist die Kunst?« Verstört, entsetzt sah er sie an.

»Das ist die Kunst!« sagte sie schneidend.

5.

»Hochgeehrte Frau!

Ihr Stück verdankt seine Entstehung einem ganz originellen Einfall. Ich habe mir drei Tage Bedenkzeit erbeten, um mir, da ich viel Wert auf Stil und Ausführung lege, über seine eigentliche Signifikation klar zu werden und Ihnen keine fälschlichen Elogen zu machen. Analog meinem Charakter verhehle [215] ich Ihnen nicht, daß Ihr Stück einige schwache Seiten hat (siehe Tabelle).

1. Warum ist der Ort der Handlung aufs Land verlegt? Sowohl Vorder- als Hinterhaus der Großstadt bilden ein anziehenderes Milieu.

2. Warum stirbt der Bauer am *Tage*, noch dazu in der Mittagsstunde? Man merkt zu sehr die Absicht; die Mittagsglocke ist in der betreffenden Szene ein rein äußerliches, theatralisches

Effektmittel. Die meisten Leute sterben in der Nacht.

3. Warum bringen Sie die Geistlichkeit auf die Bühne? So etwas ist zu vermeiden, weil es Anstoß erregt.

4. Warum betritt die Gutsherrschaft die Bauernstube, noch dazu ein ungelüftetes Sterbezimmer? Das ist unnatürlich.

5. Warum diese Karikaturen der städtischen Gäste? Die Städter sind als Träger der Kultur aufzufassen.

6. Warum dieser unharmonische Schluß? Dem Publikum sind Anhaltspunkte zum Klatschen zu geben.

Ich habe Ihnen vorstehende Exposition gegeben, da es Ihnen an der Hand dieser ein leichtes sein dürfte, die kleinen Mängel zu beseitigen. Im übrigen ist das Stück ein ausgezeichnetes, für dessen Erfolg, falls Sie die kleinen Änderungen vornehmen, ich garantiere. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig und schüttle Ihnen die Hand mit kollegialem Gruß.

Ergebenst
Eugen Goedecke.

P. S. Heute werde ich das Stück Direktor Schwertfeger überreichen — die Saison drängt — und meinem Freund Wadler die nötigen Winke erteilen. Spätestens übermorgen haben Sie Bescheid.«

*

Diesen Brief hatte Elisabeth empfangen; nun wartete sie. Acht Tage waren bereits vergangen — noch keine Antwort.

[216] Wieder stieg sie die rotbelegten Stufen zu Herrn Goedeckes Wohnung hinauf.

»Ah, sehr anjenehm, werte Frau. In der Tat, Sie müssen sich wundern, aber ich bin wirklich noch nicht dazu jekommen, Ihr Stück … ich bin mit Jeschäften überhäuft,« Goedecke wand sich verlegen, »aber heute, heute sofort werde ich es Schwertfeger

überreichen.« Er warf sich in die Brust und pustete die Backen auf. »Es ist doch immerhin eine Verantwortung. Aber wenn ich es rekommandiere — nur ruhig, echauffieren Sie sich nicht!«

Endlich, nach vierzehn Tagen, kam wieder ein Brief von Goedecke. »Erwarte Sie morgen Punkt zwölf Uhr vor der Tür des Theaterbureaus. Schwertfeger will Sie sprechen.« — —

Es schlug zwölf. Elisabeth war schon eine Viertelstunde zu früh dagewesen. Jetzt war es ein Viertel nach zwölf, jetzt halb eins — sollte sie die Verabredung vielleicht falsch verstanden haben?

Endlich erschien Goedecke; er kam in einer Droschke angefahren, hatte unaufschiebbare Geschäfte gehabt. Er hatte sich unmenschlich beeilen müssen, um halb eins schon da zu sein.

»Courage,« sagte er zu Elisabeth, die sehr blaß war, »er beißt nicht!«

Durch den Theaterdiener schickte Goedecke seine Karte hinein; es dauerte eine ganze Weile, der Direktor war nicht zu finden. Endlich kam der Diener wieder und meldete: »Herr Direktor läßt bitten, er ist augenblicklich auf der Bühne beschäftigt.«

Der Diener ging voran. Hier war Elisabeth noch nie gewesen. Schmale Gänge und winklige Ecken, kleine Treppchen und geheime Türen, ein Gewirr von unbekannten Räumlichkeiten. Allerhand Requisiten an den Wänden und verstaubte Kulissen. Ein paar dunkle Stufen führten seitwärts hinab zur Orchesterloge; man sah in ein gähnendes, schwarzes Loch — den Theaterraum. Goedecke spielte den Cicerone, er war hier ganz [217] zu Hause. Links, rechts Türen, nun wieder ein Treppchen hinauf.

»Servus, servus!« Goedecke machte zwei Diener hintereinander. »Jestatten Sie, Herr Direktor — die Autorin!« Schwertfeger begrüßte Elisabeth artig und sah sie mit einiger Neugier an. »Sehr verbunden, gnädige Frau, daß Sie sich hierher bemühen! Ich hätte mir sonst erlaubt … aber ich weiß wirklich nicht, wo mir der Kopf steht … so viel zu tun … muß so vielerlei Ansprüchen gerecht werden. Wadler, Wadler! Ist Wadler da? Rufen Sie Wadler her!« fuhr er den Diener an. »Gnädige Frau, darf ich bitten!« Er bot Elisabeth galant die

Hand. »Treten Sie einstweilen hier ein.« Er öffnete eine kleine Tür und wies hinein. »Fräulein Maschkas Garderobe. Wadler wird gleich kommen.« Damit zog er sich zurück.

Es roch nach Puder und nach Schminke. Auf den einen Pfosten des Toilettenspiegels war eine Perücke gestülpt, der andere trug einen blonden Haarzopf. Alles schien durchfettet zu sein, der Teppich und die Chaiselongue und vor dem kleinen Fensterchen die Gardine. Elisabeth hatte sich die Garderobe einer ersten Schauspielerin eleganter gedacht; man konnte kaum atmen, die ganze Luft war erfüllt von einem parfümierten Dunst.

Goedecke ging leise pfeifend in dem engen Raum auf und nieder. Er zupfte bald hier, bald dort, guckte in jenen Karton, in diesen und untersuchte alles. »Fein!« Er hob den langen blonden Haarzopf in die Höhe. »Steht der Maschka jroßartig. Wissen Sie was, schreiben Sie doch im Stück vor: lange Haarzöpfe. Macht Ihnen die Maschka riesigen Effekt.«

Elisabeth antwortete nicht, sie war sehr aufgeregt. Draußen hörte sie Hin- und Herrennen, Poltern auf der Bühne, Rufe: »Wadler, Wadler! Wo ist Wadler?«

Da — sie fuhr auf —, die Tür öffnete sich, ein unbekanntes Gesicht guckte herein. »Herr Wadler schon hier?«

[218] Draußen rief's wieder: »Wadler! Wadler!«

Endlich! Der Gesuchte schien gefunden. Man hörte Stimmen vor der Tür.

»Bitte, Herr Direktor!« Der schlanke, nicht große Mann mit dem ausgeprägten Charakterkopf — Hakennase, dünne Lippen, scharfe Augen —, bekomplimentierte den Direktor hinein.

»Oberregisseur Wadler!« Schwertfeger stellte vor. Dann lächelte er zerstreut. »Also, lieber Wadler, Sie werden mit der geschätzten Autorin verhandeln, ich habe gar keine Zeit.« Er war schon halb auf dem Sprung.

»Einen Augenblick, Herr Direktor!« Wadler sprach sehr bescheiden und leise, und doch klang es sehr bestimmt. »Also führen wir das Stück der gnädigen Frau auf?«

»Ja, wenn Sie meinen, lieber Wadler, wenn Sie meinen! Sie kennen ja meine literarischen Prinzipien. Sie sind der Praktiker. Gestatten, gnädige Frau,« er küßte Elisabeth die Hand, »daß ich mich empfehle. Habe noch eine Konferenz. Mein Oberregisseur wird mir über alles referieren. Also auf Wiedersehen bei der ersten Probe … ich selbst werde die Inszenierung übernehmen … ich bin furchtbar eilig … auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!« Er lächelte verbindlich und verschwand.

»Na, so 'ne wichtige Konferenz …?« Goedecke zog die Augenbrauen hoch und blinzelte Wadler verständnisinnig an.

Dieser hielt die Hand vor den Mund und flüsterte. Elisabeth glaubte etwas von »Gläubiger« und »Vergleich« zu verstehen.

»Also, meine gnädige Frau,« der Regisseur ging mit Ernst zur Sache über, »eins muß ich Ihnen aber gleich von vornherein sagen: Sie müssen den Dialekt ändern. Ich bitte Sie, das Stück spielt auf dem Lande, in Posen, Pommern oder so wo — *wer* soll das bäuerliche Kauderwelsch reden? Schlesisch geht noch allenfalls, aber auch schwer. Wir müssen die [219] Dialektstellen ins Wienerische übertragen, das spricht jeder nur halbwegs gebildete Schauspieler.«

»Das geht nicht.« Das Blut stieg Elisabeth in die Wangen. »Wenn das Lokalkolorit verlorengeht, steht mein Stück gar nicht mehr auf den Füßen.« Sie lächelte halb ungläubig — es war wohl Scherz? »Ohne das Lokalkolorit? Das ist unmöglich!«

»Lokalkolorit hin, Lokalkolorit her! Meine gnädige Frau,« Wadler zuckte die Achseln, »glauben Sie einem alten Theaterpraktiker: Lokalkolorit, was heißt Lokalkolorit?«

»Ich kann unmöglich … nein, ich werde nicht …«

»Habe ich's Ihnen nicht jleich jesagt?« fiel Goedecke triumphierend ein. »Warum die Aktion aufs Land verlejen? Den ersten Akt im Hinterhaus, den zweiten Akt im Vorderhaus, *das* macht sich jut; fällt der olle Dialekt ganz weg. Aber Sie wollten ja partout nichts ändern!«

»Sie werden sich doch entschließen müssen, meine gnädige

Frau«, sagte Wadler. »Wenn ich auch nicht so weit gehe, wie Herr Goedecke — *dieser* Dialekt ist unmöglich.«

»Aber die Bauern da reden doch so!« Sie wurde ungeduldig.

»Ich war als Charakterdarsteller in Riga, in Wien, in Karlsruhe, in Frankfurt am Main, in Petersburg, in Hamburg, in New York engagiert — — ich habe überall nur wienerisch gesprochen.«

»Ja, Wadlerchen, Sie können was!« Goedecke klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. »Was, wir beide?! Wir sind nämlich Landsleute,« wandte er sich an Elisabeth, »wir sind beide mit Spreewasser jetauft … ach so, Sie sind ja jar nicht …! Na, schadet nischt, wir sind beide helle.« Er lachte wohlgefällig.

Wadler schien gar nicht zu hören und schwelgte in Erinnerungen. »Ja, das waren Zeiten! Da könnte ich Geschichten erzählen.« Sein Mund spitzte sich. »Wenn Sie [220] mich recht schön bitten, gnädige Frau, gebe ich Ihnen einen *wirklich* packenden Stoff, aber«, er klopfte sich auf den Mund, »ein andermal. Nun zum Geschäft!« Sein Gesicht wurde wieder ernst. »Noch eins, gnädige Frau! Sagen Sie mir nur: warum — um alles in der Welt — dieser Schluß?«

»Sagte ich's nicht, sagte ich's nicht?!« Goedecke triumphierte. »Janz meine Meinung. Viel zu abrupt. Optimistischer, optimistischer! Ein freundlicherer Blick in die Zukunft!«

Wadler wandte sich dringend an Elisabeth. »Durch diesen Schluß gefährden Sie den ganzen Eindruck Ihres Stückes. Meine langjährige Praxis lehrt mich, daß Stücke mit einem solchen Schluß, bei dem man nicht recht weiß, was nun eigentlich wird, durchfallen.«

»Aber das kann sich doch jeder denken! Sind denn lauter Idioten im Theater?« Elisabeth sagte es schärfer, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte.

»Sie sind naiv!« Wadler lachte. »Denken, denken … Das ist doch ein bißchen viel verlangt: denken soll das Publikum auch noch, wenn es sich amüsieren will?!«

Sie sah ihn groß an. »Amüsieren …? Sie sollen sich ja gar nicht

amüsieren.«

Er lachte herzlich. »Gnädige Frau, Sie sind noch sehr jung in der Praxis. Zu einem guten Bühnenschriftsteller gehört vor allen Dingen eine gewisse Kulanz, ein … ein … wir wollen sagen: ein allgemein menschliches Entgegenkommen, eine Rücksichtnahme auf die Wünsche des Publikums.«

»Und wenn er die nicht hat?«

»So wird er ewig durchfallen.«

»So«, sagte sie finster. Und dann: »Ich ändere meinen Schluß nicht. Ich *kann* ihn nicht ändern!«

Aber hören Sie mal!« brauste Goedecke auf.

Wadler machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Sie wollen doch, daß wir Ihr Stück aufführen, gnädige Frau?«

[221] Sie nickte stumm.

Er zog die Achseln hoch. »Wenn Sie den Schluß nicht ändern wollen, ist es für uns unmöglich. Es ist sowieso schon ein gewagtes Unternehmen. Aber dann haben wir einen Krach aus dem Effeff.«

»Sagen Sie mir eins,« bat sie hastig, »finden Sie denn den Schluß nicht gut?«

»Aber ja doch, freilich!«

Sie sah ihn erstaunt an. Er lächelte. »Liebe gnädige Frau, wenn wir vom literarischen Standpunkt aus redeten — aber so! So begreifen Sie doch,« er ereiferte sich ordentlich, »wir sind doch nun mal beim Theater, müssen den Theaterverhältnissen Rechnung tragen, volles Haus zu machen suchen. Kasse — Kasse! Wir müssen leben!«

»Leben …«, sagte sie wie verloren. »Und wir …?!«

»Sie müssen auch leben, natürlich! Aber lebt denn ein Autor, wenn er nicht aufgeführt wird? Was nutzt es Ihnen, wenn Sie nach Ihrem Tode aufgeführt werden? Bis dahin ist der Geschmack des Publikums vielleicht ein anderer geworden aber was haben *Sie* dann davon?!« Er sah ihr forschend ins Gesicht.

»Ich *kann* nicht!« Sie senkte den Kopf.

»Auf der Dialekt- und Schlußänderung müssen wir bestehen.

Nun?« Er war erstaunt. Elisabeth hatte sich erhoben und schritt der Tür zu.

»Ich empfehle mich«, sagte sie tonlos. »Wir verstehen uns nicht. Ich will gehen.«

»Aber meine gnädige Frau!«

»Was, was? Ich bringe Ihr Stück an, und Sie …« Goedecke hielt sie mit Gewalt zurück.

»Seien Sie doch nicht eigensinnig, gnädige Frau!« Wadler nahm ihre Hand. »Sehen Sie, wenn ich mich nicht für das Stück interessierte, wenn ich mir nicht was davon verspräche, [222] würde ich Sie ruhig gehen lassen. Sie haben Prinzipien, schön. Sie wollen aufgeführt sein, schön. Wir haben aber auch Prinzipien, wir *müssen* sie haben. Wir wollen Sie aufführen, schön; aber da müssen Sie von Ihren Prinzipien ein klein wenig nachlassen, ein winziges Opfer bringen gegenüber dem ungeheuren Risiko, das wir eingehen.« Er erschöpfte sich in Beispielen, Beweisführungen, Beteuerungen und schloß: »Glauben Sie mir, wenn Sie keine Konzessionen machen, sind Sie tot. Sie werden nie aufgeführt, *nie*!«

»Sehen Sie: Konzessionen, Konzessionen!« Goedecke schnappte nach dem Wort. »Konzessionen — wie ich's Ihnen schon schrieb!«

»Nein, ich kann … ich *kann* den Schluß nicht ändern!« Elisabeth hob die Hände wie zu einer stummen Bitte und krampfte sie dann ineinander. Sie schwankte. »Ich … kann … nicht!«

»Sie werden müssen.« Wadlers Stimme klang ganz kühl. »Andernfalls können wir uns zur Aufführung nicht verpflichten.«

Ihr schauderte — — nicht aufgeführt?! Ein Zittern überlief ihre ganze Gestalt. Nicht aufgeführt! Sie wurde totenblaß, öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ihre Lippen zuckten wie im Krampf. Sie versuchte zu sprechen, die Stimme versagte ihr noch einmal, dann klang es heiser: »Den Dialekt … den …« sie würgte jedes Wort mit Gewalt heraus, »den Schluß … den … ändern Sie !«

*

Die Proben hatten ihren Anfang genommen; in dieser Saison noch sollte das Stück der Reinharz zur Aufführung kommen. »Fällt es durch, tut's um die heiße Zeit nicht viel Schaden«, hatte Wadler zu Goedecke gesagt. »Macht's was, kann es Schwertfeger vielleicht noch herausreißen.«

[223] Goedecke war von einer wahrhaft aufopfernden Liebenswürdigkeit. Er hatte bemerkt, daß Wadler etwas von dem Stück hielt, nun begleitete er die Autorin bei ihren Besuchen.

Zuerst war Egbert Schoenfließ zu berücksichtigen. Dieser versprach sich etwas von der Rolle; er würde in der Gestalt des modernen Menschen eine famose Leistung geben — und aussehen würde er …! Egbert Schoenfließ hatte schon das bewundernde Flüstern sämtlicher Damen in den Ohren.

Dann kam die Maschka an die Reihe. Auf Wadlers Anraten hatte ihr die Autorin ein schön gebundenes Exemplar des Stückes geschickt mit einer eigenhändigen Widmung.

Fräulein Silvia Maschka empfing Elisabeth in ihrem verführerischsten Negligé, war von einer ausgezeichneten Liebenswürdigkeit und umarmte die Autorin stürmisch. »Wenn das Stück nicht gut wäre, würde ich sonst die Rolle übernehmen?« Sie fegte mit einer langen rosa Schleppe über den Teppich. »Da können mich die berühmtesten Autoren bitten, wenn mir eine Rolle nicht gefällt, spiele ich sie eben nicht. Aber Sie, liebste Frau, Sie …«, wieder eine stürmische Umarmung, »Sie haben mich gerührt, ergriffen.« Sie tupfte mit dem parfümierten Taschentuch auf die bepuderten Augenlider. »Mit welch packender Verve läßt sich die Heldin darstellen! Da ist alles echt, Empfindung, Sprechweise. Ich werde mir eine neue Perücke machen lassen, blonde Zöpfe und ein süßes, weißes Kleid, wie die Unschuld auf dem Lande es zu tragen pflegt. Ich stehe für den Erfolg.« Die Maschka stand hoch aufgerichtet, ihr Organ hob sich zu mächtiger Fülle. »Ich spiele Ihnen die Rolle!«

Die übrigen kamen weniger in Betracht. Da war noch der sterbende Bauer — der alte Rabe würde den ganz gut geben, er

hatte von Natur schon einen krächzenden Husten, den konnte er hier trefflich anbringen. Und dann die verführte Magd? Der kleinen, achtzehnjährigen Bremer, dem mageren Ding mit den [224] unschuldigen Augen, war die Rolle wie auf den Leib geschrieben; der glaubte man's, die war zu dem Kind gekommen, sie wußte selber nicht, wie.

»Alles bestens inszeniert!« Goedecke hatte geschmunzelt.

Auf Elisabeths Gesicht war kein Lächeln erschienen, sie blieb ernst, fast traurig. Mit einer nervösen Angst klammerte sie sich an ihren Mann. »Komm mit, du mußt mich zu den Proben begleiten!«

Er konnte nicht, da er seinem Beruf nachgehen mußte. Elisabeth kam sich in der Welt des Theaters wie verloren vor; was sie empfunden hatte im tiefsten Innern mit einer fast schmerzhaften Wahrhaftigkeit, ging so leicht aus dem Mund dieser Leute. Sie war entsetzt. Bei der ersten Probe markierten sie nur, kein Mensch konnte seine Rolle. Ganz verschüchtert saß sie im verdunkelten Parkett; draußen war's heiß, hier innen wie in einem Keller. Es fröstelte sie. Eine Todesangst überkam sie, eine zärtliche Sorge um ihr Stück; nervös stand sie auf, wollte etwas sagen und wußte doch nicht was. Nur *so* nicht, so durfte es nicht sein!

»Meine gnädige Frau, ruhig, wird schon alles. Nur nicht dreinreden!« beruhigte Wadler. »Wenn nur erst jeder mal weiß, wo er zu stehen und wie er sich zu bewegen hat. Auf die Worte kommt's erst später an!«

Sie setzte sich wieder. Hier wurde geändert, dort wurde zugefügt, da gestrichen. »Glauben Sie einem Theaterpraktiker«, rief Wadler alle Augenblicke von der Bühne herunter und kam dann mit katzenartiger Geschwindigkeit über die Brüstung der Orchesterloge ins Parkett geklettert. »Nur ruhig, meine gnädige Frau! Aber wie Sie's da geschrieben haben, so können wir's wirklich nicht machen; das Publikum lacht, es lacht einfach, sage ich Ihnen. Das verstehen die Leute nicht, das sind sie nicht gewohnt. Wir müssen so etwas … so etwas …«, er wiegte mit den Händen sacht hin und her, »etwas ihnen Gewohnteres [225] einfließen lassen. — Bremer, steck' den Leib

doch nicht so raus, man glaubt's dir schon! — Rabe, realistischer! Wie oft soll ich's Ihnen denn sagen, realistischer! Spucken Sie nach rechts, nach links. Noch mal! So,« er machte es vor, »tüchtig krächzen, das wirkt. Zum Henker noch mal, können Sie denn nicht hören?!« Er schrie.

Wadler war berüchtigt grob, besonders gegen Anfänger und Invaliden des Theaters. Anders verhielt es sich mit Egbert Schoenfließ und der Maschka; die waren die Rettungsanker des schwankenden Schiffes, die hatten beide ein großes Publikum. Sie waren virtuose Künstler, eine unüberbrückbare Kluft trennte sie von den übrigen Mitspielenden.

»Herr Schoenfließ, würden Sie die Güte haben, eine kleine Wenigkeit mehr vor … so … wunderschön, wunderschön! — Bremer, wie oft soll ich dir's denn sagen, pflanz' dich nicht so ungeschickt hin, du verdeckst ja Herrn Schoenfließ ganz. Zur Seite, Donnerwetter, zur Seite!«

Das magere Persönchen den großen Mann verdecken?! Elisabeth empfand ein inniges Mitleid, die Kleine weinte, sie sah so verhungert aus, so schmal und hatte so große, unschuldige Kinderaugen.

Fräulein Maschka beklagte sich, man habe sie auf den Fuß getreten.

Wadler stürmte auf die Bühne. Mit ausgebreiteten Armen, wie man eine Herde scheucht, jagte er die übrigen in den Hintergrund. »Lassen Sie Platz für Fräulein Maschka! Platz! Zurück!«

Fräulein Maschka war noch nicht zufrieden. »Ich kann so nicht spielen«, sagte sie erregt. »Ich stoße an Rabe. Und Schoenfließ ist mir auch im Wege. Sie inkommodieren mich.«

»Zum Donnerwetter, Rabe, so gehen Sie zurück!«

»Aber mein Bett steht doch hier, ich liege doch im Bett«, wagte der schüchtern einzuwenden.

[226] »Lieber Schoenfließ, dürfte ich Sie vielleicht bitten, in dieser Ensembleszene etwas mehr nach rechts und nach hinten. Bitte sehr!«

Schoenfließ rührte sich nicht. *

»Nur ein klein wenig — ein paar Augenblicke, Fräulein Maschka hat nicht Platz.«

»So soll sie nicht wie eine Wütende toben. Hier, sehen Sie?« Schoenfließ zeigte auf die seidene Klappe seines eleganten Gehrocks. Sie war abgerissen. »Ich weiß nicht, *wer* hier der Inkommodierte ist.«

»Ich habe ihn gar nicht angefaßt!« Das schöne Organ der Maschka schlug in einen unangenehmen Diskant um.

»Das nennen Sie ›nicht angefaßt‹?« Hohnlächelnd hielt ihr der erste Liebhaber die Klappe unter die Nase. »Ich nenne das ›abgerissen‹.«

Ein leises Beifallsgemurmel ließ sich vernehmen und unterdrücktes Lachen. Der alte Rabe verschluckte sich.

»Donnerwetter, Rabe, wenn Sie husten, gehören Sie in ein Sanatorium, aber nicht aufs Theater! Ruhe!« Wadler sprang zwischen die gereizten Parteien. »Liebe Maschka, Sie haben sich von Ihrer Leidenschaft hinreißen lassen … großartig … aber bitte doch etwas weniger, ein kleines Wenig weniger! Lieber Schoenfließ, darf ich Sie bitten, haben Sie Geduld! Noch einmal diese Szene.«

»Ich spiele nicht!« Die Maschka warf hin, was sie gerade in der Hand hielt.

»Aber, liebe Maschka, liebstes Kind, ich bitte Sie, Sie werden doch nicht …?! Bedenken Sie die Autorin! Gnädige Frau, gnädige Frau,« Wadler winkte ins Parkett, »helfen Sie doch bitten! Liebe Maschka, denken Sie an uns! Sie werden uns doch das nicht antun?!« Er sprang um die Maschka herum.

»Wenn ich nicht einmal die Hand ausstrecken soll, kann ich nicht spielen, ich bin nicht aus Pappe, nicht aus Steifleinen.« [227] Sie ließ ihre Augen zur Seite nach Schoenfließ rollen. »Ich habe Leidenschaft, ich kenne dann keine Schranken — ich bin Künstlerin!«

Wadler stieß einen unerklärlichen Seufzer aus. Dann klang seine Stimme schmeichelnd. »Sie sind großartig in der Rolle, liebe

Maschka, unvergleichlich! Sie werden einen Riesentriumph feiern. Also noch einmal diese Szene, bitte, noch einmal!«

»Ich spiele nicht!« Die Maschka stampfte auf.

Elisabeth wurde bleich vor Schreck. Was tun, wenn die Maschka nicht spielte? Sie hatte sich zwar die weibliche Hauptrolle anders gedacht, viel weniger äußerlich, viel mehr innerlich — aber die Maschka war nun einmal der Liebling des Publikums, und die Schönheit hatte sie für sich, und an einer großen theatralischen Leidenschaft fehlte es ihr gewiß nicht. Wo so rasch eine andere finden? Das Herz fing ihr an zu zittern.

Wadler blieb ganz ruhig. »Ja, dann müßte ich's mal so versuchen. Bremer, komm mal her, mach' du mal die Szene! Wird am Ende auch gehen.«

Schon spielte die Maschka. — — —

Jeden Tag neue Aufregungen. Der Direktor ließ sich zuweilen sehen; dann saß er im Parkett neben der Autorin und sagte ihr Verbindliches. Er war in aller Eile sehr entzückt. »Das haben Sie wunderschön gemacht, ganz wunderschön!« Er baute fest auf den Erfolg des Stückes. Elisabeth wünschte, er wäre einmal bis zum Ende geblieben; die Maschka gefiel ihr im letzten Akt so gar nicht, und die Schlußänderung von Wadler traf sie wie ein Schlag ins Gesicht.

Sie sprang auf. »Das geht nicht! Darf ich mir erlauben, Herr Wadler — bitte, Fräulein Maschka!«

Der Direktor zog sie erschrocken am Kleid nieder. »Um Gottes willen, reden Sie Wadler nicht drein. Der weiß schon, was er tut. Wenn der nicht mehr mitmacht, sind wir pleite.« [228] Er lachte, es sollte ein Scherz sein, aber sein Lachen klang hohl in dem leeren Raum.

Ein paar Augenblicke später kam Wadler von der Bühne herunter. Elisabeth war unruhig, mit nervöser Ungeduld, den Vorgängen da oben auf der Bühne gefolgt. Sie war rot und blaß geworden, war aufgestanden und hatte sich gesetzt und war wieder aufgestanden.

»Pst!« flüsterte Wadler ihr zu; er machte ein ernstes Gesicht und hob warnend den Finger. »Nur nicht Mißfallen zeigen! Reden Sie um Gottes willen der Maschka nicht drein, gnädige Frau, sie ist — eine Künstlerin.«

Näher rückte der Tag der Aufführung. Eine brennende Julihitze draußen. Der Himmel blendend wie blanker Stahl, blendend auch das Weiß der Häuser; der Asphalt heiß wie ein durchglühter Rost, jeder Windhauch fegte Staubwolken auf, grauschwärzlich und schwer wie Asche.

»Kein Theaterwetter«, seufzte der Direktor, als er in die Kostümprobe angekeucht kam, und wischte sich den Schweiß von der triefenden Stirn. Er sah sehr blaß aus. »Ihr Stück muß uns herausreißen«, sagte er zu Elisabeth und drückte ihr krampfhaft die Hand. Da — er zuckte zusammen; ein Theaterdiener huschte herein und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er wurde noch blasser. Er versuchte zu lächeln, lächelte auch, aber der umherirrende Blick seiner Augen, das Zittern seiner Lippen straften dieses Lächeln Lügen.

»Der Theaterrestaurateur ist ausgerückt.« Schwertfeger schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war. »Weg … aus Furcht vor Pfändung … alles mitgenommen … Porzellan, Gläser, Tischzeug. Kein Mensch kriegt jetzt was zu trinken.« Er stöhnte. »Was machen wir da?! Wadler, Wadler, einen Augenblick!«

Wadler kam; trotz der Hitze stand kein Tropfen Schweiß auf seinem hageren Gesicht.

[229] Der Direktor fuhr sich wirr durchs Haar. »Denken Sie, die Restauration ist geschlossen! Der Mensch ist weg, hat alles mitgenommen. Was sagen Sie?«

»Müssen wir uns eben anders zu helfen suchen.« Wadler sprach ohne langes Besinnen. »Meine Frau wird ihr Tischzeug, Gläser und Teller herschicken. Sie haben jedenfalls noch mehr von dem Zeug als ich, Herr Direktor. Reicht’s nicht, borgt man noch was unterderhand. Bier legen wir auf, irgendein Restaurateur findet sich schon.« Er sagte es ganz ruhig und veränderte nicht einmal die

Farbe. Er war ein alter Theaterpraktiker.

6.

Der Tag der Aufführung war da. In der Nacht hatte Elisabeth merkwürdig traumlos geschlafen, ganz ruhig. Ebel war oft aufgewacht, hatte sich über sie gebeugt und im stillen Grau der Sommernacht ihr ins Gesicht gesehen. Ein Lächeln lag darauf; nur zwischen den Augenbrauen über der Nasenwurzel war eine tiefe Falte. Die war schon eingegraben.

Und nun rüsteten sie sich zum abendlichen Theatergang; ganz früh wollten sie da sein, ehe irgendein anderer Besucher kam. Eine merkwürdige Entschlossenheit war über Elisabeth gekommen; je näher die Entscheidung, desto ruhiger sie. Ebel war viel aufgeregter; früher als sonst kam er nach Hause, er hatte sich frei gemacht. Nirgendwo hatte er Ruhe, er lief hin und her und beobachtete unausgesetzt seine Frau — war sie wirklich ruhig oder schien sie nur so? Ihr Gesicht so blaß, so kalt wie aus Marmor. Ihre großen, entrückt blickenden Augen waren ihm unheimlich.

»So dunkel?« fragte er, als sie sich zum Theater ankleidete. »Ich dachte, du würdest etwas Helles anziehen.« Das schwarzseidene Kleid sah düster aus. »Wenn du nun vorkommen mußt, [230] um dich für den Beifall zu bedanken, siehst du so streng aus!« Er lief zum Gärtner und holte Rosen; erhitzt kam er zurück und steckte ihr selbst den Strauß der tiefroten, leuchtenden Blüten an die Brust. »So!« sagte er, trat zurück und betrachtete sie stolz. »Meine schöne Frau und bald«, er lächelte zärtlich, »meine berühmte Frau!« Er machte sich und ihr Mut.

Ebel hatte das Stück noch nicht gesehen, keiner Probe hatte er beigewohnt; nun harrte er in einer fieberhaften Spannung. Wie würde es wirken? Es war kein Zweifel in ihm an dem Können seiner Frau, sein Vertrauen zu ihr war unerschütterlich; aber, er wußte es wohl, da waren noch viele andere Bedingungen, die mitsprachen:

Aufführung, Stimmung, Wetter und wohl noch anderes.

Die Hitze war glühend; die Menschen schlichen wie matte Fliegen. Lechzte *er* allein nur so nach einem belebenden Windzug, oder empfanden sie alle gleich ihm die Gier nach erlösendem Lufthauch? Man war gedrückt, wie niedergeschmettert, unfähig eines Aufschwungs.

Elisabeth schien die Hitze nicht zu empfinden; in ihrem festgeschlossenen schwarzseidenen Kleid ging sie neben ihrem Mann hoch aufgerichtet mit großen Schritten. Sie hatte seinen Arm nicht genommen, ein Stück Trottoir blieb frei zwischen ihm und ihr; als ob sie nicht zu ihm gehöre, so nahm sie ihren Weg allein. Es schien ihm, als schritte sie dahin, losgelöst von der Welt, durch Meilen getrennt von allem übrigen — er empfand es schmerzhaft —, auch von seiner Liebe.

»Elisabeth!« sagte er und berührte ihr Kleid.

Sie drehte den Kopf nach ihm um. »Ängstigst du dich?« fragte sie.

»O nein,« erwiderte er rasch, »ich freue mich!« Lebhaft fing er an zu sprechen, während des ganzen Weges; er machte sie auf die Theaterzettel an den Litfaßsäulen aufmerksam — da stand ihr Name. »So einen hebe ich auf für unseren Jungen. [231] Und alle Zeitungsbesprechungen klebe ich in ein Buch, da soll er sich mal dran freuen, wenn er groß ist.«

Sie lächelte, sie verstand wohl, er wollte sie zerstreuen. »Jetzt bin ich ganz ruhig,« sagte sie, »jetzt bin ich wie der Soldat vor der Schlacht: siegen oder …«

»Siegen, du wirst siegen!« Er preßte ihr heftig die Hand.

Im Theater waren sie doch nicht die ersten Besucher. Gleich am Eingang stießen sie auf Kistemachers; Frau Julie hatte alles vergessen, was sie gegen Elisabeth auf dem Herzen gehabt. Mit ausgebreiteten Armen lief sie auf Elisabeth zu.

»Sind wir nachher zusammen?« fragte Kistemacher den Gatten. »Wir haben alle unsere Bekannten herbeordert. Wir trinken nachher ein Glas Sekt!«

»Du bist doch morgen früh zu Hause, Elisabethchen?« tuschelte Frau Kistemacher aufgeregt. »Die Kinder haben sich's nicht nehmen lassen, sie haben zusammengelegt zu einem Lorbeerkranz für dich. Ich sag' es dir schon jetzt, damit du die Vorfreude hast. Mein Mann hat ein paar reizende Verse gedichtet, Gretchen wird sie deklamieren, und Julie überreicht den Kranz. Sie haben sich so darum gezankt.« Sie drückte krampfhaft Elisabeths Hand. »Nein, muß dir jetzt zumute sein! Herrlich, und doch ängstlich.«

»Wir müssen gehen, schon kommen mehr Leute.« Ebel sah, wie peinlich seiner Frau dies Gespräch war. »Komm«, sagte er.

»Viel Glück! Na, ihr werdet uns klatschen hören! Auf Wiedersehen nachher. Wir klatschen dich heraus!« Frau Julie drehte sich noch einmal um und rief das letzte Elisabeth nach.

»Komm!« Hastig, wie auf der Flucht, riß Elisabeth ihren Mann mit sich fort.

Sie saßen in der kleinen, dunklen Orchesterloge wie in einem Käfig; ganz hinten. Ab und zu nur trat Ebel an das vergoldete Gitter und spähte in den Theaterraum. Flüsternd wendete er sich zu seiner Frau zurück. »Eine Masse Menschen da, auch [232] bekannte Gesichter. Maier. Jetzt habe ich Heider entdeckt, er nickt, er weiß, wo wir sind. Da ist Marie Ritter. Im ersten Rang sitzt Frau von Lindenhayn, Alinde Rosen nicht weit davon. Da ist auch Bolten … da Frau Widmann und … noch einige andere!«

Elisabeth fragte nicht, und Ebel sagte es ihr auch nicht — da saß in der Mittelloge Eisenlohr, das klassische Profil war etwas scharf geworden, das lockige Haar über der Stirn hatte sich bedenklich gelichtet. Rechts von ihm saß Frau Eleonore Mannhardt; ihr Gatte lehnte hinter ihrem Fauteuil. Links von ihr saß Wlodzimira Starzynska, schlohweiß gekleidet. Die Gruppe erregte viel Interesse, immer wieder richteten sich die Operngläser dorthin.

Trotz der Hitze hatte sich das Publikum zahlreicher als sonst eingefunden. Man hatte zwar gestöhnt, war übler Laune, schalt über die Idee, sich jetzt ins Theater zu sperren, aber man war *doch* gekommen, es war ja eine Premiere.

In dem großen Hause war ein fortwährendes Gesumm und Gebrumm, durchsetzt von dem ungeduldigen Scharren der Füße und dem Knittern der Theaterzettel. Die Luft stand, dick zum Schneiden.

Der Anfang verzögerte sich. Die Statisten, die unerläßlich notwendigen Statisten für den zweiten Akt, die sonst immer schon eine Stunde vor Beginn da zu sein pflegten, waren heute noch nicht erschienen. Man wartete und wartete; endlich zeigte sich einer, maulig und unwillig. Er erklärte, die andern kämen nicht; sie hätten ihr Spielhonorar vom letztenmal noch nicht bekommen, und da sich ihnen für heute etwas anderes geboten, so hätten sie das Sichere vorgezogen.

Wadler wütete. »Das Pack, das gottverfluchte geldgierige Pack! Was ist denen die Kunst?!« Er schickte eilig herum, er ließ sich aufgreifen, wen man fand. Der Kellner aus dem Restaurant, der würde ganz gut den stummen Gast, den Offizier [233] auf Urlaub, darstellen. Die beiden Garderobieren würden schon mal als die aus der Residenz zugereisten Damen passieren müssen. Das übrige Volk: ein paar Bauern und Kinder, waren auch zu beschaffen, und was noch fehlte, ließ man einfach weg.

Die Souffleuse verstellte dem Direktor, der sich am liebsten gedrückt hätte, den Weg. Die blasse, hagere Frau, die in ihrer Jugend eine reizende Naive gewesen war, befand sich in großer Aufregung. Sie hatte eben gehört, das Theater müsse geschlossen werden; nun hatte sie kein Engagement, die Sorge um das tägliche Brot war ihr zu Kopf gestiegen. In ihrer Todesangst klammerte sie sich an den Direktor, sie weinte, sie flehte, sie drohte und verlangte mit lauter Stimme Sicherheit und Entschädigung.

»Aber natürlich, liebe Frau — still! Es ist ja übrigens gar nicht die Rede davon, wir spielen — aber liebe Frau Speihahn, ich habe wirklich keine Zeit!«. Schwertfeger suchte vergebens sich zu befreien.

»Meine Gage — noch vom vorigen Monat!« Die Speihahn ließ nicht locker. Mit Gewalt mußte Wadler ihr den Rock des Direktors

aus den Händen winden.

»Marsch, fort in den Kasten!« schrie er sie an. »Sonst, Speihahn, können Sie morgen gehen!«

Und das arme Weib schlich aus alter Gewohnheit davon wie ein getretener Hund und verkroch sich in dem engen Souffleurkasten.

Einige hatten die Speihahn gehört, ein banges Geflüster ging von Mund zu Mund. Eine allgemeine Nervosität bemächtigte sich der Darsteller. Die kleine Bremer stand kurz vor ihrem Auftreten an eine Kulisse gelehnt und weinte jämmerlich; der rote Schminkeüberzug auf ihren schmalen Bäckchen zeigte lange Streifen von den herunterrinnenden Tränen.

Selbst zu der Maschka in die verschlossene Garderobe war [234] das Gerücht gedrungen; sie konnte mit ihrer Toilette gar nicht fertig werden.

Schoenfließ nahm sich vor, dem Direktor mal ordentlich die Meinung zu sagen — hatte er sich darum die Tournee nach Amerika verschlagen? Er ging umher wie ein gereizter Löwe.

Das Publikum im Zuschauerraum wurde ungeduldig. Man fächelte sich, man wedelte mit Taschentüchern, mit den Theaterzetteln — unerhört diese Verzögerung — und diese Hitze! Warum fing man denn noch nicht an? Wie ein dumpfes Grollen stieg es herauf vom Parkett und herunter vom ersten Rang. Man sah sich gereizt um, schon gelangweilt, man gähnte, man machte schon faule Witze.

Endlich das dritte Klingelzeichen. Endlich rauschte der Vorhang auf.

Vornübergeneigt, mit weit aufgerissenen Augen, starrte Ebel auf die Bühne — Gott sei Dank, das erste Wort! Es leuchtete wie ein erlösender Blitzstrahl in die schwüle, bange Atmosphäre des Wartens. Eine unerhörte Angst hatte ihm das Herz zusammengeschnürt, er fühlte die drohende Ungeduld des Publikums, er zitterte um die geliebte Frau.

Sie saß ruhig da, scheinbar teilnahmlos, als ginge sie das da auf der Bühne gar nichts an. Aber jetzt sah er’s: ihre Brust hob sich

unter zitternden Atemzügen, ihre Hände hatten sich krampfhaft fest umeinander verschlungen, sie bezwang sich nur äußerlich. Seine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen ihr und der Bühne; bei jeder geringsten Bewegung, die sie machte, heftete sich sein Blick forschend auf sie — hatte sie etwas auszusetzen, gefiel es ihr nicht? Aber allmählich nahm ihn die Handlung auf der Bühne mehr und mehr gefangen; er achtete weiter auf nichts anderes. Das war seine Elisabeth, die da oben sprach — verschwunden waren die Bretter, die Menschen, das ganze Theater — — ein freier Horizont tat sich weit auf. Das war Geist von ihrem Geist, wie ein starker Hauch grüßte [235] der ihn. Er hatte es beim Lesen gar nicht so empfunden. Das war kühn! Mit keckem Spott weg über die Kleinlichkeiten des Lebens — das brauchte sich die sogenannte Gesellschaft nicht eben hinter den Spiegel zu stecken — das war fast zu scharf! Aber nun: eine große, innige Empfindung kam zu Wort. Wie das strömte, so voll, so reich, so durchglüht von heiligem Feuer! Spott, Bitterkeit, Schärfe waren verschwunden, eine große, herrliche Leidenschaft redete. Sie drang zum Herzen, sie mußte zum Herzen dringen.

Aus Ebels Augen liefen heiße Tränen, so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Kinderzeit; ein Schluchzen erschütterte ihn, er fühlte sich bis ins Innerste ergriffen, hingerissen und beseligt zugleich. Das war seine Frau, seine Elisabeth, seine Künstlerin! So hatte er sie geliebt, so hatte er sie geahnt — nun offenbarte sie sich. Er tastete nach ihrer Hand. Da — sie zuckte zusammen — da …

Auf der Bühne plötzlich Stille. Alle Mitwirkenden sahen unverwandt nach einer Stelle hin; die Maschka war eben mit ausgebreiteten Armen auf die Tür zugeeilt, durch die der Bräutigam eintreten sollte — er trat nicht ein. Eine Pause tödlicher Verlegenheit entstand. Vergebens krächzte der sterbende Bauer, man hörte es dem Husten an, der war hier extemporiert. Die kleine Bremer hoffte Lorbeeren der Geistesgegenwart zu ernten, sie sagte mit ihrer weinerlichen Kinderstimme: »Wo bleibt der Herr so lange?«

Stummes Spiel.

Unruhe im Publikum.

Was war das? Wo blieb denn Schoenfließ?!

Ebel sah seine Frau an; sie war totenbleich geworden. Was ging vor? Er glaubte eine Unruhe und ein Rennen hinter den Kulissen zu vernehmen. Unten im Parkett, gerade dicht neben der Orchesterloge, saßen zwei junge Leute; sie stießen sich an und machten impertinente Gesichter.

[236] War ein Unglück geschehen? Es mußte etwas passiert sein!

Da, endlich! Der Bräutigam erschien. Wie ein Aufatmen ging es durchs Publikum.

Der schöne Egbert war doch einigermaßen betroffen; das war ihm noch nie passiert, daß er die Klingel des Inspizienten überhört hatte — er hatte sich eben zu sehr mit dem Direktor gezankt. Als gewandter Künstler zog er sich aus der Affäre. Einige virtuose Stückchen halfen ihm über die Verlegenheit weg. Die Maschka war wütend, die brillanteste Szene hatte er ihr gestört. Bei der Umarmung kniff sie ihn heimlich; die unterdrückte Wut gab ihrem Spiel natürliche Leidenschaft. »Ausgezeichnet!« flüsterte man im Publikum. Sie hatte bei ihrem Abgang auf offener Szene einen Applaus.

Und jetzt — der erste Akt war zu Ende. Ebel lauschte — — jetzt mußten Beifallsstürme losbrechen!

Keine Hand rührte sich. Stille. Eiseskälte.

Kistemachers kamen in die Loge; sie waren ziemlich lau.

»Schade,« sagte Frau Kistemacher, »daß das passiert ist im ersten Akt. Sonst war es recht hübsch.«

Und Herr Kistemacher meinte: »Nein, so etwas! Aber regen Sie sich nur nicht auf, liebe Frau Ebel. Im zweiten Akt klatschen wir desto mehr.«

Elisabeth stand da, ohne ein Wort zu erwidern, und ließ Frau Julies Reden über sich ergehen; diese kam vom Hundertsten ins Tausendste. Sie war gerade bei Gretchens Zensur zu Oktober angelangt, als Ebel sich höflich an sie wandte: »Ich muß Sie schon bitten, liebe Frau Kistemacher — es ist besser, meine Frau bleibt

jetzt allein.«

»Oh, aber ich — Sie irren, gerade ein bißchen Unterhaltung tut gut!«

»Das weiß ich besser«, sagte er bestimmt. »Elisabeth muß allein sein.« —

Nun begann der zweite Akt.

[237] Die Statisten standen wie die Stöcke; sie erschwerten den Künstlern ihre Aufgabe. Die kleine Bremer war ohnehin verwirrt; Wadler hatte sie vorhin gleich hinter der ersten Kulisse heruntergerissen, hatte ihre Schlagfertigkeit, auf die sie stolz war, »vorlaute Schnabbrigkeit« genannt. Jetzt versagte ihr das Gedächtnis. Der Speihahn krankes, heiseres Organ war ohnehin nicht gut vernehmbar, heute war es ganz dahin, überschrien und verweint.

»Lauter! Bitte lauter!« Die Kleine ging nicht vom Souffleurkasten weg.

»Lauter! Donnerwetter, lauter!« Schoenfließ stampfte mit dem Fuß auf. Er lernte seine Rolle nie ordentlich, sondern verließ sich stets auf den Souffleur.

Die Stichworte fielen nicht richtig; eine unklare Stimmung lastete über dem ganzen zweiten Akt. — Wieder kein Beifall.

Kistemachers kamen nicht mehr in die Loge. Nur Heider ließ sich sehen. Er schien unruhig, sein Blick ruhte voller Sorge auf der jungen Frau; er wollte Ebel vor die Logentür ziehen, aber Elisabeth widerstrebte dem.

»Sagen Sie nur alles hier, was Sie zu sagen haben. Ich kann alles hören.« —

Und nun ging das immer so weiter; langsam fühlte Ebel eine Hoffnung nach der anderen abfallen. Waren sie denn alle vom Bösen besessen?

Die Darsteller tappten unsicher in ihren Rollen herum; die Maschka riß Kulissen, Schoenfließ spielte unlustig. Es war keine Einheit, kein Zusammenwirken mehr, unbarmherzig stieß jeder auf eigene Faust ein Stück des Gebäudes um. Und doch waren die

Trümmer noch immer groß; Bruchstücke eines großen Talentes, so ragten sie aus dem Chaos. Ebel empfand einen unendlichen Schmerz. Sahen die Leute denn nicht, was zugrunde gerichtet wurde?

Wie hilfesuchend glitt sein Blick umher, die Angst verlieh [238] ihm eine unheimliche Schärfe. Gesichter, Gesichter — — eine unendliche Reihe von Gesichtern. Da waren gleichgültige, gelangweilte, da kritische und da — wie gebannt starrte Ebel auf die Loge in der Mitte des ersten Ranges — da der berühmte Mann. Er neigte sich nach rechts, nach links — die beiden Damen lächelten, Mannhardt lächelte auch.

Was war denn komisch?

Sie lächelten alle. Und nun — wer hatte zuerst laut gelacht?! Von oben, von unten, von links, von rechts — woher kam dieses Lachen? Es schwirrte heran wie ein giftiger Pfeil, es fuhr durch die Reihen, neigte sich über die Logenbrüstungen, kletterte hinauf bis zum Kronleuchter; auf der Galerie klang es unverhohlen, im Parkett versteckter, in den Logen kicherte es nur. Aber das Kichern, spitz und schrill, drang tödlich verwundend bis ins Innerste.

Elisabeth zuckte zusammen, sie bäumte sich auf, wie ins Herz getroffen. Ebel wagte nicht, sie anzusehen, er legte nur schützend den Arm um sie.

O dieses Lachen! Auf der Bühne sprachen sie verwirrt — wer konnte da ruhig bleiben? Tausend Teufel des Spottes huschten durchs Haus, grinsten hinter jeder Falte, aus jedem Winkel. »Ssss …« — Ebels Herz setzte den Schlag aus: was war das für ein Ton?!

»Ssss …, sssss …« Erst schüchtern, versuchsweise, dann anschwellend, keck: »Ssss …»ssss …« Um Gottes willen, sie zischten!

Die beiden jungen Leute unten schlugen die Hände zusammen und schienen sehr amüsiert; Ebel sah jeden Zug ihrer lachenden Gesichter. Sah Elisabeth sie nicht? Mit großen Augen starrte sie drein, ohne mit einer Wimper zu zucken. Wieder legte er den Arm

um sie, sie saß kerzengerade.

»Ssss …!« Die beiden da unten klatschten und zischten zu gleicher Zeit. Ein schüchterner Beifall wagte sich zwar auch [239] hervor. Das waren die Freunde der Autorin. Aber immer lauter tönte es: »Ssss …, ssss …!«

»Laß uns gehen«, flüsterte Ebel. »Elisabeth, geh!« Er drängte sie zur Logentür.

»Nein!« Das war das erste, was sie sagte; sie versuchte zu lächeln, mit todestraurigen und doch entschlossenen Augen sah sie ihn an. »Ich will nicht feige sein.« Sie setzte sich wieder hin.

Er rückte nah zu ihr, ihr schwarzseidenes Kleid hing ihm übers Knie, die Rosen dufteten ihn an — rote Rosen. Ein unsäglicher Jammer kam über ihn, er bückte sich und küßte verstohlen ihre Hand. Niemand sah's, sie waren ja so allein, ganz einsam auf der weiten Welt.

Und nun würde die Marter von neuem beginnen, nein, erst noch eine andere: Goedecke erschien in der letzten Pause. Wo hatte er denn den ganzen Abend gesteckt? Ebel hatte ihn nirgendwo entdecken können.

»Fatale Jeschichte das! Sehen Sie,« er beachtete den Mann gar nicht und wandte sich nur an Elisabeth, »habe ich's Ihnen nicht jleich jesagt: ändern Sie! Aber natürlich, der Autor weiß es immer besser.« Sein dickes Gesicht glühte wie eine Päonie. »Ich wasche meine Hände in Unschuld. Hätten Sie auf mich jehört!«

Ebel trat dazwischen. »Meine Frau ist wirklich jetzt nicht in der Stimmung, sich zu unterhalten. Nehmen Sie Rücksicht auf ihre begreifliche Aufregung.«

Goedecke machte ein impertinentes Gesicht. »Rücksicht?! Wer nimmt denn auf mich Rücksicht?« Er wischte sich den Schweiß ab. »Bin in allen Ecken 'rumjekrochen, mochte mich jar nicht sehen lassen, habe Angstschweiß jeschwitzt. Schreit mich der Schwertfeger an, schreit mich der Wadler an!« Er redete sich in Wut. »Solche Blamage! Ich will damit nichts zu …« Das Wort blieb ihm im Halse stecken, er fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt

nach der Logentür geschoben.

[240] Und nun der letzte Akt.

Alle Kraft hatte die Autorin hier angesammelt, für einen Augenblick horchte das Publikum auf. Da kam der Schluß, ein jämmerlicher Schluß, dem Ganzen aufgepappt wie ein unpassender Flicken. Der Beifall, der sich kühn vorgewagt hatte, verstummte, er wurde niedergezischt, niedergestampft. Nein, so etwas dem Publikum zu bieten, da war man doch anderes gewohnt! Unter vollem Zischen fiel der Vorhang.

Ein Strom schwatzender Menschen ergoß sich in die Foyers, in die Garderoben, auf die Straße; man war aufgeregt. Nach der glühenden Hitze drinnen auch kein Luftzug draußen.

»So etwas Talentloses! Dafür sperrt man sich nun fast drei Stunden ein!«

Schade um das gute Spiel!«

»So ein Durchfall!«

»Wir leben ja eben in der Saurengurkenzeit!«

»Unerhört, einem so etwas zuzumuten!«

Man schalt sehr viel. Die beiden jungen Leute, die in der Nähe der Orchesterloge gesessen hatten, wollten sich ausschütten vor Lachen, sie kamen wenigstens auf ihre Kosten; sie hatten Freibillette gehabt.

»Ohne jedes Lokalkolorit«, sagte ein Kritiker. »Eine Blume ohne Duft.« Am liebsten hätte er sich diese Bemerkung gleich notiert.

»Und *der* Schluß?!« — Darüber war man sich einig, der paßte wie die Faust aufs Auge.

»Ich kann mir nicht denken, daß das der ursprüngliche Schluß gewesen ist«, sagte Doktor Veilchenfeld. Er war nicht umsonst ein gefürchteter Kritiker. »Ich finde Talent, Spuren von großem Talent. Ich glaube, ich habe das Stück von Maier zugeschickt bekommen, muß doch mal drin nachlesen.«

Noch einige waren seiner Meinung, aber wenige; die Mehrzahl schlug sich auf die Seite der Zischer.

[241] »Unglaublich!« sagte Frau Eleonore Mannhardt im

Hinabschreiten zu ihrer Freundin Wlodzimira. »Sie schien doch mal recht talentvoll.«

»Solange du sie unter den Händen hattest, du darfst das nicht vergessen, Lorle!« sagte Herr Mannhardt.

Leonore nickte. »Sie hat sich zugrunde gerichtet durch ihre Heirat. Ihr Talent ist verkümmert.«

Eisenlohr holte Mannhardts ein.

»Nun?« Sie sahen ihn erwartungsvoll an.

Er zuckte die Achseln. »Ich habe keine rechte Fühlung fürs Drama, es arbeitet mir zu viel mit groben Effekten.« Er gab kein direktes Urteil.

Bolten kam mit Mia Widmann und Fräulein Rosen.

Alinde war wehmütig bewegt. »Ich möchte hingehen und ihr die Hand geben. Sie tut mir leid.«

Bolten küßte ihr den feinen Glacéhandschuh. »Sie sind rührend. Aber das lassen Sie nur, die Reinharz ist eine eingebildete Person. Der erste Eindruck, den ich von ihr empfing, war schon der richtige.«

»Ah, du, Wlodzimira?!« Frau Widmann neigte das Madonnenköpfchen kühl. Seitdem die Starzynska die berühmte Autorin geworden, waren sie nicht mehr so gute Freundinnen. Mia Widmann sprach gern von männlichem Egoismus und männlicher Undankbarkeit — schade, daß Fräulein Starzynska kein Mann war! »Du gehst wohl nicht mit uns nach Hause?« fragte sie spitz.

»Tut mir sehr leid. Ich bin noch bei Mannhardts!« Wlodzimira legte den Arm um Leonores Taille. »Wir vier werden uns da besser amüsieren als heute abend hier im Theater, nicht wahr, Meister?«

Sie lächelte Eisenlohr zu, und dieser reichte ihr im Gedränge den Arm, vielmehr sie nötigte ihn dazu, denn sie legte ihm einfach die Hand auf den Ärmel.

[242] Frau Kistemacher war in einer traurigen Verfassung, ihre rundliche Figur war ganz aufgelöst. »Hans, komm nur schnell, laß uns machen, daß wir nach Hause kommen! Gott, wäre das peinlich, wenn wir sie träfen, was sollten wir denn sagen? Tut mir das leid!

Komm schnell!«

Kistemachers brauchten keine Angst zu haben; einsam waren schon die Gänge, die Garderoben wie ausgestorben, als Ebel vorsichtig die Logentür öffnete.

»Komm, es ist niemand mehr da!« Er zog Elisabeth an der Hand heraus und leitete sie wie eine Blinde. Sie sah nicht rechts, nicht links, ihre Blicke waren ganz leer geradeaus gerichtet, jeder Glanz darin erstorben. Das schwarzseidene Kleid rauschte als Trauerfahne hinter der hohen Gestalt drein, die roten Rosen blätterten ab; da schimmerten sie wie große Blutstropfen, den ganzen langen Gang hinunter. Nur niemand begegnen! Sie hastete dem Ausgang zu. Wie Feuer brannte ihr der Boden unter den Füßen. »Hätte ich sie nur erst draußen an der frischen Luft«, dachte Ebel, »und dann zu Hause!« Er erschrak, er fühlte, sie zuckte zusammen — da stand noch eine einsame Frauengestalt beim Ausgang.

»Frau Reinharz?!« Die Dame trat mit fragendem Blick auf die Eilenden zu.

Es war die schöne Lindenhayn. Die Augen funkelten ihr in dem blassen Gesicht. »Es freut mich, daß ich Sie noch treffe,« sagte sie rasch, »man meinte, Sie wären schon fortgegangen. Es drängte mich, Ihnen ein Wort zu sagen.« Sie zögerte. Elisabeth sah sie verstört an; für einige Augenblicke standen sich die beiden gleichgroßen Frauengestalten wortlos gegenüber.

»Ich habe Sie früher schon sehr geschätzt,« die schöne Frau neigte verbindlich den Kopf, »jetzt«, sie neigte sich noch einmal, »bewundere ich Sie!«

Elisabeth reichte ihr die Hand. »Danke.« Weiter sagte sie nichts. —

[243] Ebel atmete tief auf, als sie auf die Straße traten.

Nun waren sie aus dem Bereich der elektrischen Kugellampen, es wurde dunkler und dunkler um sie, keine Theaterbesucher mehr, nur vereinzelte Passanten, Liebespaare Arm in Arm, flüsternd aneinandergeschmiegt.

»Aus!« sagte Elisabeth heiser. Und dann schluckte sie, als

schlucke sie etwas hinunter. »Sie lachten, hörtest du, wie sie lachten?« Ihre Augen bohrten sich ins Dunkel der Straße. »Sie zischten. Hörst du, sie haben mich ausgezischt!« Sie blieb äußerlich ruhig, aber ihre Hand fingerte an seinem Rock auf und nieder. »Ausgezischt, meine Hoffnung, mein … mein Stück!« Ein Schauer überlief ihre Gestalt, sie schwankte; ein unterdrückter Laut aus ihrer Kehle, er klang wie Ächzen. »Sie haben mich gedemütigt … tief … so tief!« Ihre Gestalt schien zusammenzusinken, ohne Halt, ohne Rückgrat.

»Hörtest du denn nicht, was Frau von Lindenhayn sagte?« Ebel biß sich auf die Lippen und sah umher: wo einen Trost für sie finden ?! »Sie bewundert dich — und sie ist deine Kollegin! Es sind doch nicht alle so blind. — ›Ich bewundere Sie‹ — hörtest du das denn nicht?«

»Ich glaube ihr nicht!« Ihre Stimme erstarb. »Mitleid, nichts als Mitleid! Ich bin nichts, ich kann nichts, gar nichts — ich glaube niemand mehr!« Ihr Kopf sank auf die Brust.

»Auch mir nicht?« Eine Fülle von Liebe strömte aus seinem Ton. »Du kannst viel!« Er legte ihren Arm in den seinigen. »Komm, laß uns weitergehen, stütze dich auf mich!« Er zog sie näher, dichter zu sich heran, ihre ganze Schwere ruhte auf ihm. Er dachte nach: wie sie überzeugen?! Es fiel ihm nichts ein, und ohne sich länger zu besinnen, sagte er nur: »Ich glaube an dich!«

So wenige Worte, so arme Worte, und doch — war da nicht eine Welt voll Zuversicht, voll Vertrauen in diesem festen [244] Klang? Sie hob den heruntergesunkenen Kopf und sah ihn an, wie gebannt; sie konnte nicht anders, sein Ton bezwang sie.

»Ich glaube an dich!«

Hell stand es mit Flammenschrift in der dunklen Nacht. —

7.

Am Bettchen seines Kindes stand Wilhelm Ebel und starrte entsetzt auf das mit nassen Tüchern bedeckte Köpfchen.

In seinen Ohren war noch das Lachen, das Zischen des Publikums, und jetzt? Ein anderer, ein viel furchtbarerer Ton. Alles schwand dahin, als wäre es nicht gewesen, das Theater, die Menschen, der ganze Abend; nur dieser eine Ton, der blieb. Das Kind stöhnte.

Die kleinen Lippen waren halb geöffnet, nun entrang sich ihnen wieder das Stöhnen, furchtbar bei einem Erwachsenen, noch furchtbarer aus dem unverständigen Kindermund.

»Wilhelm, Wilhelmchen!« Angstvoll beugte sich der Vater über das Bett und nahm das Händchen des Kindes; schlapp hing es in seiner Hand.

»Wilhelmchen!« Die schweren Lider öffneten sich einen Spalt breit, einen Moment zeigte sich das glasige Weiß des Auges. Wieder das Stöhnen. Das Gesichtchen neigte sich ein wenig zur Seite, da lag es, totenblaß, einen seltsam unkindlichen Leidenszug um das Mündchen.

Ein schwerer Schatten lauerte zwischen diesen blonden, kaum angedeuteten Brauen. Um Gottes willen, wenn der Arzt nur käme, wenn er doch schon hier wäre! Ebel atmete zitternd.

»Glaubst du, daß es schlimm ist?« In der offenen Tür des Nebenzimmers erschien Elisabeth, sie hatte noch das schwarzseidene Kleid an und trug noch die halb entblätterten Rosen an der Brust; das Haar hing ihr, feucht von Schweiß und [245] verwirrt, um das abgespannte Gesicht. Sie trat näher. »Du glaubst doch nicht, daß es schlimm ist? Antworte mir doch!« Eine unklare Angst lag in den letzten, hastig herausgestoßenen Worten. »Ist es schlimm?«

»Das wolle Gott verhüten!« Man hörte es ihm an, er bezwang sich, er wollte nicht die ganze qualvolle, zitternde Todesangst zeigen, die ihn verzehrte. »Das Bettchen ist zwar nicht hoch, aber er ist empfindlich auf den Kopf gestürzt.« Er stockte.

»Mile sagt, er hätte nur einmal aufgeschrien, sie war gleich

aufgewacht und war sofort bei ihm.« Elisabeth sah ihren Mann unruhig an. »Was machst du für ein Gesicht? Mein Gott, Wilhelm, Wilhelmchen!« Sie schrie auf und stürzte an das Bettchen.

»Still, störe ihn nicht!«

»Er schläft!«

»Nein, er ist bewußtlos.«

»Bewußtlos?« Sie sah ihren Mann an, als spräche er irr. »Bewußtlos? Mein Gott, wo war ich denn? Ich — die Mutter?!« Sie hob beide Hände an die Schläfen und hielt sich dann die Ohren zu. »Mein Kind … in all dem Lachen, all dem Zischen … Wilhelmchen!« Aufschreiend sank sie neben dem Bettchen auf die Knie.

Die alte Mile kam herein, sie hielt sich kaum auf den schlotternden Füßen. »Ach, Herr Ebel,« jammerte sie, »es wird doch nich schlimm sein? Ich bin immer so todmüde, der Junge war so wild, er wollte nicht schlafen, ich wollte ihn einsingen, da konnte ich gar nicht mehr, die Augen fielen mir zu, nur einen Augenblick, da hörte ich ihn auch schon schreien. Er hat gewiß übers Gitter klettern wollen!«

»Hätten Sie nur gleich zum Arzt geschickt!« Ebel runzelte finster die Stirn.

Die Alte weinte. I ja, hätt ich man nur gekonnt! Aber die Berta lief weg, kaum waren die Herrschaften aus dem Haus. [246] Das is 'ne Wirtschaft! Ich konnte das Kind doch nicht allein lassen.«

»Der Doktor muß gleich kommen.« Ebel ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Er legte seiner noch immer knienden Frau die Hand auf die Schulter. »Steh auf, Elisabeth!«

»Sieh nur, sieh!« Sie hob zitternd die Finger. Die Brust des Knaben schien sich wie in einem inneren Kampf zu heben jetzt stieg der Kampf in die Kehle … ein kurzes Würgen … dann drang es über die Lippen.

»Erbrechen!« Ebel wurde totenblaß.

»Ja, das hatte er schon mal!« Mile sprang hilfreich bei.

»Um Gottes willen !

Elisabeth wollte aufschreien, sie sah das angstverzerrte Gesicht

ihres Mannes — da — — es klingelte.

Der Arzt! — — —

»Gehirnerschütterung«, sagte Doktor Schmidt nach der Untersuchung; er hatte viel Armenpraxis und machte keine Umstände. »Das heißt,« setzte er hinzu, als tödlich erschrockene Gesichter ihn anstarrten und er den verzehrenden Blick der Mutter sah, »eine leichte Gehirnerschütterung. Wollen das Beste hoffen. Morgen früh komme ich wieder. Immer Eis. Es muß natürlich gewacht werden.«

Wer hätte an Schlaf denken können! Und doch, Elisabeth schlief; auf dem Stuhl am Bett des Kindes waren ihr die Augen zugefallen. Es war gegen Morgen; eine bleierne Beleuchtung ohne Sonne kroch durchs Fenster, die die Schatten schwärzer erscheinen ließ, die Falten eingegrabener. Ihre blassen Lippen waren zusammengekniffen, die Mundwinkel schmerzlich heruntergezogen, unter den Augen zeichneten sich tiefblaue Ränder. Und da — Ebel beugte sich näher hin — an den Schläfen, in dem schimmernden Blond, zeigten sich da nicht die ersten grauen Fäden?

[247] Es war sehr still im Zimmer. Es schauderte und fror ihn, seine Hände waren kalt vom steten Erneuern der Umschläge. Kleine Stückchen Eis schob er dem Kinde in das halb geöffnete Mündchen, aber es schluckte nicht, das Wasser lief ihm an beiden Mundwinkeln wieder heraus. Noch immer lag es bewußtlos. Auch das Stöhnen hatte aufgehört. Daß der Kleine noch lebte, zeigte der schwache, unruhige Atem. Der Vater hielt den seinen an, immer wieder beugte er sich forschend über das Bettchen. Da lag die Kindergestalt, so klein, so leicht, und doch ein volles Glück. Oh, nur nicht sterben! Des einsamen Mannes Hände krampften sich zusammen. Wenn es stürbe, Gott, Gott! Scheu richteten sich seine Augen auf die Schlafende — wie würde sie's ertragen?!

»Elisabeth!« Sie hörte nicht; es wurde ihm plötzlich so angst, der Knabe sah sehr verändert aus.

»Zischen …«, sie schlug im Schlaf mit den Händen abwehrend um sich, »sie zischen … ha!« Plötzlich fuhr sie auf. »Ich habe wohl

geschlafen?« Sie sah ihren Mann sich über das Bettchen beugen. »Wie geht's ihm«

»Pst!« Er wandte ihr sein von Schmerz ganz entstelltes Gesicht zu. »Ich höre seinen Atem nicht … ich fürchte … es geht ihm nicht gut.«

Sie rieb sich die Augen und stammelte: »Sie lachten … komm fort, fort …! Ich kann's nicht ertragen!« Jetzt schrak sie zusammen, jetzt war sie ganz wach. »Was sagst du? Nicht gut? Wilhelmchen!«

Sie sah das marmorweiße, marmorkalte Gesichtchen; ein plötzliches Entsetzen packte sie. »Er stirbt!« Sie bäumte sich hoch auf und stieß die Faust gegen die Brust. »Ich habe ihn vernachlässigt, ich habe es gewußt, das mußte so kommen, hundertmal es schrecklich gesehen und doch nicht geändert. Oh, ich!« Sie griff sich in die Haare. »Was habe ich denn getan? Wo war ich?« Sie brach plötzlich zusammen, ihre Stirn fiel [248] schwer auf die Bettkante. »Gott, Gott, höre mich!« Verzweifelt hob sie die Hände. »Laß mein Kind nicht sterben, laß unser Kind nicht sterben, strafe *mich*! Laß das Kind leben! Gott, du mußt! Hör' mich, laß es leben! Tu ein Wunder, du mußt! Wilhelmchen!« Wie schützend warf sie beide Arme über das Bett. »Mein kleiner Wilhelm, hier ist deine Mutter!« Ihr verzweifeltes Rufen wurde zärtlich flüsternd, sie sprach selbst halb lallend wie ein Kind: »Mam, Mam, sag's noch einmal: Mam, Mam! Wilhelmchen! So hör' mich doch, ich hab' dich ja so lieb … so unsäglich lieb … jetzt hab' ich Zeit … nichts mehr von der Kunst! Sag': Mam, Mam! Wilhelmchen, Mam, Mam!« Sie drückte einen Kuß auf das Gesicht des Kindes. »Hier bin ich … sag' …« Sie stockte plötzlich.

»Mam. Mam.«

Das war ein Laut, zart, kaum hörbar. Wo kam er her? Die Lippen des Kindes hatten sich bewegt, die Lider zuckten, aber sie hoben sich nicht.

»Er spricht!« rief sie halb lachend, halb weinend. »Er hat mich gehört! Mein Kind, mein Kind, ich schwöre es dir, ich rühre keine Feder mehr an, ich schwöre …«

Ebel legte ihr fest die Hand auf den Mund. »Schwöre nicht, Elisabeth, du darfst nicht schwören!« Er hob sie auf. »Komm, steh auf, laß jetzt das Kind.« Er betrachtete es forschend. »Es schläft.«

Der Atem ging ruhiger und gleichmäßiger, ein Hauch von Rot schien auf den Bäckchen zu schimmern.

»Gott sei Dank!« Ebel atmete tief auf.

Schluchzend fiel ihm Elisabeth in die Arme. »Kannst du mir verzeihen, Wilhelm?«

»Ich habe dir nichts zu verzeihen!«

»Doch, doch! Ich habe dich gequält, mich, dich! Ich war so verzagt, ohne Mut, ganz klein, ach, ich … ich muß mich anklagen.«

[249] »Laß gut sein, Elisabeth!« Er wischte ihr die Tränen ab. »Ich habe es dir ja gesagt: Ich glaube an dich!« —

*

Es kamen bange Tage. Die Wohnung war still wie ein Grab; man huschte auf den Zehen durch die verdunkelten Zimmer. Von der blendenden Julisonne draußen durfte kein Strahl hereindringen; bei jedem Wagen, der vorüberfuhr, zuckten die Eltern zusammen. Die Klingel war abgestellt. Wer brauchte denn auch herein? Nur der Arzt. Die ganze Welt war nicht mehr da, sie war ins Nichts versunken; mit ausschließlicher Inbrunst umfingen die Gedanken einzig dies dunkle Zimmer mit dem weißen Bettchen und in dem Bettchen die kleine, still daliegende Gestalt.

Das Kind schlief unausgesetzt. Die Bewußtlosigkeit schien in Schlummer übergegangen. War es der Schlummer, der zum Leben gesunden läßt, oder der ins stille Reich des Todes führt?

Elisabeth wich nicht vom Bett des Kindes, ihre ganze Willenskraft schien wieder erwacht; sie überwand die Müdigkeit und gönnte sich keinen Schlaf. Sie hatte alles verloren — es war ihr gleichgültig —, nur dieses Kind, dieses einzige Kind besaß sie. An die schwache kleine Gestalt klammerte sie sich wie an einen Rettungsanker. Nichts sehen, nichts hören, nur auf diesen Atem

horchen, mit spähenden Augen jede Bewegung überwachen!

Den ersten Tag war Ebel zu Hause geblieben, den zweiten mußte er wieder in sein Bureau; er ging mit schwerem Herzen. Als er wiederkam, abgehetzt, in Schweiß gebadet, saß Elisabeth noch auf demselben Fleck, sie schien sich kaum gerührt zu haben. Hastig trat er näher — das Kind schlief.

»Es schläft. Ich bin jetzt hier, Elisabeth, schlafe du nun auch!« Mit sanfter Gewalt wollte er sie emporziehen.

Sie schüttelte den Kopf. »Laß mich, ich bin nicht müde. Es [250] ist mir eine Wohltat, hier zu sitzen, eine Beruhigung; hierher traut sich kein anderer Gedanke, ich bin ganz bei meinem Kind.«

Sie hatte recht. Der rastlose Ausdruck ihrer Augen war verschwunden, viel anderes lag in ihrem Blick, aber nicht mehr diese spähende Gier, diese qualvolle Ungeduld.

Doktor Schmidt war zufrieden mit dem Befinden des Kindes. »Es scheint hier glücklicher vorüberzugehen als in hundert anderen Fällen.« Der Knabe wachte jetzt für Viertelstunden, sogar für halbe Stunden; er erkannte die Eltern, und seine blauen Augen sahen matt, aber verständig drein.

Elisabeth hatte sich ihr Bett neben das des Kindes stellen lassen; nun gönnte sie es sich wenigstens, die Glieder auszustrecken. Ob sie schlief? Wenn Ebel hereinkam — wie oft stand er doch die Nacht auf und schlich ins Krankenzimmer —, immer fand er sie halb aufgerichtet in den Kissen sitzend, die überwachten Augen auf das Bettchen geheftet.

Es kamen Leute, um sich zu erkundigen. Am ersten Morgen war Frau Kistemacher erschienen, um sich bei Elisabeth zu entschuldigen, daß sie nun doch nicht den Lorbeerkranz geschickt hatte. »Der Gang wird mir blutsauer,« hatte sie zu ihrem Manne gesagt, »aber ich muß doch hingehen, sie könnte uns sonst für herzlos halten.« Sie war entsetzt, als das erschrockene Mädchen ihr von dem Unfall des Kindes berichtete. Nein, so ein Pech! Sie wollte sich durchaus nicht abweisen lassen.

Nun kam sie bereits zum fünftenmal in drei Tagen. »Ich kann sie

nicht sehen«, wehrte Elisabeth ab. »Ich bin dem noch nicht gewachsen.«

Ebel fand Frau Kistemacher an Elisabeths Schreibtisch; ihre neugierigen Blicke stöberten darauf herum. Da lag noch der Theaterzettel. »Sie müssen meine Frau entschuldigen,« sagte er, »sie ist nicht imstande, Besuch anzunehmen.«

»Besuch? Das glaube ich wohl, aber ich bin doch kein Besuch. Und das Kind? Ich möchte gern das Kind sehen!«

[251] »Ich kann niemand hineinführen, der Arzt hat es verboten.«

»Ich gehe ja auf den Zehen — das arme Kind! Wie kann so was nur passieren? Aus dem Bettchen gestürzt, auf den Kopf gefallen — wie schrecklich! Es war wohl niemand bei ihm? Das arme, arme Kind!« Sie wollte ins Kinderzimmer.

Ebel versperrte ihr den Weg. »Der Doktor hat streng jeden Besuch verboten. Ich lasse niemand hinein!« Das letzte klang sehr energisch.

»Nun, das hätte ihm nichts geschadet, ich verstehe schon mit Kindern umzugehen«, entgegnete sie spitz. Eigentlich war sie beleidigt, aber sie ging doch nicht, sondern setzte sich aufs Sofa. »Wie trägt sie es denn?« fragte sie vertraulich.

»Gott sei Dank, es geht dem Kind ja besser; wenn wir auch noch keineswegs außer Sorge sind, sie atmet doch auf, sie …«

»Ach, das meine ich ja gar nicht«, unterbrach ihn Frau Kistemacher. »Ich meine das mit dem Stück. Sie haben die Kritiken wohl nicht gelesen? Wir haben sie alle gesammelt. Ich habe mich zuschanden geärgert.«

»Elisabeth hat noch nicht danach gefragt; wir haben jetzt keinen Sinn dafür.«

»Das glaube ich«, sagte sie rasch. »Ich habe ja immer bedauert, daß Elisabeth mehr Interesse für die Schreiberei hatte als für das reizende Kind. Eine Schriftstellerin, überhaupt eine Künstlerin sollte sich eigentlich nicht verheiraten.«

»So? Meinen Sie?« Er sah sie so seltsam an, daß sie verlegen wurde. »Es ist schwer, die vielen Pflichten, welche die Ehe mit sich

bringt, treulich zu erfüllen, doppelt schwer für eine solche Frau. Aber ihr ist ja auch mehr gegeben als anderen. Elisabeth wird es lernen, beides zu vereinigen.« Er sagte es sehr ruhig.

War der blind eingenommen von seiner Frau! Frau Julie fühlte einen kleinen Ärger; so sehr eingenommen war ja nicht [252] einmal ihr Mann. »Manche Frauen haben eben sehr nachsichtige Männer«, sagte sie. »Mein Mann wäre nicht einverstanden, wenn ich Stücke schreiben wollte.«

»Ich bin stolz darauf!«

Frau Kistemacher war sprachlos: das, das sagte er nach *dem* Durchfalle!

Ebel stand auf. »Verzeihen Sie, ich muß jetzt ins Krankenzimmer zurück. Ich möchte meine Frau nicht länger allein lassen.«

»Grüßen Sie sie tausendmal, die liebe Elisabeth. Und sie soll sich nur nicht so sehr aufregen. Oh, das arme, arme Kind! Morgen komme ich wieder.«

Elisabeth fragte nicht, was Frau Kistemacher gesagt hatte. Während ihr Mann im Zimmer drüben mit jener sprach, hatte sie wie verschüchtert dagesessen und sich die Ohren zugehalten. Drang die laute Stimme nicht bis hierher? Sie sprach gewiß vom Theater. Oh, nichts hören! Und dann — sagte sie nicht: »Das arme Kind!«? Elisabeth zuckte zusammen; sie kannte den Ton ganz genau: »Du armes Jungchen du!« Sie sah wieder Frau Kistemacher auf dem Flur stehen und dem lachenden, strampelnden Kind zuwinken: »Du armes Jungchen!« Dieser halb mitleidige, halb vorwurfsvolle Ton traf wie ein Stich ins Herz. Sie hielt sich die Ohren fester zu, es überlief sie heiß. So saß sie, bis Ebel zurückkehrte.

Wenn nur niemand mehr kam! Ein nervöser Schreck durchzuckte sie, sowie sich draußen etwas rührte. Der Schritt des Milchmädchens, der des Boten, der Eis brachte, entsetzte sie. Nichts mehr sehen von der Welt, nichts mehr hören! Sie war ihrer so herzlich überdrüssig, überdrüssig des täglichen Hastens, des verzweifelten Ringens, der rastlosen Arbeit. Schlafen, schlafen — tot sein für die da draußen und vergessen. Elisabeth Reinharz —

wer kannte den Namen noch? Verklungen wie eine altmodische Melodie; einst hatte man die schön gefunden, [253] jetzt sang sie niemand mehr. Für alle begraben sein! Nur noch ganz heimlich leben in diesem stillen Zimmer, an diesem kleinen Bett; die Hände lässig im Schoß falten und fühlen, wie ein Gedanke nach dem anderen schwindet. Gar nichts mehr denken!

»Willst du Fräulein Ritter auch nicht sehen?« fragte Ebel. »Sie ist eben gekommen und steht draußen vor der Tür und will gar nicht hereinkommen; sie wollte sich nur einmal selbst erkundigen.

»Marie Ritter …?« Elisabeth richtete sich lebhafter auf. Die Vergessene! Ja, die wollte sie doch sehen!

Sie ging ihr entgegen und fiel ihr um den Hals. So hatte sie die nie umarmt; es war eine leidenschaftliche Inbrunst, eine schmerzliche Freude in dieser Umarmung.

Die beiden Frauengestalten traten, sich umschlungen haltend, an das Bettchen des Kindes.

Marie Ritter beugte sich mit einer hingebenden Bewegung tief über die Kissen. »Er schläft!« Lächelnd richtete sie sich wieder auf. »Meine liebe Frau Ebel,« sie küßte Elisabeth, »danken Sie Gott! Sehen Sie,« sie streckte den Finger aus, »es hat Rot auf den Bäckchen, die Lippen sind frisch, wie ruhig der Atem geht. So schläft kein krankes Kind.« Warm drückte sie der anderen die Hand.

Elisabeth fühlte den warmen Druck und sah Tränen der Freude in Marie Ritters Augen schimmern. Eine plötzliche Erregung überkam sie. »Mein einziges Glück«, murmelte sie.

Marie Ritter nickte. »Ja, ein Kind ist ein Glück, es ist Hilfe; ich habe es auch nicht geglaubt, nun weiß ich's.« Sie faltete die Hände. »So ein Kindergesicht — gibt es etwas Trostreicheres? Sehen Sie, es lächelt im Schlaf!«

Als ginge von Marie Ritters Gestalt eine geheimnisvolle Kraft aus, so hatte das Kind seinen Ausdruck verändert; es hielt die Lippen lächelnd halb geöffnet, nun spitzte es das Mündchen wie zum Kuß.

[254] »Es träumt«, flüsterte Marie Ritter.

»Mein Kind!« Elisabeths Augen füllten sich jäh mit Tränen.

»Es ist Ihnen neu geschenkt.« Die Ritter nickte lächelnd dem Kinde zu. »Schlaf dich gesund, mein Bübchen!« Dann wandte sie sich zu Elisabeth: »Was gibt uns alles andere? Sehr viel Leid. Ich will nicht sagen, daß Kinder kein Leid bringen können, aber die Leiden sind heiliger, und die Freuden sind tausendmal größer als alle anderen. Was sind Anerkennung, Erfolg, Ruhm, Name — *Glück* habe ich nur in meinem Kinde gefunden.«

Es lag nichts von wehmütiger Resignation auf Marie Ritters Gesicht; Elisabeth ergriff ihre Hand und klammerte sich daran. Von dieser stillen Gestalt ging eine beruhigende Kraft aus.

»Ich komme wieder, wenn Sie's gern haben«, sagte die Freundin.

»Ja, ja!« Elisabeth fiel ihr um den Hals. Oh, wie vertraut war ihr jetzt diese! Gestrebt, Erfolg errungen, auf den Wellen des Beifalls gewiegt, gekämpft, untergegangen, vergessen — da hatte sie ihr eigenes Geschick umarmt, da ging es hin. Das war sie, sie selber!

Sie beugte sich über das Treppengeländer und rief der Hinunterschreitenden nach: »Kommen Sie wieder!« Und dann, wie von plötzlicher Angst erfaßt: »Verlassen Sie mich nicht!«

Die Ritter winkte noch einmal lächelnd zurück. —

Der vierte Tag war vergangen; er hatte keine besondere Veränderung gebracht. »Ich denke, in ein paar Tagen sind wir über den Berg«, hatte Doktor Schmidt gesagt.

Und doch konnte Elisabeth noch nicht froh werden; alle Hoffnung ward in ihr niedergehalten unter einem eisernen Druck. Kein Schmerz, keine Unruhe mehr, aber auch keine Freude. Sie war müde zum Tode, ganz abgestumpft. Heider war täglich dagewesen, heute hatte er ihr einen ganzen Pack Zeitungen [255] zurückgelassen; auch Maier hatte geschrieben. Elisabeth hatte keinen Blick dafür; als sie dem Arzt zu einem Rezept Papier und Tinte von ihrem Schreibtisch holte, schob sie alles, was da lag, nachlässig beiseite. Das hatte alles kein Interesse mehr für sie.

Der Morgen des fünften Tages graute. Noch war kein Lärm auf der Straße, das Leben noch nicht erwacht, auch die Hitze noch

nicht. Ebel hatte in der Nacht das Fenster halb geöffnet, nun spielte hinter der grünen Jalousie der Morgenwind, ein Lüftchen drang ins dämmernde Zimmer und strich mit seinem Hauch über die Betten. Elisabeth fühlte das Wehen, es tat ihr so wohl; sie hatte unruhig geschlafen, immer wieder, wenn sie aufschreckte, sah sie nach dem kleinen Bettchen. Das Kind schlief wie in gesunden Tagen, das blonde Köpfchen seitlings auf den kleinen dicken Arm gelegt, durch die rosigen Nasenflügel den Atem kräftig einziehend und ausstoßend. Trotzdem fand sie nicht die rechte Ruhe; zum erstenmal kamen wieder Gedanken, die die ganze Zeit ferngeblieben, als wären sie nie dagewesen. Jetzt hatten sie wieder ein Recht, hier zu sein; erst stahlen sie sich scheu heran, nun hatten sie sich festgesetzt, hartnäckig und unabweisbar.

Zum erstenmal dachte Elisabeth wieder an ihr Stück; es war doch auch ihr Kind, ihr verlorenes dazu. Sie dachte mit einer gewissen Zärtlichkeit daran, ohne Erregung, ohne Schmerz, mit einem Gemisch von Liebe und Resignation.

Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit gewesen? Hatte heute nacht eine Hand auf ihrer Stirn gelegen, sanft und kühl darüber hingestrichen, hatte eine Stimme geflüstert: »Ich glaube an dich!«? Sie hob sich aus den Kissen und sah sich groß um. Das Zimmer war leer, nebenan hörte sie die tiefen Atemzüge ihres Mannes. Sie streckte sich wieder lang und schob die Decke vom Halse — mochte das Morgenlüftchen darüber hinwehen —, ach, wie köstlich, es nahm ihr den eisernen Reifen weg, der [256] ihre Brust eingepreßt hatte, sie konnte freier atmen. Die Hände unters Genick gelegt, blinzelte sie mit halb geschlossenen Lidern auf das Streifchen Licht, das durch die Latten der Jalousie drang. Bald war Sonnenschein draußen, volle, goldene Sonne — so dämmert Hoffnung auf, erst spaltbreit, nur ein Streifchen, dann immer mehr — dann groß und voll, dann alles überflutend. Ob man noch einmal hoffen kann nach so viel Enttäuschung?! Nein. Keine Hoffnung mehr. *Die* Zeit war vorbei.

Aber nun wußte sie's — mit einem plötzlichen Ruck setzte sie

sich kerzengerade —, »ich glaube an dich«, das hatte sie nicht geträumt, das hatte ihr einer *gesagt*, und tief innen wiederholte es eine Stimme immerfort, immerfort. Mit einem Seufzer der Erleichterung dehnte sie sich.

Ebel schlief fest; nun hatte die Übermüdung ihr Recht geltend gemacht. So hatte er seit dem Unfall des Kindes nicht mehr geschlafen, auch Nächte vorher nicht; da hatte er das rastlose Umherwerfen seiner Frau gehört und, schlief sie endlich, auf ihren Atem gelauscht.

Der erste Schimmer des Morgenlichts glitt über ihn hin, ein vorwitziger Sonnenstrahl tänzelte über sein Gesicht; er zog die Stirn kraus, aber er wachte nicht auf. Draußen ratterte ein Milchwagen, rasselnd hielt er vorm Haus still. Der Kutscher knallte mit der Peitsche; Ebel hörte es nicht.

Doch jetzt ein leiser Schritt, ein Schleichen auf bloßen Füßen — das hörte er. Seine Frau! Da stand sie vorm Bett, ohne Schuhe, im langen, weißen Nachthemd, das blonde Haar verwirrt ums Gesicht hängend. Sie war eben aus dem Bett geschlüpft.

»Du,« sagte sie, »Wilhelm, es ist Morgen! Es ist Zeit, du mußt aufstehen. Und weißt du,« sie setzte sich auf den Bettrand und sah ihn groß an, »wenn sie auch lachten und zischten, mein Stück ist *doch* gut.«

[257] Er sah sie erstaunt an und fragte dann freudig bewegt: »Wie kommst du jetzt darauf? Gewiß ist es gut.«

»Ich habe darüber nachgedacht,« sagte sie, »zum erstenmal. Ganz aus der Welt wollen sich die Gedanken doch nicht schaffen lassen.« In ihren matten Augen blitzte ein flüchtiger Strahl auf, und sie lächelte wehmütig.

»Dann werden wir auch heute die Kritiken ansehen«, sagte er rasch. »Ja, willst du?«

»Zeige sie mir!«

Nebenan regte sich das Kind; augenblicklich huschte sie fort. »Komm, komm!« hörte Ebel sie kurz darauf rufen, ihre Stimme klang hell. »Wilhelmchen ist aufgewacht, er sitzt im Bettchen. Und

er sagt, er hat Hunger.

8.

Sie hatten nun doch noch ein paar Tage mit dem Lesen der Kritiken gezögert. Elisabeth hatte so viel mit dem Kinde zu tun gehabt; es schlief nicht mehr, es wurde lebhaft, aber es war leicht weinerlich, wie Kinder in der Genesung sind. Es sollte ruhig sein und doch unterhalten werden; nun spielte sie stundenlang mit ihm. All die kleinen Scherze ihrer Kinderzeit kamen ihr wieder ins Gedächtnis, sie holte sie hervor mit einer rührenden Geduld.

Es war ein merkwürdiger Anblick, die große Frau vor dem Bettchen knien zu sehen; ihre hohe Gestalt beugte sich tiefer und tiefer, das Schäkern stand ihrem ernsten Gesicht seltsam. Ebel war gerührt, wenn er sie so sah; sie gab sich so unendliche Mühe und machte sich so müde. Aber er ließ sie gewähren, er wußte, es war ihr eine Genugtuung.

Nun spielte der Kleine schon an seinem Tischchen unter Miles ängstlicher Obhut. Elisabeth saß an ihrem Schreibtisch, mechanisch hatte sie den gewohnten Platz wieder eingenommen. Ebel ging im Zimmer auf und ab, er ließ sie gar [258] nicht aus den Augen, und Heider saß auf dem Sofa. Ein Zeitungsblatt nach dem anderen legte er vor sich auf den Tisch, das Päckchen war schon hoch.

»Eine Menge Makulatur«, sagte er.

»Ich will sie alle hören. Weiter!« Elisabeth sprach ganz ruhig, nur die Farbe auf ihren Wangen kam und ging, sie wurde abwechselnd blaß und rot.

»Na, denn wieder an die Gewehre!« Heider schlug einen forciert heiteren Ton an und warf einen schnellen Blick auf Elisabeth.

Sie fing den Blick auf und lächelte. »Lesen Sie ruhig weiter.«

»Nun kommt die allerschlimmste!« sagte er.

»Lesen Sie nur!«

»»Einen schlimmen Durchfall erlitt gestern Herr Direktor

Schwertfeger mit Aufführung des fünfaktigen Dramas der als Novellistin nicht unbekannten Frau Elisabeth Reinharz. Zu verwundern ist nur, wie der feinsinnige Leiter dieser wirklichen Kunstinteressen gewidmeten Bühne in seinem sonst so vortrefflichen Urteil so irren konnte; zu bedauern ist ferner, daß die Darsteller ihre schönen Kräfte an dieser literarischen Totgeburt verschwendeten. Um gleich vorwegzunehmen: Fräulein Maschkas stummes Spiel bei der vergeblichen Erwartung ihres Bräutigams im ersten Akt war geradezu vollendet; es verwischte in etwas den peinlichen Eindruck, den die technische Ungeschicktheit der Autorin hervorrief. Ebenso ausgezeichnet war das Spiel unseres Schoenfließ, der aus seiner matten, farblosen Rolle das Möglichste herausholte. Was er darin leistete, ist gar nicht genug anzuerkennen. Es war schon eine Selbstverleugnung, überhaupt diese Rolle zu übernehmen.

Ein gründlicheres Fiasko haben die Mauern unseres schönen Theaters wohl kaum je gesehen. Es ist bewundernswert, daß das Publikum eine so würdige Haltung bewahrte; es ist eben [259] das gut gezogene Publikum der Residenz — diesen Abend hätte ich in einer anderen Stadt erleben mögen! Es ist geradezu unverständlich, wieso dies von evidenter Talentlosigkeit zeugende Machwerk …«

Heider hielt inne, er glaubte einen zitternden Atemzug vernommen zu haben, aber es war eine Täuschung. Elisabeth sah ihn ruhig an. Er las weiter:

»›Die Verfasserin umgibt sich mit dem Nimbus einer Realistin. Wenn reine oder vielmehr schmutzige Äußerlichkeiten, beleidigende Ausfälle gegen Gesellschaft und Geistlichkeit, eine verrohte Sprache, krasse Gefühlsäußerungen ohne jede Vorbereitung und Übergang Realismus sind, so ist Frau Reinharz eine Realistin; wir lehnen jede Fühlung mit dieser Art Realismus ab. Uns scheint, der Lorbeer ihrer hochbegabten Kollegin, Wlodzimira Starzynska, hat die Verfasserin der gestrigen Unglaublichkeit nicht ruhen lassen. Vermessen greift ihre Hand nach Sternen, die ihr unerreichbar sind …«

Nun hielt Heider doch inne, ein unterdrückter Laut schnitt ihm das Wort ab. Elisabeth war aufgefahren, totenblaß stand sie da.

»Warum wollen Sie auch solchen Wisch lesen!« Wütend knäulte er das Blatt zusammen und schleuderte es in eine Ecke.

»Weiter«, sagte sie tonlos und setzte sich wieder.

Ebel trat zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Laß, es greift dich doch an«, flüsterte er.

Sie lehnte den Kopf in seinen Arm. »O nein.« Die Augen schließend, blieb sie in derselben Stellung. »Lesen Sie weiter!«

Heider ergriff ein anderes Blatt. »Aha!« Ein Freudenschein flog über sein Gesicht. »Da sind doch auch Gerechte! Hören Sie, was der schreibt … nun erst allerhand im allgemeinen, das lasse ich aus … aber dann:

›Ein merkwürdiges Stück. Nur ein echtes Talent kann das schreiben. Da ist Kraft, Leidenschaft, Mut und Originalität. [260] Eine echte, wenn auch freilich noch unbeholfene Dichternatur spricht zu uns. Noch ist Frau Reinharz nicht auf der Stufe angelangt, wo der Schriftsteller aufhört und der wahre Künstler anfängt — aber sie wird dahin kommen, besonders wenn es ihr gelingen wird, auch die männliche Individualität so zu zeichnen, daß sie sich ihren trefflich gesehenen Frauencharakteren ebenbürtig an die Seite stellt. Noch ist ihr der Mann ein Buch mit sieben Siegeln; aber ich zweifle nicht, sie wird lernen, und wir werden mit der Autorin als einem wichtigen Faktor unseres literarischen Lebens noch dereinst zu rechnen haben. Glück auf! Schade nur, daß durch den Mangel an Lokalkolorit, durch den verfehlten Schluß und durch die Darstellung … durch …‹«

Heider ließ das Blatt sinken. »Das hat kein Interesse mehr, es sagt nur, was wir leider wissen. Aber Glück auf, Elisabeth Reinharz! Glück auf!« Er war aufgesprungen und hielt ihr die Hand hin.

Sie hob den Kopf nicht vom Arm ihres Mannes. »Ich denke, Sie geben nichts auf Kritiken, Sie pfeifen drauf?!«

Er sah betroffen drein. »Ja, freilich, eigentlich, das hatte ich ganz vergessen. Ja, ich pfeife auch drauf. Aber, weiß Gott, man

freut sich doch. Mut, Elisabeth!« Seine Stimme hatte einen ungemein herzlichen Klang. »Man hofft noch was von Ihnen!«

»Ich nicht mehr.« Sie lächelte, aber ein müdes Lächeln. »Ich kann nicht mehr. Ich habe mir das Wort gegeben am Bett meines Kindes — ich schreibe nicht mehr.«

Heider sah sie einen Augenblick starr an. »Unsinn!« sagte er dann rasch, wie sich selbst beruhigend.

»Viele sind berufen,« sprach sie ernst, ihr Gesicht veränderte keinen Zug, »wenige sind auserwählt — ich bin nicht auserwählt. Ich schreibe nicht mehr.«

»Sie werden schreiben, Sie *müssen* schreiben!« Heider sprudelte die Worte nur so heraus. »Hören Sie denn nicht, [261] was vernünftige Leute sagen? Habe ich's Ihnen nicht vorgelesen, glauben Sie uns nicht, mir, Ihrem Manne? Es ist einfach ein Unrecht, Sie *müssen*!«

»Ich will nicht!« Sie scheuchte mit der Hand durch die Luft, als jage sie etwas fort.

Heider sah Ebel an und erwartete von ihm Widerspruch; dieser schüttelte nur unmerklich den Kopf, im Blick seiner Augen lag: »Abwarten. Ich habe keine Angst.« Er strich seiner Frau zart übers Haar. »Meine brave Frau!« Und dann bückte er sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Ein feines Rot stieg ihr ins Gesicht. »Ja,« sagte sie träumerisch, »ich weiß, du glaubst an mich.«

»Wir alle!« Es packte Heider wie Ungeduld. »Wenn Sie sich gleich von ein paar lumpigen Rezensionen so verstimmen, so niederdrücken lassen … hören Sie mal, hier schreibt ein anderer.« Er durchflog rasch ein neues Zeitungsblatt. »›Novität … gewagter Stoff … originelle Behandlung … Aufführung … Hitze … Urteilsunfähigkeit des Publikums …!‹« Er unterbrach sein Gebrumm und las deutlicher:

»›Ein Talent, das eigene Bahnen geht, hat stets zu kämpfen. Ich erinnere nur an Hebbel, Grillparzer …‹« Er unterbrach sich. »Nun, das können Sie sich schon gefallen lassen, die zitiert zu sehen!

›… an Sudermann, Hauptmann. Jahre mußten sie warten, bis auch pekuniäre Erfolge einigermaßen Früchte am Lorbeer ansetzten.‹‹ Heider lachte. »Sieh mal, der ist praktisch! Nun, wieviel hat Ihnen Schwertfeger ausgezahlt?«

»Maier schreibt: Fünfzehn Mark — bare fünfzehn Mark.« Elisabeth sagte es ohne jede Ironie. »Ich hätte Schwertfeger die fünfzehn Mark gern gelassen, was soll ich damit?«

»Wir legen sie unserem Jungen in die Sparbüchse«, sagte Ebel und lächelte freundlich. »Er mag später wissen, wie sauer seine Mutter sie erworben hat; sie werden ihm Glück bringen!« [262]

»Oder auch nicht!« Elisabeth sprach hastig. »Wirf sie lieber weg, schenke sie niemand, es klebt Herzblut daran.« Sie sah geradeaus, über ihr ausdrucksvolles Gesicht gingen noch einmal alle Schauer des Erlebten. »Nein, gib sie ihm nicht!«

»Die letzte Zeitung!« sagte Heider, noch ein Blatt entfaltend. »Auch gut, aller guten Dinge sind drei. Nur der Held genügt ihm nicht; auch möchte er vor allen Dingen freundlichere Bilder haben. ›Bitte, recht freundlich‹, wie der Photograph sagt.

›… Warum vertieft sich die geschätzte Autorin in die Nachtseiten unseres Lebens? Ihr ernstes Talent …‹

Sehen Sie,« unterbrach Heider die Vorlesung, »immer Talent! ›… ihre nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, ihr Mut, das zu sagen, was not tut, treibt sie leicht dazu, die schwarzen, allzu schweren Töne zu forcieren. Noch fehlt die Sonne. Wenn doch sieghaftere Töne in diese Poesie kämen! Frau Reinharz sollte lichtere Farben wählen, freundlichere Stoffe, und den männlichen Charakter eines eingehenderen Studiums würdigen. Dann wird es ihr auch nicht an Erfolg fehlen.‹

Immer der Vorwurf der ungenügenden männlichen Charakterisierung«, sagte Heider. »Es kann wohl möglich sein, dass Sie da …«

»Die Kritiker haben recht«, unterbrach sie ihn rasch. »Aber was wollen sie? Zeigt mir den Mann, der die Frau so zeichnet, wie sie wirklich ist! Er wird nie ganz wahr sein. Und ich den Mann

zeichnen? Nun, ich bin eben eine Frau.«

»Aber dann: heitere Stoffe!« Heider nickte ihr ermutigend zu.

»Das sagen Sie mir?!« Sie sah ihn groß an. »Wissen Sie's denn nicht? Ich suche die Stoffe nicht, die Stoffe suchen *mich*.« Schwerfällig stand sie auf und ging ins Nebenzimmer zu dem Knaben. —

»Wir werden verreisen«, sagte Ebel. »Ich habe Urlaub erhalten, von Ende dieser Woche ab für fünf Wochen. Elisabeth muß herauskommen, es tut ihr not.«

[263] »Aber wohin?«

»In ihre Heimat; da hat sie ihre Kunst gefunden, da wird sie sie auch wiederfinden.«

Heider sah ihn forschend an: hatte der Mann denn gar keine eigenen Wünsche, ging er kalt neben ihr her? Elisabeth war nicht glücklich — und der da?!

»Alter Junge, bist du glücklich?« fragte er plötzlich und legte dem anderen die Hand auf die Schulter.

»Ich hoffe es zu werden!« Ebel vermied den forschenden Blick Heiders nicht, sondern erwiderte ihn ruhig und offen. Dann sagte er in ganz demselben Ton: »Ich werde um Wohnung schreiben. Elisabeth hat mir vom Förster erzählt, ich denke, da kommen wir unter. Das Gutshaus ist geschlossen, der jetzige Besitzer wohnt nicht darin, sondern läßt alles verwalten. Im Dorfwirtshaus möchte ich nicht bleiben, da werden die Betten schlecht sein, und es ist auch nicht reinlich genug.«

Heider schüttelte den Kopf. Jetzt an so etwas zu denken! Der war doch ein Philister. —

Elisabeth hatte wehmütig gelächelt, als ihr Mann sagte: »Nun können wir in deine Heimat reisen, ich habe Urlaub.« Vor Wochen hätte diese Botschaft ein belebendes Feuer in ihr angefacht, jetzt nickte sie nur. »Das ist lieb von dir!« Sie sagte nicht: »Ich freue mich.« Mit einer gewissen Lässigkeit betrieb sie die Vorbereitungen zur Reise. Sie wäre kaum fertig geworden, wenn Mile nicht mit Feuereifer gewaschen, geplättet und gepackt hätte. Die Alte war

selig in dem Gedanken, noch einmal dahin zu kommen, wo sie, wie sie zutraulich zu dem Herrn sagte, »ihre besten Jahre verlebt hatte«. Ebel hörte sie dem Kinde von der Muhkuh, von den schönen Blümchen, von der guten, guten Milch erzählen, von dem großen Wald, wo Erdbeeren wachsen, so süß, wie es sonst gar keine mehr gibt. Ihre knarrige Stimme bekam dabei einen ganz melodischen Klang. Ebel mußte lächeln. Heimat, das war ein Zauberwort, [264] das Alte jung macht und Betrübte froh — hatte es denn für Elisabeth gar keinen Reiz mehr? Vor Wochen noch hatte sie sich gesehnt, jetzt schien sie keiner lebhaften Empfindung mehr fähig zu sein. Sie war sanfter als sonst, von einer liebenswürdigen Nachgiebigkeit, wie sie nur Schwachen eigen ist. War sie körperlich leidend? Ihre Augen waren ohne Glanz, und sie hatte einen Teint wie ein bleichsüchtiges Mädchen.

Mit einer gehaltenen, ihr sonst fremden Ruhe erledigte sie, was zu erledigen war; es berührte Ebel eigentümlich, wenn er sah, wie sie aufräumte, wegpackte, einkampferte, als hätte sie nie für anderes Interesse gehabt. Als er am letzten Tag vor der Abreise nach Hause kam, fand er sie vor ihrem Schreibtisch. Sie saß am Boden, zerrissene Papiere waren um sie herumgestreut, in dem einen Seitenschränkchen lagen schon schön geordnete Bündel mit Bindfaden fest verschnürt. Jetzt räumte sie nicht weiter. Wie lange mochte sie schon so dagesessen haben, ein dünnes blaues Heft, anscheinend ein Schulheft, in der Hand, den verträumten Blick darauf gerichtet.

»Was hast du da?« fragte er.

Sie schrak zusammen. »Mein erster Versuch!« Sie hob das Heft in die Höhe, ein leiser Schmerz zuckte über ihr Gesicht. »Ich schrieb hier auf … hier hinein … früher …« Hastig warf sie das Heft in den Kasten zu den Bündeln und schloß fest zu. »So.« Langsam stand sie auf. »Nun habe ich abgeschlossen.« —

Es war das erstemal seit vier Jahren, daß sie wieder in die Freiheit hinauskam, in die wirkliche Freiheit, wo die Bäume wachsen, wie sie wollen, nicht sorgsam umhegt sind, zum Zählen

vereinzelt wie die Bäume im Grunewald.

»Denke, du wirst wieder Korn wachsen sehen und Vögel singen hören«, sagte er. »Du wirst Blumen pflücken können, du liebst sie ja so. Wir wollen in der Wiese liegen und im Wald spazierengehen; wir besuchen alle deine alten Bekannten im Dorf. Freust du dich denn gar nicht?«

[265] »O ja«, klang es müde.

»Du wirst mir die Plätze zeigen, wo du als Kind gespielt hast.«

»O ja.«

»Du windest einen Kranz aus Heidekraut, wir legen ihn dem Onkel aufs Grab.«

»Ja!« sagte sie lebhafter. Und dann düster: »Ich gehe über ein Grab.«

Sie sah traurig aus; das Wort erstarb ihm im Munde, er sagte nichts mehr.

Nun war der Morgen der Abreise da, ein schöner, lichter Morgen, an dem der Großstädter mit sehnsüchtigen Augen den Wagen nachschaut, die, mit Gepäck beladen, zur Eisenbahn rollen. Die Droschke hielt vor der Tür, die Koffer waren aufgeladen, Mile saß schon auf dem Rücksitz, das strampelnde Kind auf ihrem Schoß; noch waren die Bäckchen des kleinen Wilhelm blaß, aber der Sommerwind des freien Landes würde schon Rosen darauf erblühen lassen. Ebel hatte alles besorgt; nun wartete er unten. Elisabeth kam noch immer nicht herunter, sie hatte oben abschließen wollen, denn das Mädchen war zu seinen Eltern gereist.

Er sprang noch einmal hinauf. Da stand sie in der verödeten, kampferdurchdufteten Wohnung, alle Jalousien waren geschlossen, Spiegel und Polstermöbel hatte man verhängt, der Sofateppich war zusammengerollt; da stand sie unweit ihres Schreibtisches mit hängenden Armen, den Kopf gesenkt, schlapp fiel der graue Reisemantel an ihr herunter. Sie hatte ihres Mannes Schritt nicht gehört; jetzt drehte sie den Kopf, einen langen, langen Blick warf sie auf den Platz, wo sie so oft gesessen hatte — es war ein Abschiedsblick. Ebel wollte sie nicht stören, er ging vor ihr die

Treppe hinunter. Da kam sie nach, er hörte sie zuschließen.

»Komm, Elisabeth, komm, wo bleibst du?!«

[266] Schwer tappte ihr Schritt die Treppe hinunter. Sie trat auf wie jemand, der eine Last trägt. Nun war sie bei ihm. Er nahm sie bei der Hand; sie gingen die letzten Stufen miteinander.

Auf dem Bahnhof erwartete sie Heider; er hatte sich's nicht nehmen lassen, hier noch einmal den Freunden Lebewohl zu sagen. Elisabeth hatte sonst von niemand Abschied genommen; bei dem Gedanken an Besuche hatte sich ihre Stirn verfinstert und ein nervöses Frösteln sie überlaufen. An einem Tag war sie schon im Begriff gewesen, zu Kistemachers zu gehen — Frau Julie hatte sich wohl einen Dank verdient, die war so oft dagewesen —, aber unten an der Haustür war sie wieder umgekehrt. Nein, sie *konnte* nicht hingehen. Sie stieg wieder die Treppe hinauf, legte sich aufs Sofa und verträumte apathisch ein paar Stunden.

Heider hatte ein paar Rosen für Elisabeth und eine Tüte für den kleinen Wilhelm mitgebracht. Elisabeth war seltsam weich, er auch; immer wieder streifte sein Blick sie von der Seite — wie blaß, wie still! Ihr wehmütiges Lächeln mit dem kaum merklichen Ziehen der Mundwinkel schnitt ihm ins Herz. Sie gingen auf dem Bahnsteig hin und her; Ebel trug den Kleinen auf dem Arm, nun blieb er mit ihm vor dem Automaten stehen und zauberte eine Tafel Schokolade daraus hervor, während Mile aufgeregt das Handgepäck bewachte.

»Kommen Sie gut wieder!« sagte Heider zu Elisabeth und sah sie besorgt an. »Ebel tut Ihnen doch alles zuliebe, was er nur kann.« Er wartete einen Augenblick — was würde sie dazu sagen?

»Ja, das tut er.« Sie sah sich scheu um, ob auch niemand hörte. »Er tut mir so leid. Er wäre mit einer anderen glücklicher geworden.« Eine gewisse Unruhe lag in ihrem Ton. »Könnte ich's doch ändern! Er muß viel an mir vermissen.«

»Dafür liebt er Sie eben!« Es kostete Heider Überwindung, das zu sagen, es ging ihm eigentlich gegen den Strich; seine [267] rabenschwarze Mähne sträubte sich, er fuhr sich mit den gespreizten Fingern durch.

»Was soll ich tun?!« Ihr ratloser Blick irrte umher. »Ich bin so müde,« klagte sie, »meine Kraft ist zu Ende — wo soll ich neue finden?!«

»Die kommt schon wieder. Schreiben, schreiben, sich frei schreiben!« Er warf die Mähne aus der kantigen Stirn zurück, seine Augen blitzten auf. *»Dies Vorrecht ist unser!«*

»Ich denke an das, was vergangen ist«, murmelte sie. »Wie war ich so anders! Ich könnte weinen. Hoffnungsfreudig, mutig — — oh, jene Tage, meine schönen Tage! Mein Stern, der …« Sie brach ab, ihr Mann näherte sich.

»Nun wird es aber Zeit,« sagte Ebel, »der Zug ist schon signalisiert. Da fährt er ein!«

Das Gedränge war nicht sehr groß, Vergnügungsreisende fahren nicht viele in jene Gegend. Da ist das Land zu flach, die Verhältnisse sind zu einfach und die Kiefernwälder zu eintönig.

»Reisen Sie glücklich!« sagte Heider. Er stand vor dem Abteil; sie waren schon alle darin, Mile und das Kind, Ebel brachte eben das Gepäck unter. Elisabeth stand am geöffneten Fenster und reichte dem Freunde noch einmal die Hand hinab.

Er ergriff sie und schüttelte sie kräftig. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, mit einem innigen Blick umfaßte er ihre Gestalt, und dann richtete er seine Augen fest auf ihr Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich. Heider nickte.

»Mut, Mut!« sagte er leise und herzlich.

»Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber:
Unsere Sterne erlösen!«

Er schwenkte den Hut:
»Auf frohes Wiedersehen!«

9.

Über der Heide liegt die Sonne. Tausende von rotlila blühenden, kaum fußhohen Stauden bedecken den Boden; das ist ein Bienengesumm, ein Gesurr, ein Schmetterlingsgaukeln und Libellengeschwirr. Fliegen, wie blitzende blaue Punkte, schießen durch die Luft; grüngoldene Käfer laufen eilig, kleine rote, schwarzgepunktete klettern an Halmen in die Höhe — dort, unter dem niedrigen Wacholderbusch raschelt eine Eidechse, und oben zwischen den immergrünen Zweigen weben die Spinnen silberschimmernde Fäden.

Die Luft ist still, heiß und doch nicht drückend. Ein starker Duft steigt vom Kraut auf, und weiterhin, wo die Heide zu Ende geht, schimmert es goldgelb; das sind Lupinen, sie duften berauschend, süßer als Jasmin. Der sommerlich leise Windhauch nimmt den Geruch auf und trägt ihn wohl eine Stunde weit in die Runde, dort zum Dorf, dort zum See, dort zu den Kiefern, die der Riesenwald als Boten ins Feld schickt.

Da liegt der See, in einer leicht gesenkten, großen Mulde, wie blauer Stahl schimmert er, von fern gesehen; in der Nähe ist er blau, kornblumenblau, zwischen seinen grünen Rändern das tief gefärbte Bild des Sommerhimmels wiedergebend.

Der Menschen sind wenige; nur der Fischer liegt im angebundenen Nachen, die Wellen rühren sich nicht, er summt vergnügt und raucht seine Pfeife.

Von jenem Feld, das schon gemäht ist, fährt eben ein Ochsengespann das letzte, hochgepackte Fuder ins Dorf; der Bauer sitzt obenauf, Knecht und Magd, Rechen und Heugabeln schulternd, wandern nebenher. Vom Tritt der groben Männerschuhe fliegt der Staub auf, das Mädchen läuft barfuß, seine Röcke schwenken, sein helles Kopftuch schimmert weithin.

Jetzt hört man nichts mehr vom Knarren des Wagens, hinter jener Erdwelle ist er verschwunden; auch der Fischer [269] summt nicht mehr, die Pfeife ist ihm aus dem Munde gefallen — er schläft.

Stille. Da blaut der Wald ernst und dunkel, weit in der Runde schließt er dies Stück Erde ein. Da grünen die Raine, von Mohn und Winden und Glockenblumen und Kamillen bunt besprengt. Da wehen weiße Fäden über dichte Stoppeln. Da sucht das Rebhuhn mit seinen Jungen Schatten im blühenden Kleefeld, und da duckt sich der Hase zwischen fetten Kohlköpfen und läßt sich's wohl sein.

Friedvolles Land, soweit das Auge sieht. Besänftigende Ruhe sinkt nieder vom wolkenlosen Blau, himmlischer Tau, der die Kreatur erlabt. Feucht kommt der Hauch vom See und kühlt die lechzenden Lippen, aus jeder Ackerfurche steigt der Duft der Gesundheit und der stärkenden Arbeit.

Kein Laut, und doch hoch über den Feldern ein Konzert unsichtbarer Sänger, ein frohes Lied aus tausend Kehlen. Man hört es kaum, man fühlt es mehr, das Jauchzen, das aufwärts steigt im Sonnenstrahl; es tönt von jedem Blütenblatt, von jeder Ähre, von jedem Grashalm, jeder Nadel des Waldes, von jedem Tropfen des Wassers, jedem Staub des Weges, von jeder Erdkrume.

Die Brust dehnt sich, der matte Blick belebt sich. Die Eisenbahn fährt nicht bis hierher. Als Ebel und Elisabeth an der Endstation die Bahn verließen, machte er seiner Frau den Vorschlag, ihren alten Freund, Doktor Mannhardt, im Städtchen gleich aufzusuchen. »Wie wird der sich freuen!« sagte er.

»Meinst du?« Sie sprach ganz teilnahmlos. »Er wird mich kaum wiedererkennen.«

Als er sie noch immer fragend ansah, drehte sie den Kopf weg. »Damals war ich anders,« hörte er sie murmeln, »damals so mit vollen Segeln ins Leben hinaus, und jetzt — — — ich möchte ihn jetzt nicht wiedersehen.«

[270] Im Dorf war die Aufregung groß, als sie angefahren kamen; es war schon Feierabend.

Da waren die Alten, die schon alt gewesen waren, als Elisabeth noch ein Kind war; und da waren die Jungen, mit denen sie jung gewesen, die Buben und Mädchen, jetzt Väter und Mütter, ihre Jüngsten auf dem Arm, die größeren hingen sich hinten an den

Wagen. Da waren viel lachende Gesichter, viel ausgestreckte Hände: »'n Abend, Fräulein Elisabeth, 'n Abend!«

Ebel bekam auch freundliche Grüße. In einer seltsamen Bewegung fuhr er durchs Dorf: hier war seine Elisabeth aufgewachsen. Er sah sie im Geist über das holprige Pflaster hüpfen und über die Pfützen im ausgefahrenen Fahrweg — wo der Schmutz am dicksten war, mußte sie durch, die wilde Hummel —, ihre Wangen waren rot wie Äpfel, die blonden Zöpfe flogen um die kräftige Kindergestalt. Da hatte sie mit den Dorfmädchen im Ringelreihen gespielt, da sich mit den Jungen geprügelt. Und da war die alte Dorfkirche. Wie ein Wahrzeichen hob sich ihr kupfergeplatteter, bauchiger Turm weit über die Ebene. Dort unter den Nußbäumen hatte ihr Pfarrer gewohnt, der alte, gelehrte Herr, da ging sie hin zum Unterricht, das Haar glatt gescheitelt; im Sommer im sauber gewaschenen Kattunkleidchen, im Winter in dem Mäntelchen, aus des Onkels altem Pelz geschneidert. Und drinnen vorm Altar kniete sie dann im ersten langen Kleid — er kannte das Bild, er trug es immer in der Brusttasche —, das liebe Gesicht fromm gesenkt und doch schon allerhand dämmernde Gedanken hinter der faltenlosen Stirn.

Ebel faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich. »Alles wie früher, nicht wahr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich suche meine Jugend«, sagte sie leise.

Der Kutscher hatte die Pferde angehalten, eine Frau war an den Wagen getreten. Im schwarzwollenen Trauerkleid, mit [271] der breiten, schwarzen Schürze, stand sie als dunkler Fleck in der freundlichen Dorfstraße. Alles Licht schien ihre Gestalt zu fliehen. »Kennen Sie mich noch, Fräulein Elisabeth?«

Elisabeth sah sie verlegen an: wer war das doch? Sie konnte sich in diesen vergrämten Zügen nicht zurechtfinden.

»Ich bin die Marie … Bauer Obst seine Marie!«

»Marie …? Du …?«

»Ja, das glaub' ich wohl, daß Sie mich nicht erkannt haben!« Die

Frau beherrschte sich mühsam, aber sie konnte es doch nicht hindern, ein paar Tränen tropften ihr über die Wangen. »Ich habe mich gar zu sehr verändert. Vor 'nem Jahr is mein Mann gestorben. Sie wissen doch, wie lang' ich den Lindners Martin liebgehabt habe, wir sollten doch absolut nicht zusammenkommen.« Sie weinte laut. »Nun hab' ich ihn endlich gekriegt, vor zwei Jahren auf Michaeli haben wir Hochzeit gemacht, so'n guter Mann … nun hat er sich im Frühjahr erkält', im Juli is er gestorben … mein Gott, mein Gott! Und mein Kleines hinterdrein. Ich hab' nichts mehr auf der Welt!« Sie hielt sich die Trauerschürze vors Gesicht.

Mile fing auch an zu weinen. Voll tiefen Mitleids blickte Ebel auf die Trauernde und dann auf seine Frau. Er sah, sie rang nach Worten.

Elisabeth nahm die Hand der Jugendgespielin! »Marie,« sagte sie stockend, »liebe Marie!« Weiter nichts, ihre zitternden Lippen schlossen sich fest aufeinander, und sie unterdrückte die Tränen.

»O mein Gott, was macht man durch! Ich habe mir hundertmal den Tod gewünscht.« Die Frau wischte sich mit der Schürze die Tränen ab. »Ich hab' vom Förster gehört, daß Sie verheirat' sind, Fräulein Elisabeth, das ist wohl der Herr Gemahl?« Sie warf einen Blick auf Ebel.

Er reichte ihr die Hand.

Die Frau knickste. »Schenken Sie mir die Ehre — da wohn' [272] ich!« Sie wies auf ein stattliches Bauernhaus mit Scheune und Obstgarten dahinter, mit steinerner Freitreppe und einer grün gestrichenen Bank vor der Tür. »Da sitz' ich abends immer, wenn ich müde bin, und denk' an meinen Martin. Das is 'ne Plackerei, wenn einer mit fremden Leuten schaffen muß; das ist nichts Eigenes, und wenn sie auch noch so recht sind. Ach, wenn ich meinen Martin noch hätt', da ständ' ich anders da!«

Sie sah den Knaben auf Miles Schoß und heftete ihre tränengefüllten Augen verlangend auf ihn. »Du mein Herrgott, das liebe Kind!« Ehe sich's jemand versah, hatte sie den kleinen Wilhelm aus dem Wagen gehoben und preßte ihn an sich. »Dich

möcht ich haben, du müßtest bei mir bleiben, wie im Himmel wär' ich! O du Engelchen!« Sie küßte das Kind, daß es aufschrie. »Fräulein Elisabeth, sind Sie glücklich!« Ungern, fast widerwillig gab sie das Kind zurück, man sah es ihr an, sie konnte es kaum aus den Armen lassen. »'nen guten Mann«, sie nickte Ebel zu, »und so nen Jungen! Meiner wär nu …« Sie brach ab, Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Elisabeth war blaß geworden, so blaß, daß Ebel erschrak und den Arm hinter sie schob. Sie streifte ihn mit einem raschen, dankbaren Blick, und dann neigte sie sich über den Wagenschlag dicht zu der Jugendgespielin; ihr blonder Kopf schien fast deren schwarzes Kleid zu berühren, ihre Wange streifte die Schulter der Trauernden. Sie flüsterte ihr ins Ohr: »Könnte ich dir helfen, ach, wie gern tät ich's, liebe Marie! Ich schicke dir alle Tage meinen Jungen, ich …«, sie stockte, sie hatte den lebhaften Drang, zu helfen, »weiter kann ich ja nichts für dich tun!«

»Danke!« Das vergrämte Gesicht der Frau hellte sich auf. »Sie waren immer gut. Ach, wenn das Kind kommt — Birnen hab' ich schon, schöne reife, und Honig auch, und ein frisches Ei wird ihm auch nicht schaden. Ach, was freu' ich mich!« Sie reichte noch einmal die Hand in den Wagen. »Wenn das mein Martin wüßt', der hat Sie ja auch gut [273] gekannt, Fräulein Elisabeth! Und der Herr Gemahl, so'n lieber Herr!« Sie schüttelte Ebel kräftig die Hand. »Und die alte Mile …«

»Na,« sagte der Kutscher und drehte sich halb auf dem Sitz um, »Lindnern, die Pferde stehn nich länger. Hüh! Brrrr!«

Die Frau trat zurück: »Viel Glück in der Heimat!«

»Das ist die reichste Bäuerin hier 'rum«, sagte der Kutscher und wies mit dem Peitschenstiel über die Schulter. »Schwer reich. Aber was hat se dervon? Nu hat se nich Mann un nich Kind, und wenn sie 'n Sack Geld in den Arm nimmt, das is doch nichts Lebiges. He, Ida, alte Kasserolle,« er hieb auf das Handpferd, »willste wohl! Ja, ja, alles in der Welt macht nich glücklich, nur de Liebe!« Kutscher Heinze war ein Philosoph; er räusperte sich, zog die Augenbrauen

hoch, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte erst nach rechts und dann nach links. »Wonach strebt der Mensch? Ja, sehn Se, Herr, er will gern glücklich sein. Nu? Er is nich glücklich, wenn er keine Liebe hat. Das steht ja auch schon in der Bibel geschrieben. Was mei'm Sohn seine Älteste is, die Cilla, die hat erscht gestern gelernt …«, er wußte nicht recht, was, und half sich mit einem: »nu, dann wär' eben alles nix. Die Cilla sagt es sehr scheene uff — —›de Liebe is das Größte‹, sagt se.«

»Arme Frau!« Elisabeth blickte mit gesenktem Kopf in ihren Schoß; nun wiederholte sie noch einmal leise: »Arme Frau!«

»Ja, ja,« meinte Mile, »da habt Ihr wohl recht, Heinze!« Sie philosophierte auch gern, in Berlin fand sie nur nicht das Publikum dafür. »Ach Gott, was is der Mensch! Da is man versessen auf was, und 's is einem doch nich zum Guten. Als der alte Lindner tot war, haben sie sich gleich geheirat', der hat's immer nich zugegeben, dem war die Obsts Marie nich reich genug. Nu hat sie gemeint, sie hat das Glück zu Hauf, und was hat sie?« Sie stieß einen Seufzer aus. »Ja, ja, 'runterreißen läßt sich's nich vom Himmel. Guck, Wilhelmchen,« sie ließ [274] das Kind auf ihrem Schoß stehen, »da hat deine Mama gewohnt, da is sie 'runtergesprungen, da von der Mauer is sie 'runtergefallen mank die Scherbeln. Ach, mein Gott!« Mile stieß einen hellen Schrei aus. »Da liegt noch die alte, zerbrochene Eisenkette, die hat immer da gelegen, da hat sich deine Mama ein Loch in den Kopf dran geschlagen! Mein Gott, mein Gott!«

Da war das Gutshaus mitten im großen Garten; sie fuhren an der Mauer entlang, die es gegen die Landstraße zu umgab.

Zwischen riesigen Baumwipfeln hindurch leuchtete das rote Ziegeldach, so behaglich und doch so wetterfest schaute es durch das Grün. Hähne krähten, ein Hund bellte.

Elisabeth war aufgesprungen, sie stand im Wagen und reckte den Hals; jetzt stieg sie auf den Sitz, mit einer Hand stützte sie sich auf ihres Mannes Schulter. Ebel hieß den Kutscher langsamer fahren.

»Ich sehe was, ich sehe was! Da ist der Kiesweg in der Mitte, die Zentifolienhecke blüht wieder. Wie hoch die geworden ist! Und da sind die Lilien; sind's dieselben, die ich gepflanzt habe? Und da die Johannisbeersträucher, und da der Pflaumenbaum — er hängt ganz voll!« Elisabeth streckte beide Hände aus. »Ach, und da ist die Eismiete, da spielten wir immer Verstecken, und da …«, ihre Stimme bebte, »da ist der alte Nußbaum, darunter — da hab' ich gesessen, als ich zum erstenmal was schrieb! Ach!« — Ihre Gestalt schwankte, die Pferde hatten angezogen, sie wäre gefallen, wenn ihr Mann sie nicht gehalten hätte.

Nun war es nur noch eine kurze Strecke, die kleine Erhebung die Straße hinauf. Der Atem des Waldes schlug ihnen entgegen, voll harzigen Duftes. Es fingen die knorrigen Riesenstämme an, vom letzten Abendstrahl mit rotem Gold begossen … es hoben sich die breiten Wipfel nadelscharf vom reinen Äther … es kräuselte sich der Rauch der Försterei, und Frau Jung stand [275] in der Tür, ihr altes, freundliches, wohlbekanntes Gesicht lachte über und über.

»Herzlich willkommen, Fräulein Elisabeth!« sagte sie, wie sie es hundertmal gesagt hatte, wenn das junge Mädchen angelaufen kam. »Das ist schön von Ihnen, daß Sie uns nicht vergessen haben. Nehmen Sie fürlieb bei uns! — Mann!« schrie sie — er war ziemlich taub und hatte das Rollen des Wagens nicht gehört —, »sie sind da! Die Elisabeth ist da!« —

Ebel konnte in der ersten Nacht nicht schlafen; es war heiß in der kleinen Stube, sie hatten das Fenster offen gelassen, nun zog der Harzduft des Waldes herein mit jedem Windhauch. Man hörte den klagenden Schrei eines Brachhuhns und das Bitberit des Wachtelkönigs und traumhaften Unkenruf in der Ferne. Ein wunderbarer Strom floß durch das niedrige Fenster, ein Strom von unverbrauchter Kraft, von Tau, von himmlischer Reinheit, von stiller Sicherheit. Über die heißen Augen strich es mit kühlen Fingern. Und draußen war ein immerwährendes Rauschen, ein heimliches Flüstern; hier sang die Nacht ein Wiegenlied, so süß, so leise, wie keine Mutter es singen kann. »Schläfst du?« flüsterte er.

»Nein«, gab sie ebenso leise zurück.

Die Förstersleute hatten ihnen ihr Ehebett eingeräumt; da lagen sie nun auf dem Lager, wo sonst die alten Menschen Seite an Seite schliefen — junge Menschen, und doch weit voneinander getrennt. Ebel hatte sich ganz an den Rand gelegt; sie lag am anderen. Er lauschte: würde sie noch etwas sagen? Nein, sie sagte nichts, aber daß sie auch jetzt noch nicht schlief, wußte er, er hörte es an ihrem Atem.

»Elisabeth,« flüsterte er wieder nach einer Weile. »Schlafe; warum schläfst du denn nicht?«

»Ich denke so viel. Ohne Liebe! Arme Frau! — — — Hörst du, was der Wald spricht?«

»Soll ich das Fenster schließen?«

[276] »O nein!« Sie setzte sich im Bett auf. »Das tut mir gut. Schlafe du nur!« Sie sagte nichts mehr. Auch er schwieg.

Draußen immer das Rauschen … immer das Rauschen … immer dasselbe Lied. Seine Gedanken fingen an, sich zu verwirren, er konnte nicht mehr widerstehen — — — da — — er schreckte auf, hatte sie das Bett verlassen? Er reckte den Arm, so daß er sie hätte berühren müssen — leer!

»Elisabeth!«

Keine Antwort. Er richtete sich auf. Da lehnte sie im Fenster, weit hinausgebeugt, und hatte ihn nicht gehört.

Er sprang aus dem Bett. »Elisabeth«, flüsterte er, hinter sie tretend und sanft ihren Arm berührend. »Komm, leg’ dich nieder!«

Langsam wandte sie sich nach ihm um, er sah, daß sie geweint hatte.

»Komm, du erkältest dich!«

»Ich habe zugehört. Ich bin warm geworden dabei, ganz warm. Horch!« Sie legte den Finger auf den Mund. Draußen ward das Rauschen voller, immer stärker und stärker das Lied; die Kiefernwipfel neigten sich säuselnd, lauter schien die Wachtel zu locken — so viele Stimmen in der Nacht, in dem Wind, in dem Raum zwischen Himmel und Erde.

»Ich höre sie alle«, sagte sie träumerisch. »Ich verstehe sie alle. Ich danke dir,« flüsterte sie weich, »du hast mich hierhergebracht!« — — —

Das war die erste Nacht, und andere Nächte folgten, in denen sie sanft schliefen, ermüdet von der Luft, die ihnen durch alle Poren drang bis in die Seele. Die Erregung ließ nach, eine sanfte Abspannung folgte.

Das Kind gedieh prächtig, seine Bäckchen waren rot und seine kleinen Beine braun gebrannt; pfeilgeschwind rannte es jauchzend durch den Wald, Mile konnte, lachend und scheltend zugleich, nicht rasch genug nachkommen. Und der alte Jung [277] ließ ihn auf der Kuh reiten, und bei der Lindnern im großen Obstgarten las er Birnen auf, sein ganzes Schürzchen voll. Die Witwe war närrisch mit ihm; jeden Morgen stand sie schon, die Hand über die Augen gelegt, und sah die Dorfstraße hinunter nach ihm aus. Zuweilen blieb er den ganzen Tag bei ihr, das war dann ein Fest für beide. Gegen Abend ging Elisabeth und holte ihn, dann fand sie die Jugendgespielin auf der grün gestrichenen Bank vor der Tür, den Knaben auf dem Schoß; und wenn sie wieder ging, ihr Kind an der Hand, stand die Einsame noch lange und blickte ihnen nach.

Das war ein Bild, das Elisabeth nicht vergaß; es prägte sich ihr unauslöschlich ein. Immer sah sie die schwarze Gestalt vor der Tür des verödeten Hauses — nichts Teures mehr drinnen. Kein Liebeswort, kein Kindergeschrei … bezahlte Knechte trappsen über den Hof und jagen die Mägde hinter die Scheuer … da ist kein Herr, der nach dem Rechten sieht, Mietlinge führen den Segen des Feldes heim. Das ist eine Arbeit ohne Freude. Und die Witwe starrt sehnsüchtigen Auges in die untergehende Sonne, die rund und rot hinter dem Wiesengrund versinkt; ihr Trauerkleid flattert im Abendwind, scharf umrissen hebt sich die schwarze Gestalt ab von der weißen Mauer des Gehöftes. Arme Frau!

Und so waren viele, die Elisabeth beschäftigten. Langsam, ganz allmählich kam ihr der Wunsch, in die Hütten des Dorfes hineinzublicken. Da waren Kinder ohne Mutter … da war der Mann

ein wüster Gesell, der seine Frau prügelte und sein kleines Vierjähriges nach Schnaps schickte … da ein uraltes Pärchen, das, einander stützend, unter dem Birnbaum am Schweinekoben wackelte … da Pioszeks Lisa, die Leichtsinnige, die auf jeden Tanzboden sprang … da die knochige Gestalt des jungen Geistlichen und da seine hübsche Frau, die er aus lauter Frömmigkeit fürchtete, zu sehr zu lieben. Da war der schöne Müllerssohn auf seinem Wägelchen, der die Mädchen nas[278]führte … da der ausgemergelte Handelsjude, der Lumpen und Hasenfellchen eintauschte gegen Nadeln und Zwirn … da der Stadtmetzger, der das Vieh aufkaufte. Da war der geizige Ende-Lange, der sein Geld im Keller vergraben hatte, und da die arme Magd, die ihm nur um Kleidung und Essen diente, froh, daß man ihren blöden Jungen mit auf dem Hofe duldete.

Ebel zeigte seiner Frau den Knaben, wie er des Ende-Langes Schweine hütete. Selbst schmutzig wie ein Schwein, ohne Schuh und Strümpfe, ohne Hemd, nur mit einer zerrissenen Hose bekleidet, lag er am Grabenrand, darin das Rüsselvieh wühlte, und rührte mit den Beinen den Schlamm um. Ebel hatte ihm einmal ein Butterbrot geschenkt, nun lief das verhungerte Kind hinter ihm drein wie ein Hund; seine kleine, magere Hand war immer ausgestreckt.

Aber da waren auch freundlichere Bilder: glückliche Ehen, glückliche Kinder, sonnige Stuben, fleißige Burschen, sittsame Mädchen. Eine Fülle von Gestalten drängte sich durch die Dorfgasse, Mitleid heischend, Freude erregend, Lachen fordernd, Tränen entlockend — sie verlangten gebieterisch ihr Recht, man vergaß sich selbst unter ihnen.

Und im Garten des Gutshauses kamen die Erinnerungen dazu, lugten hinter jedem Busch vor, liefen hallend durch die öden Gänge des Gebäudes und klopften an die verschlossenen Stuben.

Elisabeth machte nicht oft von der Erlaubnis Gebrauch, hier hineinzugehen, selten holte sie sich beim Verwalter den Schlüssel; es wurde ihr so seltsam bange an der verlassenen Heimatstätte, da

war sie nun doch nicht mehr zu Hause.

Das erstemal hatte sie lange allein unterm Nußbaum gesessen, sie hatte das so gewollt. Aber dann jagte sie auf einmal fort, nahm sich kaum Zeit, die Pforte zu schließen, jagte an der Mauer entlang, den Hügel hinauf — da kam ihr Mann ihr entgegen, von weitem schon winkte er ihr. Sie lief ihm atemlos in die Arme.

[279] Nun waren sie drei Wochen hier, Wochen, die lang waren und doch kurz. Lang, weil die Tage äußerlich still verstrichen, einer dem anderen gleich, ohne Hasten, ohne Aufregung — kurz, weil die Natur immer Neues bot, mit jeder aufziehenden Wolke, mit jedem Windhauch, mit dem Auf- und Niedergang der Gestirne, mit jeder sich erschließenden Knospe.

Als sei ihr alles neu geschenkt, so sah Elisabeth sich um. Wo war sie denn solange gewesen? Im Dunklen. »Ja, im Dunklen«, sagte sie sich; erst jetzt sah sie wieder.

Langsam, schwer nur hatten sich die müden Lider geöffnet, aber nun war der Blick wieder klar. Wenn sie am Morgen durch den Wald schritt — noch war jedes Gräschen versilbert, die blauen Glockenblumen zwischen den Farnen senkten sich taubeschwert, über das Moos huschten verschämte Sonnenstrahlen, leise stimmten die Vögel an, um lauter, immer lauter sich auszujauchzen — dann war es ihr, als müsse sie aufschreien, aber nicht in Schmerz, nein, in erlösender, befreiender Empfindung.

Ohne daß sie es wußte, begann sie zu summen, zu singen; zaghaft mischte sich ihre Stimme in das Jubilieren der Vögel. Ihre schweren Schritte wurden leichter, elastisch gab das Moos nach. So war sie als Kind gelaufen, als Mädchen — liebe Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Sie warf sich zu Boden wie damals, die breiten Fächer des Farnkrautes nickten als Schirm über ihr Gesicht; wohlig streckte sie die Glieder, so lang, so faul. Da ging alles zur Ruh'.

Elisabeth hatte Berlin nicht vergessen, aber das Schaudern, mit dem sie anfangs zurückgedacht hatte, wurde schwächer; die Bitterkeit verlor sich. Sie konnte jetzt über das Vergangene sprechen, ohne eine erzwungene Ruhe zu heucheln; sie suchte sogar

das Gespräch, jedesmal sprach sie sich freier. Der Stachel war herausgezogen, die Wunde hatte sich geschlossen; sie fühlte sich wie ein Genesender, der weiß, daß er krank gewesen ist. Und [280] wie der dankbar des Arztes gedenkt, so mußte sie immer an ihren Mann denken.

»Ich glaube an dich!« — — Als alle sie verließen, hatte er ihr das gesagt. Und wieder sah sie den festen Blick seiner hellen Augen in jener dunklen Nacht. Sein Vertrauen, war das nicht ihr einziger Halt gewesen?

Jahr um Jahr ging sie zurück, vier lange Jahre — viel Ringen, viel Enttäuschung, viel Pein. Er hatte mit ihr gehofft, und als sie selbst nicht mehr hoffte, hatte er geglaubt — und sie immer geliebt.

Sie sah sich am Schreibtisch, im Theater, am Bett des Kindes — in ihren tiefsten Nöten. Und aus dem dunklen Wirrsal der Vergangenheit hob sich sein Bild klar ab, immer schärfer wurden die Umrisse, je länger sie hinsah; sein Bild wuchs und wuchs, es wurde zusehends groß vor ihren Augen.

Oft sah sie nach ihm hin mit einer gewissen Schüchternheit. Ob er es merkte, daß sie manchmal in seinen Anblick versank? Früher hatte sie ihn auch oft so traumverloren angeblickt, aber da war es nur Zerstreutheit gewesen, ihre Gedanken waren weit weg. Jetzt waren sie bei ihm.

Ob er es merkte, daß sie ihn suchte? Sie war nicht mehr gern allein; früher hatte sie wohl auch seine Gegenwart gewünscht und sein Nachhausekommen herbeigesehnt, aber nur, um sich vor der angstvollen Unruhe, die sie umhertrieb, zu einem Menschen zu retten. Jetzt war es ein anderes Gefühl.

Sie wurde sich selbst fremd; wie ein neues Ich wachte es in ihr auf, sie mußte sich erst daran gewöhnen. Verwundert hielt sie Umschau. Eine warme Empfindung durchflutete sie — Empfindung über Empfindung —, ach, wer all den Empfindungen Ausdruck verleihen könnte! Die waren zu zart, um in Worte gekleidet zu werden, zu tief innerlich, zu hoch, zu heilig — ja, heilig!

Elisabeth hätte die Hände falten mögen, sie trat in einen [281]

großen Dom; der war nicht aus Steinen, nein, wie aus Waldwipfeln gebaut, das Dach der blaue, der freie, der ewige Himmel. Und in dem ewigen Himmel wohnten Gott und die Kunst und die Liebe; die Menschen unten streckten die Hände aus, die einen gläubig, die anderen aus Gewohnheit, die dritten in unbewußtem Verlangen. Und sie selbst sank auf die Knie unter die Menge, hob wie jene die Hände und betete: »Gott! Kunst! Liebe! Jetzt erkenne ich!« — — —

Ebel sah mit Entzücken die frische Röte auf Elisabeths Gesicht wiederkehren; so hatte sie lange nicht ausgesehen, ihre gespannten Züge wurden wieder rund. »Du siehst aus wie als Mädchen«, sagte er und streichelte ihr die Wangen.

Sie hielt seine Hand fest. Sie saßen miteinander im Wald, die Kiefernwipfel über ihnen säuselten schon im abendlichen Wind; eben war der Knabe noch hier gewesen und hatte Erdbeeren gesucht, jetzt hatte er sich mit Mile hinter den Wacholderbüschen verloren. Sie waren allein. Ein wunderbarer Friede schwebte um sie, über ihnen, so weit das Auge reichte und das Ohr. Nicht einmal ein Holzwagen knarrte, kein Specht klopfte an die Baumrinden, nur ganz in der Ferne tönte wie verlorenes Lachen das Gurren der Waldtaube. Dort in der Lichtung, wo das Gras hochschießt um den kleinen, schilfverwachsenen, wasserrosenbedeckten Tümpel, hoben sich schon langsam weiße Schleier, aber höher, zwischen den fernsten Kiefern, stand noch die Sonne, rund und rötlich, und warf den Heiligenschein um die Natur.

»Oh, wie schön!« rief Ebel rasch. »Sieh hin, wie wunderschön! Und wenn ich denke, daß wir armen Städter das so selten sehen oder nur hinter Mauern und Dunst — wer das beschreiben könnte! Der ist glücklich, der das kann! Präg' dir's ein, Elisabeth, sieh!«

»Ich habe es gesehen«, sagte sie träumerisch und ließ den Blick nicht von seinem Gesicht. »Du hast recht: wer's beschreiben kann! Ja, so aussprechen — das ist eine Erlösung!«

[282] Sie sah sich um mit einem tiefen Atemzug. »Hier bin ich durch den Wald gelaufen, so frisch der Wind, so stark der Duft, ich jung und gesund — die Lust war *zu* groß. Wohin mit allem? Ich

mußte schreiben. Und jetzt …« Sie senkte den Kopf, aber dann hob sie ihn wieder, ihr Auge suchte das ihres Mannes. »Ich wünschte, ich könnte all das, was ich empfunden habe, was ich empfinde, ausströmen lassen.«

»Schreib dich frei, schreib dich frei!« bat er hastig, als sie träumerisch verstummte, und drückte fest ihre Hand. »Wirf's von dir, mach' dich frei!«

»Ich glaube, das hat Heider auch gesagt«, sprach sie nachdenklich. »Wir schreiben uns frei. Gott sei Dank!« Sie sprang plötzlich auf, hoch und schlank stand sie unter den Waldbäumen, es leuchtete in ihren Augen. »Ich schreibe mich frei!« Es klang wie ein Jauchzen, sie faßte mit der Hand in ihr Kleid, als wollte sie es über der Brust aufreißen. »Frei, frei! Ich werde mich frei schreiben, und dann … dann …« Sie kniete plötzlich neben ihm nieder und legte den Arm um seinen Hals. »Oh, wie soll ich dir danken? Ich danke dir vieltausendmal!«

Ihre Lippen suchten die seinen, und sie küßte ihn innig und warm. »Ich danke — ich danke dir!«

»Warum dankst du mir?« fragte er, zitternd vor Bewegung. »Danke deiner Kunst, *die* macht dich frei!«

Lebhaft sprang sie auf. »Dir und der Kunst danke ich, ich kann euch gar nicht voneinander trennen. Siehst du,« sie streckte den Arm aus und wies nach der Seite des Waldes, die schon im Schatten lag, »da war ich, da tappte ich herum, im Dunklen; ich jagte einem Irrlicht nach und glaubte, es wäre mein Stern. Nein,« lächelnd schüttelte sie den Kopf, »das führt in einen Sumpf, darin man langsam, aber unrettbar versinkt, wenn nicht eine Hand da ist, die einen herauszieht, einem wieder auf festen Boden hilft. Du mein guter Mann,« schon kniete sie wieder neben ihm, »das war deine Hand!« Sich dicht neben [283] ihn setzend, lehnte sie den Kopf an seine Schulter. »Jetzt sehe ich wohl den wirklichen Stern, er ist mir noch viel ferner, als ich gedacht hatte, aber«, sie sprach mit der alten, mutigen Energie, »ich werde ihn *doch* erreichen!«

Er sagte nichts, er küßte sie nur; so lange, so fest drückte er sie

an sich, daß ihr der Atem ausging. Es durchschauerte sie seltsam, mit einem unendlichen Wohlgefühl lag sie in seinem Arm.

»Du wirst wieder schreiben«, flüsterte er glückselig. Sein ganzer Stolz, sein ganzer Glaube an sie lag in den paar Worten. »Meine geliebte Elisabeth, schreibe und«, er machte eine Pause, »liebe mich!«

»Ich liebe dich!« sagte sie laut und feierlich.

Wie entrückt sah sie in die sinkende Sonne. »Da kommen Bilder und Bilder, Gestalten und Gestalten, ich kann sie nicht zurückdrängen, sie kommen immer näher — aber mitten darin bist du. Sie scharen sich um dich — du trägst ein helles Licht, ich sehe sie alle so deutlich, ach, so deutlich durch dich! Ach!« Mit einem Schrei, halb jubelnd, halb schmerzbewegt, entfuhr es ihr: »Ich *muß doch* wieder schreiben!« Lachend und weinend zugleich sprach sie: »Ich werde auch wieder leiden. Wer hätte wohl etwas geschaffen, ohne zu leiden? Aber ich werde doch glücklich sein, denn«, sie sah ihm mit ruhiger Heiterkeit tief in die Augen, »ich werde frei!« — —

War das ein Abend gewesen! Ebel hatte das Gefühl, als dürfe er den nie vergessen, als sei er ein Merkstein für sein Leben, für das Elisabeths — für ihr gemeinsames Leben. Lange hatten sie noch mit den Förstersleuten vor der Tür gesessen.

Der alte Jung war heute besonders mitteilsam; er erzählte dem jungen Ehemann von »Fräulein Elisabeth«, als die noch klein war. Das Sternenlicht flimmerte über sein schrumpliges Gesicht und zeigte all die behaglichen Schmunzelfalten. »Ja, die war immer ’n besonderes Mädchen,« schloß er, »aber dass sie noch mal so was werden würde, eine, die schreibt …!«

[284] Elisabeth war zusammengefahren, und Ebel blickte rasch auf. »Woher wissen Sie denn das, Vater Jung?!«

»Ei, das wissen sie doch alle im Dorf«, lachte die Frau, und der Alte schmunzelte: »Da is auch nich einer hier herum, der’s Buch nicht gelesen hätte, die ›Einfachen Geschichten‹.«

»Die sind schön«, fiel die Frau ein. »Ich habe Sie immer fragen wollen, woher Sie denn das alles wissen, Fräulein Elisabeth? Ich

hab' mich nur geniert. Du, sag' ich zu meinem Alten, als wenn die ne Laterne gehabt hätte und hätt' die Herzen abgeleuchtet wie unsereins den Stall. Sie denken wohl, weil wir hier so auf dem Land wohnen, sind wir zu simpel, um so was zu verstehen? Das haben wir doch verstanden. Die kennt uns bis ins Geblüt, sagen die Bauern, die hat en Herze für uns! Unser Kreisphysikus, der Herr Doktor Mannhardt, der hat's Buch verliehen, wer weiß wie oft.«

»Mein Doktor!« Elisabeth schlug froh die Hände zusammen. »Mein lieber, alter Doktor! Wilhelm,« wandte sie sich lebhaft zu ihrem Mann, »den hätten wir längst besuchen müssen. Wir wollen auf der Rückreise zu ihm, ja?«

»Gern, sehr gern!«

»Oh, Fräulein Elisabeth!« Die alte Frau hatte die Hände der jungen Frau ergriffen. »Sie haben ein rechtes Geschenk vom lieben Gott bekommen. Sie müssen glücklich sein!« — —

Ein rechtes Geschenk vom lieben Gott — glücklich sein! Das ging Elisabeth durch den Kopf, als sie spät abends am Bettchen des Kindes standen. Nie war ihr der Knabe lieblicher erschienen. Sie fühlte sich frei und leicht, das Blut floß rascher durch die Adern mit einem warmen, starken Erguß. »Die kennt uns, die hat ein Herz für uns«, immer wieder tönten ihr diese Worte in den Ohren, und sie fühlte ein freudiges Herzklopfen, eine glückliche Erregung. Sich freuen mit den Fröhlichen, weinen mit den Weinenden, ja, *das* konnte sie!

Von raschem Impuls getrieben, umschlang sie ihren Mann. [285] »Ich will weiter nichts«, sagte sie hastig. »Und wenn mich auch niemand sonst kennt, ein paar Herzen nur, vor allem dein Herz! Und eine Kunst hab' ich doch auch«, setzte sie hinzu und hob stolz den Kopf. »Ich habe sie *doch*!«

Sie standen am Fenster; sie sprachen leise, um das Kind nicht zu stören, es klang wie das Geflüster von Liebenden. »Dein Stern!« Er wies hinauf zum Himmel. Da stand der Abendstern, größer als alle anderen, funkelnd im blauen Licht. »Der steht unwandelbar, der vergeht nicht!«

*

Sommertage, Sonnentage waren dahingegangen. Schon wehen weiße Fäden immer dichter über die leeren Felder, schon sind die Morgen und die Abende kühl, in den Nächten tut es wohl, sich warm aneinanderzuschmiegen. Die Früchte in den Gärten locken; strotzend von Saft, schwellend von Reife, hängen sie an den Bäumen, man braucht nur leise daran zu rühren, so fallen sie einem in den Schoß. Das ist die köstlichste Zeit des Jahres. Kein schmachtendes Frühlingssehnen, keine ermattende Sommerglut, nein, herbstlich gesunde Frische, und doch noch kein Vergehen. Alles ist reif, voll, gesättigt von freudigem Genießen.

»Jetzt verlassen wir all das«, sagte Elisabeth, als sie am letzten Abend über die Heide schritten, Hand in Hand. Mit einem großen Blick sah sie sich weit um; mit geöffnetem Mund, mit zitternden Nasenflügeln sog sie den herben Duft ein, ihr glänzender Blick wurde feucht. »Wie der Wind geht«, murmelte sie. »Wie das riecht, riecht — ha, so köstlich!« Sie breitete die Arme aus und sprang auf die kleine Erhöhung mitten im voll blühenden Heidekraut. Hier sah sie noch weiter hinaus, hier blähte der Wind ihre Kleider und blies sie durch und durch. Sie stieß einen Schrei des Entzückens aus. »Siehst du, Wilhelm, wie schön das alles ist? Man muß es lieben, man kann [286] es gar nicht genug lieben. O du mein Land, du meine Heimat!« Noch weiter breitete sie die Arme aus und drückte sie dann mit einer inbrünstigen Gebärde an die Brust.

Er trat zu ihr, und, ihr in die feuchten Augen sehend, fragte er: »Wird es dir schwer, die Heimat zu verlassen, Elisabeth?«

»Nein. Meine Heimat ist nur bei dir, das fühle ich wohl. Und ich nehme ja alles mit.« Ihre Linke faßte seine Hand, mit der Rechten wies sie weit in die Runde: »Alles!« Sie hatte eingeatmet, so tief, so stark, als sollte die Heimatluft ihr die Brust füllen bis zum Rand, bis zum Überfließen. — —

*

Und nun saßen sie in der Eisenbahn, noch wenige Stunden, und die große Stadt, das ungeheure Häusermeer, das gierige, nicht rastende Ungetüm, das Chaos von Menschen und Schicksalen war erreicht.

Der Abschied war überstanden. Wie bei der Ankunft, so waren auch heute morgen die Leute auf die Dorfstraße geeilt; weinend hatte die Lindnern den prächtigen Asternstrauß in den Wagen gereicht und ein Körbchen rotwangiger Äpfel für ihren Liebling. Immer wieder küßte sie ihn.

»Wir kommen wieder«, hatte Elisabeth gesagt und der Weinenden die Hand gedrückt. »Wir kommen wieder im nächsten Jahr, gewiß. Wir kommen immer, wenn wir müde sind. Das Kind soll dich nicht vergessen, wie ich dich nicht vergessen werde, euch alle nicht — und *das* alles nicht!«

»Aufs Wiedersehen«, hatten die Leute treuherzig gerufen. »Auf Wiedersehen!« sagte dankbar Elisabeth. Sie war weich und doch froh bewegt, sie fühlte ihr Herz stark und doch gleichmäßig pochen; ihre Wangen waren rot und gebräunt, ihre Gestalt von kräftiger Frauenfülle. Das war wieder der alte, sonore Klang des Organs; das Lachen war nicht mehr so sorglos übermütig, es war zum Lächeln geworden.

Auf der Bahnstation angekommen, war sie unangemeldet [287] in des alten Mannhardt Doktorstube getreten und hatte ihren Mann an der Hand nachgezogen.

»Alle Wetter, Elisabeth!« Der weißhaarige Mann sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm umpolterte. »Mädel! Frauchen!« Und dann schloß er sie in die Arme. Das war noch die alte väterliche Freundschaft, gemischt mit einem leisen Respekt. »Was ist aus dir geworden, mein Kind,« sagte er achtungsvoll, »eine Dichterin und«, er sah Ebel mit dem klugen Blick der ungetrübten Augen scharf an, dann schüttelte er ihm herzlich die Hand, »eine glückliche Frau! Ich weiß alles«, sagte er und nickte Elisabeth zu. »Da,« er wies auf ein Bücherregal an der Wand, »da stehen deine Bücher! Ich habe dich immer begleitet. Und jetzt,« er klopfte ihr die Wange, wie er es dem

Mädchen so oft getan, »jetzt sehe ich dich, und jetzt freue ich mich!«

Es war eine schöne Stunde gewesen, voll gegenseitiger Freude; als der Doktor Elisabeth ins Abteil half, gab er ihr einen herzhaften Kuß. »Eigentlich müßte ich dir böse sein, daß du dich so lange nicht um mich gekümmert hast, aber, weiß der Kuckuck, ich habe dich doch lieb behalten.«

Die Lokomotive stieß den Dampf aus. »Ab Berlin!« schrie der Schaffner.

Der Alte sprang zurück, riß den Hut vom flatternden weißen Haar und schwenkte ihn kräftig. »Hallo! Mach' deine Sache gut! Lebe wohl, Elisabeth Reinharz!«

Ein schriller Pfiff — fort geht's mit Sausen und Dampf und Funkensprühen. Die blauen Wälder bleiben zurück, die rote Heide und die stillen Felder. Eine Wolke von Rauch stößt der Schornstein aus, die Lokomotive pustet und schnaubt und stöhnt, neue Kohlen wirft der Heizer in die Glut, der Rauch wird dichter, schwarz steigt er in die klare Luft — immer heißer, rascher, immer stürmischer —, fort aus der Stille in die Welt!

Berlin … Berlin …! Da tauchen die Vororte auf, rastlos fliegt der Zug vorbei … da Wasserwerke und Gasrotunden … [288] da Fabriken und Magazine … da Kohlenplätze und Lagerspeicher … da fließt die Spree, beladene Kähne schleppen Holz, Steine, Früchte. Da sind noch Äcker, mit Gemüsen und Kartoffeln bestellt … unzählige Vorposten, ins Feld gerückt, um herbeizuschaffen, um herzustellen, um einzuheimsen für das große, gefräßige Ungeheuer.

Die Geleise werden breiter … hierhin, dorthin … sie sind nicht mehr zu zählen. Eine Riesenstraße führt hinein in den Riesenschlund. Die Wagen rollen rascher, eiliger drehen sich die Räder, die Achsen werden heiß; die Menschen können es kaum mehr erwarten. Sie werden dahingerissen, immer näher.

Schon sinkt die Wolke von Staub und Dunst und Qualm, fahlrötlich, durchschwelt von Laternen und Schloten und Lichtern. Es ist dunkel, aber keine Kühlung weht; da arbeiten Millionen von

Lungen und stoßen den Atem aus — kein Feierabend. Da rühren sich noch unzählige Hände. Keine Ruhe, keine Rast — Berlin, Berlin!

Elisabeth stand am Fenster, vom Arm ihres Mannes umschlungen.

»Berlin«, sagte Ebel und wies hinaus. Da streckten sich die ersten Häuserreihen, riesenhoch und riesenlang, Fäden eines ungeheuren Netzes, Arme eines Polypen, der festhält und umklammert.

»Berlin«, sagte sie leiser und lehnte sich fester an ihn.

»Fürchtest du dich?«

»Nein!« In kräftiger Entschlossenheit richtete sie sich hoch auf und drückte seine Hand. »Mein geliebter Mann, warum soll ich mich fürchten? Vor der Welt?« Lächelnd schüttelte sie den Kopf.

»Ich ringe ja nicht mehr nach Erfolg und Ruhm. Jetzt weiß ich's: *Befreiung und Frieden* — das ist die Kunst!«

Druck von Gebr. Mann, Berlin.

Zu diesem E-Book

Cover
Clara Viebig um 1900.
Aus: Fritz Abshoff: Bildende Geister. Band 1.
Vestergaard, Berlin 1905, S. 59.

Textvorlage
Clara Viebig: Elisabeth Reinharz' Ehe.
Es lebe die Kunst!
Roman.
Berlin: Neufeld & Henius Verlag, [o. J.; ca. 1929].
20. Auflage.
Eigener Scan und eigene OCR.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung blieben, bis auf offensichtliche Druckfehler, unverändert. Die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante ersetzt (»«), gesperrter Druck wird kursiv wiedergegeben. — Die Seitenzahlen der Originalausgabe finden sich in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Originalseite.

Bibliografische Angaben
Zuerst veröffentlicht unter dem Titel:
›Es lebe die Kunst!‹
Berlin: E. Fleischel, 1899.

©whink | im April 2025
whink44@posteo.de